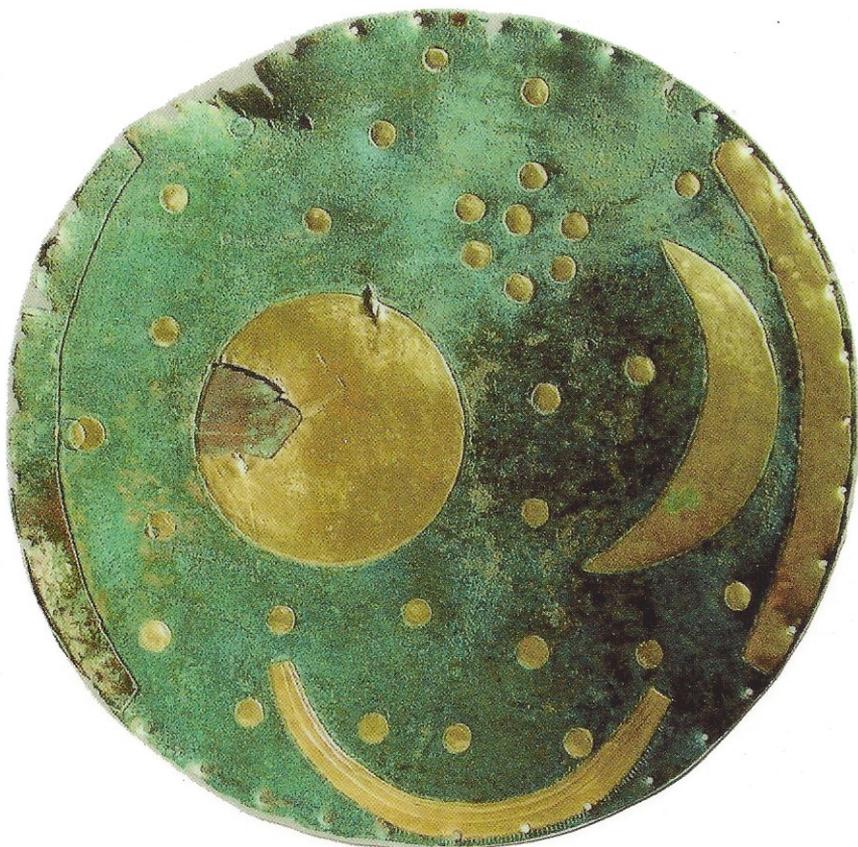


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2003



Jahrg. 15, Heft 3, Dezember 2003



ISSN 0947-7233

Titelbild: Die Himmelscheibe von Nebra (zu Artikel S. 675 [Presse])

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Gesamtregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2004 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 10,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990-1991 je 20,- ; 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 = 32,50; 1999-2000 = 35,- ; 2001-2002 = 37,50 ; 2003 = 32,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 15, Heft 3
Dezember 2003

Editorial: Drei Lustra

Mit Zufriedenheit stellt der Herausgeber fest, dass es gelungen ist, auch den 15. Jahrgang der *Zeitensprünge* (vormals *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*) erfolgreich abzuschließen. Das Wagnis, statt eines Vereines eine Zeitschrift zu pflegen und für ihre Abonnenten jährlich oder anderthalbjährlich Treffen abzuhalten, hat sich dauerhaft gelohnt, ist doch die Lebensdauer des einstigen, weitgehend unfruchtbaren Vereins um mehr als das Doppelte übertraffen, übersteigt die Zahl der Abonnenten die Zahl der Vereinsmitglieder um mindestens das Achtfache. In Zeiten wie diesen, in denen zahlreiche Periodika vom jähen Internet-Tod bedroht sind, ist es mehr als erfreulich, dass das gedruckte Medium wenigstens in einigen Bereichen seine Bedeutung behaupten kann. Unsere Themen sind darauf angewiesen, sonst verlieren sie sich im allgegenwärtigen Ungefähr beliebig vieler Informationen.

Vor fünf Jahren erschien zum Zehnjährigen von Walter Klier ein Porträt der *Zeitensprünge* in der Berliner *taz*. Von dem damaligen Schub an neuen Abonnenten profitiert das Bulletin noch heute. Bekanntlich nimmt es nach wie vor wenig Rücksicht auf lang geübte Lesepraxis, sondern überfällt seine Leser mit Aufsätzen, die oft sehr ins Detail gehen und stets zur Überforderung neigen. Da ist Zuspruch und Empfehlung äußerst willkommen. Außerdem haben auch die verschiedenen Themen Konjunktur: Anfänglich auf die Antike konzentriert, trat ab 1991 das Frühmittelalter hinzu, das sich auf Grund der großen Resonanz in den Vordergrund geschoben hat. Doch das kann sich mit einem einzigen Befund wieder umkehren.

In diesem Zusammenhang darf ich zweimal Dank aussprechen: Einmal denen, die für diese Hefte weitere Interessenten gefunden haben, zum anderen den Spendern von Patenabonnements. Seit dem Aufruf im letzten Heft sind 14 Abos eingezahlt worden, die postwendend verschickt worden sind. So liegen die Aufgaben auf mehreren Schultern: Autoren mit beruflichen Kalamitäten weiter einzubinden und ihnen Forschungsarbeit zu ermöglichen, vor der wir alle profitieren – und Menschen auf die Zeitschrift aufmerksam zu machen, die 'eigentlich' viel mit unseren Gedanken anfangen könnten, so sie ihnen überhaupt bekannt wären.

Es ist eine schon vertraute Fügung, dass **Gunnar Heinsohn** als Mitherausgeber immer dann einen runden Geburtstag feiert, wenn auch der Mantis Verlag sein Wiegenfest feiert und die Jahrgänge der Zeitschrift sich runden. Zum 60. Geburtstag hat er sich zusammen mit Otto Steiger, dem zweiten Geburtstagskind, einen veritablen Kongress über die Wurzeln aller Ökonomie, einen neuen Blick auf Eigentumsrechte gegönnt, an dem Redner aus acht Nationen teilnahmen. Da können die *Zeitensprünge* nicht mithalten, sondern nur in Gestalt einiger ihrer Autoren dort als Vortragende partizipieren. Zwar sind unsere Glück- und Segenswünsche für den Jubilar nicht gering zu veranschlagen, doch an Geschenken erhält er nur seine eigene Bücherliste, die kaum länger ausfallen könnte. Chapeau!

Apropos Geld. **Der nächste Jahrgang der *Zeitensprünge*** fordert seinen Obolus. Wir wollen aber nicht die Finanzierungsmethode einführen, wie sie für das neue Wissenschaftsmagazin *PLoS-Biology* erfunden worden ist: Seine Hefte werden kostenlos abgegeben, während die Forscher 1.500 \$ für die Veröffentlichung eines Artikels bezahlen. Vielleicht ist das die Zukunft für wissenschaftliche Publikationen, aber für die *Zeitensprünge* weder die baldige Zukunft noch die Gegenwart.

Für das abgeschlossene Jahr 2003 wollte ich nicht nur die Heftzahl von vier auf drei senken, sondern auch den Umfang eines Jahrgangs auf 600 bis 650 Seiten reduzieren. Ersteres war leicht, das zweite jedoch nicht durchsetzbar. Insofern erwies sich die Rücknahme des Preises von 37,50 auf 32 € als zu mutig, zumal die Bundespost das Porto für Büchersendungen gewaltig verteuert hat, was bei der Kalkulation noch nicht bekannt war. Insofern pendelt sich nun der **Inlandspreis** in der Mitte, bei 35,- € ein, der **Auslandspreis** steigt wieder auf die ursprünglichen 40,- €. Wer eine Rechnung/Quittung benötigt, möge dies bitte bei der Einzahlung vermerken.

Weil bei unseren Jahrestreffen regelmäßig die Frage auftaucht, wann wir uns in welcher Stadt getroffen haben, füge ich, mit den besten Grüßen und Wünschen für 2004, die gesamte Liste an:

- | | |
|-----------------------------------|----------------------|
| 1982 Wolfenbüttel ("Zeugung") | 1992 Baden-Baden |
| 1982 Münster (Gründung GRMNG) | 1993 Frankfurt/Main |
| 1983 Bonn | 1994 Bremen |
| 1984 Berlin | 1995 Gräfelfing (ZS) |
| 1985 München | 1996 Hamburg |
| 1986 Leverkusen | 1997 Leipzig |
| 1987 Münster | 1998 Leonberg |
| 1988 Gräfelfing (Auflösung GRMNG) | 1999 Paderborn |
| 1989 Frankfurt/Main (VFG) | 2000 Aachen |
| 1990 Wien | 2002 Regensburg |
| 1991 Berlin | 2003 Erfurt |

H. C. F. Steiger
4.12.

Bücher von Gunnar Heinsohn 1994 - 2003

- 1995 **Warum Auschwitz?** Hitlers Plan und die Ratlosigkeit der Nachwelt; Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek
- 1996 **Eigentum, Zins und Geld.** Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft; Rowohlt, Reinbek (mit Otto Steiger)
- 1996 **Was wollte Hitler?** Auschwitz und die Lehre von den drei Weltzeitaltern; Universität Bremen: Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung / Schriftenreihe Bd. 2
- 1997 **Inflation and Witchcraft of the Birth of Political Economy.** The Case of Jean Bodin Reconsidered; Universität Bremen: Institut für Konjunktur und Strukturforschung, als IKSF Discussion Paper, Nr. 8 (mit Otto Steiger)
- 1997 **Anfang und Ende des Klimawahns;** St. Gallen: Managementzentrum (MZSG)
- 1997 **Kontroversen der Geldentstehung:** Streit um die Anfänge des Geldes; Universität Bremen: Institut für Konjunktur und Strukturforschung, als IKSF Discussion Paper, Nr. 11 (mit Otto Steiger)
- 1997 **Post-Genocidal Reconciliation in Rwanda:** Are There Lessons from Germany?; Universität Bremen: Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung / Schriftenreihe Bd. 3
- 1997 **Die Erschaffung der Götter.** Das Opfer als Ursprung der Religion; Rowohlt, Reinbek
- 1998 **GULag und Auschwitz:** Ein Wort zur Klärung der Differenz; Universität Bremen: Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung / Schriftenreihe Bd. 6
- 1998 **Why Was the Holocaust Different from All Other Genocides?;** Universität Bremen: Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung / Schriftenreihe Bd. 7

- 1998 **Lexikon der Völkermorde**; Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek; zweite Auflage 1999
- 1999 **Privateigentum und Geld**. Kontroversen um den Ansatz von Heinsohn und Steiger. Herausgegeben von Karl Betz und Tobias Roy (enthält vier Beiträge von G.H. und O.S.); Metropolis, Marburg
- 2000 **Das Eurosystem und die Verletzung der Zentralbankregeln**: Was man darüber wissen muß und was dazu gerne verschwiegen wird; St. Gallen: Managementzentrum (mit Otto Steiger)
- 2000 **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit. Neuerlich erweiterte, dritte Auflage; Mantis, Gräfelfing (jüngste Auflage 2003)
- 2001 **Geld und Zins**: Gemeinverständliche Grundlegung der Wirtschaftstheorie; St. Gallen: Managementzentrum (MZSG)
- 2001 **Jüdische Sklavenarbeiter Hitlerdeutschlands**; Universität Bremen: Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung / Schriftenreihe Bd. 9
- 2002 **Eigentum, Zins und Geld**. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft. Zweite, durchgesehene Auflage; Metropolis, Marburg (mit Otto Steiger)
- 2002 **Eigentumstheorie des Wirtschaftens versus Wirtschaftstheorie ohne Eigentum**. Ergänzungsband zur Neuauflage von «Eigentum, Zins und Geld» (mit Otto Steiger); Metropolis, Marburg
- 2003 **Söhne und Weltmacht**. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen; Orell Füssli, Zürich
- 2004 **Property, Interest and Money**. Foundations of Economic Theory; Routledge, London (i. V.; mit Otto Steiger)

Die Bücher bis zum 50. Geburtstag im November 1993 sind enthalten in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart. Interdisziplinäres Bulletin* V [=1993] (5) 6 f.

Der oben genannte Sammelband von 1999 listet 135 geldtheoretische Veröffentlichungen von Gunnar Heinsohn und Otto Steiger auf (S. 55-71).

Die 30 in der vorliegenden Zeitschrift ab 1994 erschienenen Artikel sind wie die früheren im Gesamtregister unter www.mantis-verlagzu finden.

Thüringen als Zentrum Jahrestreffen zu Erfurt

Heribert Illig

Deutschlands Mitte: Weimar, Jena, Erfurt, genau die Schnittstelle von 51. Breitengrad (Stonehenge, Aachen etc.) und 11. östlichen Längengrad, zugleich die Schnittstelle, wenn man die 'Eckpunkte' Deutschlands in seinen heutigen Grenzen diagonal verbindet. Nicht genug mit dieser globalen Situation, kamen wir mitten in der überaus sehenswerten Altstadt unter. Das Johannes-Lang-Haus der Erfurter Stadtmission bietet, von der Straße aus nicht zu erwarten, einen großen und luftigen Saal, der auch für die bislang größte Teilnehmerzahl angemessen war. Für das leibliche Wohl sorgte man sich schräg gegenüber in Deutschlands angeblich ältestem Steinhaus (1117 als Hospital gestiftet), der Engelsburg, die den Gast mit einem freundlichen "Duck dich" in ihren niedrigen Räumen empfängt. Das vorabendliche Entree fand in dem Restaurant Zumnorde statt, dessen Nebensaal fast zu klein war für all jene, die zum Teil von weit her kamen, ob Brüssel, Wien, Zürich oder Toronto.

Schon der erste Abend setzte sich in die Nacht hinein fort. Trotzdem stand eine erkleckliche Anzahl Unentwegter bereit, um sich bereits zu früher Morgenstund' durch den Dom führen zu lassen.

Am späteren Vormittag begann dann der Kreis an Vorträgen, der für manch' einen nicht einmal das Wichtigste an so einem Treffen ist. Zum Auftakt musste zweier Verstorbener aus unserem Kreis gedacht werden, Dr. Lee Reichel, Wien, und Heinrich Becker, Uelzen. Beide waren treue Teilnehmer gewesen, so lange es ihre Krankheiten zuließen. Nach einer Schweigeminute ging es ans frühe Mittelalter.

Andreas Birken, Hamburg, hielt den Eröffnungsvortrag, indem er uns von den überaus dürftigen karolingischen Funde im Elsass berichtete. Der wichtigste aller Orte ist der Odilienberg, den aber auch keine Karolingerfunde, sondern bloß Legenden auszeichnen. Insofern wandte sich der Vortragende ertragbringend dem alemannischen Herzogtum und seinen Verbindungen zum elsässischen Herzogtum zu (s. S. 525).

Er wurde gefolgt von *Gunnar Heinsohn*, Bremen, der uns nach Sizilien mitnahm. Die kunstgeschichtlich reichste Insel des Mittelmeers kann ab der Steinzeit mit Vielem aufwarten, doch das frühe Mittelalter hat weder von Arabern, Juden noch Christen irgendwelche Funde vorzuweisen (s. S. 540).

Zu den vielen und seltsam repetierlichen Eroberern Sizilien gehörten auch die Fatimiden, mit denen der *Ausrichter*, München-Gräfelting, fortfuhr. Ihm

ging es darum, Indizien dafür zu finden, ob nun der Islam oder das Christentum als erstes an der Uhr gedreht hat (s. S. 556).

Nach der Kaffeepause gab **Axel Brätz**, Eberswalde, der Veranstaltung Lokalkolorit, indem er die von ihm und seinem Bruder Herwig gefundene Urbanoglyphe der Stadt Erfurt vorstellte. Nachdem das Bild des Esels mit- samt seinem seltsamen Flügelreiter sehr gewöhnungsbedürftig ausfiel, gab es hier die lebhafteste Diskussion (s. S. 601, 617).

Weniger Diskussionszeit ließ uns **Ewald Ernst**, Horn, als er über "Römisches an der Weser" berichtete. Ihm lag daran, nach einer Betrachtung des Hellwegs ausführlich Heribert Klages' Befunde in Corvey darzustellen. Insofern blieben die Städte westerabwärts bis hin nach Bremen noch ohne Darstellung. Insgesamt gesehen mehren sich die Anzeichen für Römisches nördlich des Limes, ohne dass sich bislang ein mehr als diffuses Bild abzeichnen will.

Am nächsten Tag wurde dem offiziellen Beginn noch ein knapper Vortrag von **Johannes Neumann**, Radebeul, vorgeschaltet, in dem er seine Forschungen zu Altem und Neuem Testament vorstellte. Der Ausblick auf einen in Rom geborenen Jesus von jüdischem Adel weckte allerdings Befürchtungen, dass hier die Forschung aus dem Ruder läuft.

Auf eherner Grundlage berichtete dagegen **Gerald Schmidt**, Roßlau/Elbe, als er über die Himmelscheibe von Nebra Bericht gab. Rund 50 km nord- östlich von Erfurt gelegen, waren dort nicht nur das rätselhafte Objekt, sondern auch noch Bodenfunde entdeckt worden, die viele Ansichten über den Haufen warfen. Der Sensationsfund traf erst die Kriminalpolizei und dann die Fachgelehrten unvorbereitet – doch wie sollte es auch anders sein. Da mittlerweile eine Reihe weiterer Untersuchungsergebnisse vorliegen, kann der Aufsatz auf S. 675 noch mehr bieten als der Vortrag.

Mit **Hans-Erdmann Korth**, Stuttgart, ging es neuerlich um den Wert der C14-Datierung und damit neuerlich um die Kalibrierkurve und ihre Gewichtung. Kontrahent Hans-Ulrich Niemitz beobachtete in der Diskussion ein unstillbares Bedürfnis nach C14-Datierungen, das ihm rätselhaft war. Aber es wird nicht helfen, C14 in Bausch und Bogen zu verdammen, so lange es akzeptierte Daten liefert. Korrekte Daten liefert es allenfalls im 2. Jtsd., wenn schriftliche Datierungen und die daran justierten Dendro-Daten kalibrierend zugezogen worden sind. Bevor allerdings von richtigen Daten zu sprechen wäre, müsste aufgedeckt werden, wie viele Datierungen ausgesondert worden sind, bevor das "korrekte" Datum veröffentlicht worden ist. Von einer Publikation aller, auch der verworfenen Messungen, sind wir jedoch weit entfernt.

Auch um Datierungsfragen, aber in einer ganz anderen Dimension, ging es bei **Milton Zysman**, Toronto. Er sprach in seinem Vortrag, den Gunnar

Heinsohn abschnittsweise übersetzte, von alten Zeiten und jungen Gebirgen. Ausgangspunkt waren die Appalachen, denen laut Tiefenbohrungen die 'Wurzeln' fehlen. Der Gebirgsaufbau widerspräche also dem Lehrbuchverlauf, was zu weitreichenden Überlegungen führte. Die Beobachtungen von Asteroiden und Kometen haben uns einige Erkenntnis gebracht, was das Mitschleppen von Gesteinsmaterial angeht. Die Hypothese lautet in diesem Kontext: Was wir an großen Faltegebirgen sehen, die ja ein globales System bilden, ist der Niederschlag von Gestein extraterrestrischer Herkunft auf der Erde. Demnach wären es keine ursprünglichen Faltegebirge, aufgeworfen an den Kanten von tektonischen Platten, sondern später verformtes Material, das der Weltraum geliefert hat. Wir erwarten für die *Zeitensprünge* die deutsche Fassung, an der Ulf Heinsohn arbeitet. Nachdem Goethe 'gleich nebenan' zu Hause war, ist es eine Reverenz an den großen Meister, ihn anschließend die gleiche Grundidee bald 200 Jahre früher schildern zu lassen (s. S. 476).

Ebenso global dachte **Armin Wirsching**, Hamburg, als er die Frage aufwarf: Wer hat eher den Erdumfang gemessen: Eratosthenes oder die Ägypter? Er demonstrierte uns ausführlich, wie Eratosthenes (gest. -194) seine Erdumfangberechnung anstellte. Das Messen der Schattenlänge erlaubte auch eine Berechnung des Erdumfangs, ohne dass deswegen die gesamte Länge von Syene bis Alexandria auf dem Boden hätte ausgemessen werden müssen. Im Folgenden wurde gezeigt, dass auch bei den Ägyptern vergleichbares Wissen bereitstand, abzulesen etwa aus dem Amduat, einem Jenseitsführer aus der Zeit um -1500, oder aus dem Cheops-Sarkophag. Wirsching vertrat die Auffassung, dass die Ägypter schon sehr früh und also deutlich vor Eratosthenes in der Lage waren, mit Schattenmessungen Distanzen zu berechnen, die Erdkrümmung zu erkennen und den Erdumfang zu ermitteln. Nachzulesen ist der Vortrag in der Zeitschrift *Der Vermessungsingenieur* [2003 (5) 380-384].

Hier ist auch an die Gravitationswaage zu erinnern, die **Christoph Marx**, Basel, zur Demonstration aufgestellt hat. Er ist überzeugt, damit nachweisen zu können, dass verschiedene Materialien ihr Gewicht unabhängig von der Schwerkraft verändern. Die Mutmaßung, dass etwa Quecksilber (mercury) unter dem Einfluss des Planeten Merkur sein Gewicht verändere, mutet allerdings aus dem Munde eines ausgewiesenen Esoterikgegners ähnlich seltsam an wie ein aus Holz gebautes Feinmessinstrument, das nicht hinreichend gegen Schwankungen der Luftfeuchtigkeit und andere 'Unwägbarkeiten' geschützt ist.

Zum guten Schluss gab **Ralf Radke**, unser verdienter Quartiermacher in Erfurt, einen historischen Überblick über unsere Arbeiten zu Amarna wie zu den vorderasiatischen Kulturen, insbesondere zu den Sargoniden. Ausgehend vom Kobaltblau, das Ägypten aus dem Erzgebirge angeliefert bekam, und den

damit einhergehenden Chronologiebrüchen, die G. Heinsohn einstens aufgezeigt hat, referierte er über alle divergierenden Ansätze, wie sie insbesondere Heinsohn, Winzeler, Zeller und der Ausrichtende geäußert haben. Das Material ist mittlerweile so komplex, dass es allmählich eines Schwertes bedarf, um den Knäuel durchzuhaufen.

Was einst das Schwert war, wird heute das Internet. Wichtig ist, was dazu am Rande der Tagung noch beschlossen worden ist. **Andreas Otte** stellt über eine Webseite u.a. eine Datenbank zur Verfügung, in der Publikationsverweise, Ereignisse (Funde, Personen, Geschehnisse etc.) und zeitliche Beziehungen zwischen diesen Ereignissen gespeichert werden sollen. Ziel ist es, Ausschnitte aus dieser Menge von Ereignissen und Beziehungen auf ihre Konsistenz zu prüfen und so zu einem möglichst widerspruchsfreien Geschichtsbild zu gelangen. Der aktuelle Stand der Datenbank ist nur ein erster Vorschlag, wie ein solches Projekt strukturiert sein könnte. Alle Leser der *Zeitensprünge*, insbesondere die Autoren, sind nach Sichtung des aktuellen Standes aufgerufen, Ideen und Vorschläge zur besseren und einfacheren Nutzung zu äußern. Um Zugriff auf die Datenbank zu erhalten, muss man sich in der Website mit einem Benutzerkürzel und Passwort anmelden. Ansprechpartner für Datenbank, Website und zum Einrichten der Zugangsdaten ist Andreas Otte (E-mail: andreas.otte@debitel.net). Die Vergabe der Zugangsdaten erfolgt in Abstimmung mit H. Illig. Nach der Anmeldung auf der Startseite von <http://www.chrono-rekonstruktion.de> gelangt man über die 'Datenbank'-Schaltfläche und einen Maus-Click auf "Zugang zur Datenbank" auf die eigentlichen Datenbank-Seiten. Im Fußbereich der Datenbank-Seite findet sich der Link "Hilfe". Der dortige Text sollte den Einstieg in die Nutzung und Bedienung der Datenbank erleichtern.

Es sollen dort auch die jährlichen Stichwortverzeichnisse der *Zeitensprünge* zusammengefasst abfragbar werden, wie das schon bislang mit den Aufsätzen möglich ist. Was dem Chronologiegroßprojekt Wien nützt, muss unseren Bemühungen nicht schaden.

Schlussendlich dankte **Peter Mikolasch** im Namen der Corona dem Ausrichter und vor allem **Beba Jan-Illig**, die sich nach Kräften bemüht hat, am Büchertisch und durch viele unabdingbare organisatorische Hilfestellungen den lebhaften Eindruck zu erwecken, dass die eigentliche Musik bei ihr im Vorraum, nicht im Hauptsaal spielte.

Teilnehmer in Erfurt

Albrecht, Gisela, Meppen ♦ Albrecht, Jürgen, Meppen ♦ Anwander, Gerhard, München ♦ Babendreyer, Achim, Bonn ♦ Bartusel, Immo, Hamburg ♦ Beaufort, Jan, Würzburg ♦ Becker, Ulrich, München ♦ Birken, Andreas, Hamburg ♦ Brätz, Axel, Eberswalde ♦ Brätz, Herwig, Rostock ♦ Czapanski, Ronald, Berlin ♦ Diedrich, Klaus, Gladbeck ♦ Enzi, Siegfried, Wien ♦ Ernst, Ewald, Horn-Bad Meinberg ♦ Frank, Werner, Solnhofen ♦ Franz, Ulrich, Heidelberg ♦ Gärtner, Wilfried, Körle-Empfershausen ♦ Geissler, Dagmar, Erfurt ♦ Günther, Karl, Landau ♦ Heer, Marlies, Gudensberg ♦ Heinitz, Irmgard, Brahmenau ♦ Heinitz, Volker, Brahmenau ♦ Heinsohn, Gunnar, Bremen · Gdansk ♦ Heinsohn, Henning, Bad Schwartau ♦ Heinsohn, Rita, Bad Schwartau ♦ Heinsohn, Ulf, Berlin ♦ Helmecke, Angela, Bielefeld ♦ Helmecke, Herbert, Bielefeld ♦ Hinrichs, Eibo, Oyten ♦ Hinrichs, Marianne, Oyten ♦ Hoffmann, Dieter, Brüssel ♦ Holz, Elmar, Bergholz-Rehbrücke ♦ Hügenell, Willi, Meckenheim ♦ Hupfer, Sebastian, Erding ♦ Illig, Heribert, Gräfelfing ♦ Jan-Illig, Berislava, Gräfelfing ♦ Kahlenberg, Monika, München ♦ Kahlenberg, Roland, München ♦ Knaust, Manfred, Bremen ♦ Korth, Hans-Erdmann, Stuttgart ♦ Korth, Annerose, Stuttgart ♦ Langberg, Holger, Wedel ♦ Langer, Ingrid, München ♦ Lewin, Karl-Heinz, Haar ♦ Löhner, Franz, Penzberg ♦ Lutteroth, Daniela, Bad Füssing ♦ Luttheroth, Volker, Bad Füssing ♦ Maas, Ad, Heeze-Leende ♦ Marx, Christoph, Basel · Liechtenstein ♦ Mikolasch, Peter, Wien ♦ Mißbeck, Johannes, Wiesbaden ♦ Moeller, Martrude, Duderstadt ♦ Neumann, Johannes, Radebeul ♦ Niemitz, Hans-Ulrich, Berlin · Leipzig ♦ Niestroj, Jens, Rotenburg ♦ Nitz, Horst, Olsberg ♦ Odin, Gerhard, Bienenbüttel ♦ Odin, Ursula, Bienenbüttel ♦ Otte, Andreas, Örlinghausen ♦ Overbeek, Paul van, Zoetermeer ♦ Paulsen, Helmut, Rödermark ♦ Radke, Ralf, Erfurt ♦ Rautzenberg, Anke, Berlin ♦ Runckel, Hans-J., Ulm ♦ Schaale, Andreas, Berlin ♦ Schleicher, Christina, Regensburg ♦ Schleicher, Ingeborg, Regensburg ♦ Schmidt, Gerald, Roßlau ♦ Schotten, Johann-Henrich, Fritzlar ♦ Schwankl, Emmanuela, Erding ♦ Spillmann, John, Bäretswil ♦ Starke, Ronald, Leipzig ♦ Thurau, Mike, Erfurt ♦ Vandory, Monika, Bergheim ♦ Vandory, Monika, Innsbruck ♦ Voigt, Ulrich, Hamburg ♦ Weimann, Michael, Rotenburg ♦ Weissgerber, Klaus, Ilmenau ♦ Winkler, Zoltan, Erfurt ♦ Wirsching, Armin, Hamburg ♦ Wittenbreder, Hartmut, Castrop-Rauxel ♦ Zeiler, Stefan, Weida ♦ Zeller, Manfred, Erlangen ♦ Zuberbühler, Robert, Winkel/Zürich ♦ Zysman, Milton, Toronto ♦

(Von der Erdgestaltung)

Johann Wolfgang von Goethe

Wilhelm wurde darauf vom Gehülfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen, welches zunächst gefeiert werden sollte. [...]

Aber mit welcher Verwunderung ward unser Freund erfüllt, als er sich den Hauptleuten vorgestellt sah und unter ihnen in ernster, stattlicher Tracht Freund Jarno erblickte! "Nicht umsonst!", rief dieser aus, "habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauscht; du findest mich hier in Berg und Kluft eingeweiht und glücklicher in dieser Beschränkung unter und über der Erde, als sich denken läßt."

— "Da wirst du also", versetzte der Wanderer, "als ein Hoherfahner nunmehr freigebiger sein mit Aufklärung und Unterricht, als du es gegen mich warst auf jenen Berg- und Felsklippen." — "Keineswegs!", erwiderte Montan; "die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler."

An vielen Tafeln speiste man nach dieser Feierlichkeit. Alle Gäste, die geladen oder ungeladen sich eingefunden, waren vom Handwerk, deswegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ortgemäßes Gespräch entstand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespräch sich gar bald ins Allgemeine, und da war von nichts Geringerm die Rede als von Erschaffung und Erstehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen so wie auf flachen Hügeln zu ihrem Vorteil an. Andere heftiger dagegen ließen erst glühen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das, nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt ins Tiefste zurückgezogen, sich noch immer durch die ungestüm sowohl im Meer als auf der Erde wütenden Vulkane betätigte und durch sukzessiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überströmende Laven die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt nach den anders Denkenden zu Gemüte führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein tätiges Feuer immer einen Herd voraussetzte. So erfahrungsgemäß auch dieses scheinen mochte, so waren manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten: mächtige in dem Schoß der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seien mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in diesem Tumulte

manche Teile derselben weit über Nachbarschaft und Ferne umher gestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seien.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und beteuerte: gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären sein, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre herunterfallen und weite, breite Landschaften durch sie überdeckt werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstürzend aufgefunden werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen auf weit ins Land hingesenkten Gletschern gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet und diese auf glatter Bahn fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich bei eintretender Epoche des Auftauens niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen. Da nun übrigens die Glut des Weines stark mit einwirkte, so hätte das herrliche Fest beinahe mit tödlichen Händeln abgeschlossen.

Ganz verwirrt und verdüstert ward es unserm Freund zumute, welcher noch von alters her den Geist, der über den Wassern schwebte, und die hohe Flut, welche funfzehn Ellen über die höchsten Gebirge gestanden, im stillen Sinne hegte und dem unter diesen seltsamen Reden die so wohl geordnete, bewachsene, belebte Welt vor seiner Einbildungskraft chaotisch zusammenzustürzen schien.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. 2. Buch, 9. Kapitel
Entstanden Mai 1807-1810, 1820/21, 2. Fassung 1825-29

Das Scheitern der Archäoastronomie

Zu Franz Krojer: Antworten von Heribert Illig,
Jan Beaufort und Gunnar Heinsohn

Kr. = Krojer, Franz (2003): *Die Präzision der Präzession*. Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht. Mit einem Beitrag von Thomas Schmidt; Differenz-Verlag, München

I. Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese

Heribert Illig

Viel mehr Ehre kann einem Forscher gar nicht widerfahren, als dass sich ein Kontrahent vier Jahre lang trotz Weib, Kind und Beruf damit beschäftigt, eine Theorie nach allen Regeln einer ihm gar nicht originär geläufigen Zunft zu widerlegen. Insoweit bin ich Franz Krojer dankbar, zumal er sich mannhaft, doch weitgehend vergeblich gegen die "damnatio memoriae" gestemmt hat, die höheren Ortes verfügt worden ist.

Es darf eingeflochten werden, dass es sich bei der "Austilgung des Andenkens" um einen Begriff aus dem römischen Strafrecht der Kaiserzeit handelt. Wegen Hochverrats konnte nicht nur die Todesstrafe, sondern darüber hinaus auch die "damnatio memoriae" verhängt werden. Daraufhin wurden die Standbilder des Staatsverbrechers entfernt, sein Name aus offiziellen Inschriften, manchmal auch aus privaten Urkunden gestrichen. Ich will hoffen, dass die Mediävisten hier nicht im Detail Bescheid wissen.

Bei Krojer gärt es ebenfalls im römischen Untergrund. Sein Buch beginnt mit einem offenen Brief von 1999 an mich, der wohlgemerkt "am Rubikon" verfasst worden ist. Vier Jahre später ist das Buch dann erschienen. Krojer mag also daran gedacht haben, dass Julius Cäsar -49 vom cisalpinen Gallien her das berühmte Flüsschen nahe Rimini überschritten und damit den Bürgerkrieg entfesselt hat. Vier Jahre später verröchelte er unter den Dolchen seiner Feinde. So sieht sich Krojer wohl als Brutus, der dem verhassten Tyrannen als Systembewahrer entgegentritt und ihn nach vier Jahren 'erledigt'. Für Auguren ein aufregendes Bild, denn Brutus und seine Kumpane haben damals für fast 2.000 Jahre (der von Krojer verteidigten Kalenderzählung) genau

jenen Zustand des Prinzipats, des Kaiserreichs herbeigeführt, den sie unbedingt hatten verhindern wollen. Auf den unpassenden Vergleich mit Cäsar verzichte ich gerne; ihm hat Krojer die Grundlage geschaffen.

Krojers 489 Seiten sind eine überaus mühsame Lektüre. Denn er fügt seine über die Jahre geschriebenen Beiträge chronologisch aneinander, wie sie zum großen Teil in eine Internet-Runde eingebracht worden sind. Über die wissenschaftliche Grundregel, dass immer der jüngste Stand einer Theorie zu kritisieren ist, hat ihn offensichtlich keiner seiner Berater informiert. So schleppt er alle eigenen Fehlinterpretationen und Fehler, aber auch längst bereinigte Fehler von meiner Seite unbeirrbar durch die Jahre mit. Weiter werden gerade die wichtigen Themenkomplexe mehrfach angesprochen, so dass es im Buch zu verwirrenden Wiederholungen, Präzisierungen und Wiederaufnahmen kommt, verkompliziert noch durch Nachträge aus verschiedenen Zeiten. Es wäre entschieden besser gewesen, der Autor hätte die wesentlichen Punkte straff zusammengestellt, Nebensächliches, Redundantes und Überholtes weggelassen und auf diese Weise ein halb so dickes Buch präsentiert. So bleibt es dem Leser überlassen, die nach vier Jahren gültig gebliebenen Resultate herauszufiltern – sicher nur für wenige eine lösbare Aufgabe.

Bereits auf S. 143 steht der ultimative Befund: "Das 'erfundene Mittelalter' ist eine Erfindung Illigs". Dies folgert er aus seinem lange Zeit besten Trumpf, der Position der Spica im Sternbild Jungfrau, wie sie im *Almagest* berichtet ist. Diese Argumentation stand schon in seinem offenen Brief von 1999. Jan Beaufort [2001/02] hat darauf in den *Zeitensprüngen* eine gute Antwort gegeben, die Krojer ignoriert hat (s. S. 508). So steht auf diesen ersten 143 Seiten nichts, das die Phantomzeitthese gefährden würde.

Dafür wird manches aufgeboten, was man nicht unbedingt noch einmal lesen wollte. Da steht einleitend [Kr. 19], dass man nach meiner Auffassung "eben versehentlich in diese falsche Zeitrechnung hineingeschlittert" sei:

"Mir ist es wichtig, diesen von Ihnen vorgeschlagenen Mechanismus des Hineinschlitterns in eine falsche Zeitrechnung so in aller Kürze festzuhalten, denn meine Argumente sind nur dann gültig, wenn nicht davon ausgegangen wird, dass eine Mega-Verschwörung vorliegt. Dann müsste die Diskussion nämlich ganz anders, weitläufiger und prinzipieller, geführt werden" [Kr. 19]

Außer Krojer haben alle meine Leser begriffen, dass ich in *Wer hat an der Uhr gedreht?* eindeutig Absicht unterstellt habe, wie bereits der Titel ankündigt. Aber ich bin deshalb keineswegs von einer Mega-Verschwörung ausgegangen, schon gar nicht von einer, die möglichst bis zur Gegenwart den einstigen Geschichtsablauf radikal zu fälschen versucht. Krojers Entweder-oder greift nicht. Krojer argumentiert nun bis zur S. 355 im Wesentlichen astrono-

misch. Dann entdeckt er doch die Mega-Verschwörung und wird nun weitläufig und prinzipiell, indem er zur "Auschwitz-Keule" greift. Dabei hat er eingangs erklärt, "dass auch ich [Krojer] recht direkt in die 'Auschwitzfalle' getappt war" und hinzugefügt, dass das Wort Auschwitz "heute bei vielen unpassenden Gelegenheiten [...] ausgiebig verwendet wird" [Kr. 42]. Daraus wäre zu lernen gewesen (s. S. 516).

Zuvor aber zeigt er, was ein rechter Zuchtmeister ist: Jede Unschärfe, jeder Druckfehler in meinen Texten hat meine völlige Inkompetenz zu demonstrieren, gleich ob im Uhr-Dreh-Buch längst korrigiert oder irrelevant. So ist es ihm ein weiteres Mal wichtig, dass ich das erste Kepler'sche Gesetz nicht richtig wiedergegeben habe: "Die Erde läuft auf einer elliptischen Bahn mit zwei Brennpunkten", wo doch Kepler formuliert hatte: "Die Erde läuft auf einer elliptischen Bahn, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht". Er lastet mir deshalb an, ich möchte "noch zusätzlich durch eigene Ungenauigkeiten Verwirrung stiften" [Kr. 26]. Er spricht es nicht aus, aber es ist klar, dass er mich im dringenden Verdacht hat, das heliozentrische System wieder abschaffen zu wollen. Da lassen sich seine eigenen Worte – "Aus diesem einen Wert macht Marx ein Riesen-Trara" [Kr. 119] – auf ihn selbst anwenden, zumal ihn das Ellipsenbeispiel auf S. 337 noch immer beschäftigt.

Ab S. 41 geht es erstmals um die julianische Kalenderreform. Da bringt er neuerlich seine irrige Auffassung über Schaltfehler unter Augustus. Der Leser erfährt erst ab S. 71, dass es da auch meine Gegenmeinung gibt, die er freilich mit Ablehnung bedenkt.

Krojer kennt bekanntlich alle einschlägigen Passagen aus den *Zeitensprüngen*, hat er doch für seine Newsgroup sogar einmal abgezählt, wie oft der Name Velikovsky in den gesammelten Jahrgängen vorkommt. Nur die Unterscheidung, ob dabei Velikovsky kritisiert oder gelobt wird, hat er vergessen [vgl. Kr. 65 ff.]. Ähnlich verhält er sich bei der Frage nach der gregorianischen Kalenderreform. Er druckt dazu die ganze Bulle *Inter Gravissimas* von Gregor XIII. ab [Kr. 45-51]. Weil darin Bezug auf das Konzil von Nicäa genommen wird, ist der Sachverhalt für ihn klargestellt – *roma locuta, causa finita*. Dass hier trotz päpstlicher Weisung weitergedacht werden kann und muss, hätte er vielfach in den *Zeitensprüngen* lesen können – von der Unmöglichkeit einer Kalenderreform in Nicäa bis hin zur Entdeckung von Werner Frank [2002, 649], dass der Bulle eine Diskussion vorausgegangen war, ob nun 10, 13 oder gar 15 Tage zu überspringen seien. Damit ist die Bulle fragwürdig. Solche Konsequenzen zu ignorieren, führt zu Ausblendungen, mit denen die Leser vor Genauigkeit geschützt werden.

Schön ist die neuerliche Begegnung mit der Sonnenuhr des Augustus. Hier

geht es wiederum um die Schaltregelbenutzung unter Augustus; ein langer Sermon, den ich – wie oben erwähnt – argumentativ pariert habe.

Dass uns die Sonnenuhr bis auf Haaresbreite an die Lösung herangebracht hat – es fehlt nur der antike Hinweis darauf, ob unter Augustus der 23. 9. die Herbstäquinoktie war, die von der Anlage auf dem römischen Marsfeld hervorgehoben wird – kümmert Krojer wenig. Statt dessen weist er immer wieder – Fluch einer aus Einzelpublikationen zusammengestoppelten Buchfassung – nach, dass es keine Garantie für das strikte Einhalten der julianischen Schaltregel gebe. Mehr Zugeständnis braucht es nicht: Indem er klarstellt, dass sehr wohl auch drei Tage dazugekommen oder untergegangen sein könnten, trifft er sich mit mir in folgendem Punkt:

Niemand kann gewährleisten, dass der Kalender noch stimmt. Insofern existiert ein möglicher Schlupf im Kalender, der das Streichen von drei Jahrhunderten (im Prinzip auch das Hinzufügen) zulässt. Mehr ist den alten Quellen nicht abzugewinnen. Die eigentliche Basis schafft der Nachweis der Fundleere in der fraglichen Zeit, was Krojer allerdings erst auf seiner vorletzten Textseite [Kr. 457] anspricht. Krojers Leser ist jedoch noch bei der Sonnenuhr und erfährt dabei viel über extraterrestrisch induzierte Katastrophen und eine neue Unschärferelation: Wenn Illig in einem Punkt nicht vorzuführen ist, dann lässt sich allemal ein anderer Autor oder eine Autorin des Bulletins traktieren. Wehren muss ich mich gegen die Unterstellung, ich würde mir – wie im Falle Buchner – alles nach Lust und Laune zurechtlegen:

“Auf den Punkt gebracht: Illig und der (deutsche) Velikovskyanismus – nein, denn das hat mit Wissenschaftlichkeit – und Einstein bürgt dafür – nichts zu tun” [Kr. 83].

Als ich mich auf Einstein berief, meinte ich seinen Sinneswechsel, als die von Velikovsky postulierte Radiostrahlung des Jupiter nachgewiesen wurde. Daraufhin sagte er seinem Nachbarn Velikovsky in Princeton, für dessen Jerusalemer Reihe er schon in den 20er Jahren publiziert hatte, endlich für die Planetenforschung Unterstützung zu – leider starb er nur Tage später. Natürlich gab es in den Gesprächen zwischen Einstein und Velikovsky Konvergenzen wie Divergenzen [Velikovsky 287-295].

Nachdem sich Krojer nach seiner Meinung ausreichend über die Katastrophismen von Velikovsky und Konsorten lustig gemacht hat [Kr. 111 ff.], während Auswurf-Katastrophen ohne Venusentstehung seine Genehmigung finden [Kr. 112], entwickelt er plötzlich eine Uranus-Katastrophe während der Goethe-Zeit [Kr. 120 ff.]. Demnach wäre die Uranus-Entdeckung kaum früher als 1781 möglich gewesen, weil dieser Planet erst ca. 1750 “von Uranus in die eine Richtung ausgeschleudert und die vielen kleinen Planeten und Kometen [...] in die andere” [Kr. 121]. Auf der Erde folgten deshalb eine kleine Eiszeit und herunterfallende Felsmassen, die er direkt bei Goethe gefunden hat.

(Der Hinweis auf Goethes *Wilhelm Meister* erscheint mir historisch bedeutsam, so dass die einschlägige Passage in dieses Heft aufgenommen ist.) Nachdem sich Krojer ansonsten von Humor nicht angekränkelt gibt, darf man sich wundern, wieso er sein neues Szenario so verabschiedet: "Lächerlich und völlig indiskutabel? In 650 Jahren wird man darauf zurückkommen" [Kr. 122].

Nach diesem merkwürdigen Intermezzo geht es ab S. 125 neuerlich um die Tageszählung im Kalender und neuerlich um Spica in der Jungfrau. Spätestens hier wanken auch treueste Leser. So erfahren sie nicht mehr, dass Krojer zur Abwechslung meine Gegner kritisiert, wenn sie glauben, "Illig mal ganz schnell abservieren zu können" [Kr. 126].

Der Kenner selbst ist unterschiedlich beeindruckbar. Er "traut seinen Sinnen nicht mehr" [Kr. 60], weil ein falsches, in meinem Buch trotz Econs Widerwillen bereits verbessertes Wort seine Astronomenehre beleidigt. Derart sensibel, macht es ihm nichts aus, den Kontrahenten durchaus robust zu beleidigen [Kr. 64 f.]. Dazu gehören "völlig sinnlose, durch nichts zu rechtfertigende Fragen" oder auch "frei erfundene Behauptungen, auf denen er seine These überhaupt aufbauen kann". Wegen einer solchen möchte er mich vorführen, worauf ich das Astronomie-Lehrbuch meiner Studentenzeiten heranzog, das ich zugegebenermaßen schon früher hätte aufschlagen sollen. Doch jetzt war es wieder nichts:

"Was setzt Illig nun in seinem 'Astromanie-Aufsatz' dagegen? Einen Begriffsapparat [...] sowie eine Abbildung, die, um wirklich verstanden zu werden, eine viel ausführlichere, himmelsmechanische Diskussion verlangte, höchste Wissenschaftlichkeit nur vortäuschen soll, denn für unsere historischen und nicht himmelsmechanischen Zwecke reicht es vollkommen aus, von ..." [Kr. 76 f.].

Also mal zu wenig, mal zu viel der Wissenschaftlichkeit, ganz wie es Krojer beliebt, der nur die eigene Haarspalterei zulässt.

Kommen wir zu Wesentlicherem. Klärung ist in einem weiteren, für Krojer sehr heiklen Punkt erzielt. 1.: In immer neuen Anläufen hat er gezeigt – u. a. im Kapitel "Wer hat all die Tage gezählt?" [Kr. 125-147] –, dass es völlig sinnlos sei, von einer präzisen Tageszählung zwischen Cäsar und Gregor XIII. auszugehen.

"Wenn einfach 300 Jahre zu viel sein können, wieso soll dann bei nur 3 Tagen über anderthalb Jahrtausende alles völlig korrekt gelaufen sein?"

"Bewiesen ist, dass mit dem Kalender nichts zu beweisen ist" [Kr. 126 f.].

Mit diesem Ergebnis bräuchte ich kein Problem zu haben, so es stimmte. Es wäre lediglich deutlich geworden, dass ich mir übertriebene Mühe gemacht hätte. Denn beginnend bei den Fälschungen mit antizipatorischem Charakter

– also solche, die erst nach bis zu fünf Jahrhunderten in die tagespolitische Diskussion gekommen sind – bis hin zur rätselhaften Fundarmut hatte ich die Vorstellung, dass nur die herkömmliche Chronologie zu derartigen Widersprüchen in sich führt. Aber um offensichtlich leere Jahrhunderte zu streichen, musste die eindeutige Verbindung zwischen Antike und Gegenwart, musste unser Kalender “unscharf” sein. Er brauchte ‘Schlupf’, z.B. durch eine 1582 nicht weit genug greifende Korrektur. Alle einschlägigen Überlegungen sind überflüssig, wenn ohnehin nicht gesichert ist, dass alle Tage gezählt und alle nötigen Schalttage eingefügt worden sind. Mit seinen feinfühligem Abschattierungen räumt mir Krojer mehr Freiraum ein, als meine Folgerungen benötigen.

Obendrein betont Krojer immer wieder, dass kein Kombattant der Versuchung erliegen dürfe, selbst eine genaue Rechnung der meinen gegenüberzustellen.

“Leider haben sich, wohl durch Illig angestachelt, auch andere Leute darauf eingelassen, Kalenderbeweise gegen ihn aufzustellen – ein Unterfangen, das bestenfalls im Patt enden kann” [Kr. 126].

Er hat das zwar selbst ausführlich getan [Kr. 53-92], aber gleichzeitig betont, dass es ihm bei allem Hin und Her nur “um die Tendenz und das Prinzip” gehe [Kr. 58, dito 74]. Auf jeden Fall kann er die Unschärfe fast quantifizieren:

“Die 3 Tage Unstimmigkeit, die Illig beim Verlauf der julianischen und gregorianischen Kalenderreformen auszumachen glaubt, würden sich vor einem solchen ‘Hintergrundrauschen’ vielleicht gerade noch zu erkennen geben” [Kr. 106].

Somit wären meine kalendarischen Überlegungen schlicht überflüssig gewesen, weil niemand die Genauigkeit unseres Kalenders garantieren kann. Ich hätte also von Anfang an davon ausgehen können, dass 1582 nicht die richtige Anzahl von Ausgleichstagen übersprungen worden ist.

2: Dieses Resultat seiner Bemühungen konnte Krojer natürlich nicht genehm sein. Deshalb all seine Versuche, mit antiken Finsternisdaten, mit babylonischen Himmelsaufzeichnungen und anderem mehr die richtigen, taggenauen Abstände einstiger Ereignisse zur eigenen Gegenwart festzustellen.

Diese werden nicht nur von ihm mit Hilfe immer weiter verfeinerter Computerprogramme berechnet, die Gestirnspositionen mit Sekundengenauigkeit erbringen. Auf welcher Tageszählung aber beruhen all diese Programme? Auf der julianischen Tageszählung (die allerdings laut Auskunft von Krojer gar nicht von Joseph Justus Scaliger und damit aus dem 16. Jh. stammt, sondern erst ab 1849 benutzt wird [Kr. 436 f.]). Diese Programme kennen kein unbestimmbares Hintergrundrauschen, sondern gehen von einem exakten julianischen Kalender aus, in dem ab Cäsar alle Schalttage richtig eingefügt sind

und alle anderen, von Krojer gerade beredt geschilderten Störquellen schlicht unberücksichtigt bleiben. So wird jede babylonische Gestirnaufzeichnung über einen perfekt sauberen, taggenauen Kalender rückgerechnet. Ergo kalkuliert auch Krojer mit dem altvertrauten Standardkalender, dem er gleichzeitig alle möglichen Störungen anlastet.

Also resultieren alle Retro-Gestirnpositionen aus dem Einsatz des eindeutigen julianisch-gregorianischen Kalenders – der anschließend mit diesen Gestirnpositionen bestätigt wird. Von unserer Seite ist immer wieder hervorgehoben worden, dass bislang keine naturwissenschaftliche Methode bekannt ist, die nicht an der herkömmlichen Chronologie geeicht worden ist (C14, Dendro, Eisbohrkerne, Thermolumineszenz) und dabei zwangsläufig deren Fehler übernommen hat, die nur zum Teil durch Kalibrierung entfernt werden konnten. Auch die Archäoastronomie ist von einem derartigen Kreisschluss nicht ausgenommen!

Krojer hat nun die Wahl: Entweder dreht er das 'Hintergrundrauschen' ab oder er verzichtet auf archäoastronomische Rückrechnungen. In beiden Fällen könnte sein Buch noch einmal kräftig verschlankt werden.

Ab S. 147 geht es erneut um den *Almagest* und seine Datierung, neuerliche Reprisen sind zu bewältigen. Immerhin spielt jetzt selbst Krojer mit dem Gedanken, dass der alte, ehrwürdige Sternenkatalog "nicht aus einem 'Guss' ist" [Kr. 154]. Der informierte Leser weiß hingegen längst, dass der *Almagest* als Beweismittel keinen Bestand hat. Ebenso wenig greifen die Nachrechnungen antiker Horoskope, so dass der selbsternannte Spezialist dezent konstatiert: "die Probleme sind doch etwas größer als anfangs gedacht" [Kr. 166].

War bislang die Stoßrichtung klar – contra Illig & Konsorten –, so werden nun ein Professor für theoretische Physik und eine Doktorin für Ur- und Frühgeschichte vorgeführt, weil sie sich erdreistet haben, "über etwas [zu] schreiben, wovon sie möglichst wenig Ahnung haben" [Kr. 171]. Hier möchte Krojer nach eigener Aussage wie ein Zeitenspringer formulieren und gibt neuerlich zu erkennen, dass er eigentlich – nach seinem ersten Ausflug ins Katastrophische – irgendwie doch gerne auf dieser Seite wäre, nachdem die Professorenschaft sein Hobby, die Astronomie, gar so schlecht vertritt. Warum sonst erläutert er den für den Disput entbehrlichen doppelten Sosigenes, wenn nicht für den schönen Satz [Kr. 95]:

"Und lägen zwischen den beiden überlieferten Sosigenes statt 200 Jahren gar 300, dann könnte man dies sogar als einen heißbegehrten Beleg dafür nehmen, dass uns hier durch die Geschichte ein seltenes Beispiel einer verdoppelten Biographie überliefert wurde, mit und ohne Phantomzeit!"

Dass auch Prof. Dieter B. Herrmann die Thales-Sonnenfinsternis anfänglich gegen mich angeführt hat, wird von Krojer gerügt, ohne dabei dessen Namen zu nennen [Kr. 176]. Und er hätte mich einmal sogar fast gelobt: "er hat damit zwar nicht vollkommen, aber durchaus bis zu einem gewissen Grad Recht" [Kr. 175].

Solches Fast-Lob signalisiert, dass sich Krojer sicher fühlt, kann er doch mit der Sonnenfinsternis vom 15. 4. -136 ein Himmelsereignis präsentieren, das zwei verschiedene Keilschrifttexte berichten [Kr. 178]. Dies schreckt uns jedoch nicht mehr, wissen wir doch seit drei Jahren [Herrmann 2000], dass in der Chronik von Bischof Hydatius auch zwei Sonnenfinsternisse enthalten sind, die mit der herkömmlichen Chronologie übereinstimmen. Mit diesem Fund von Dieter B. Herrmann, den Krojer natürlich auch präsentiert [Kr. 185], stellte sich das Problem ganz neu: Wieso irrt sich ein Bischof bei den zehn Pontifikatsbeginnen zu seinen Lebzeiten um bis zu 7 Jahren, kennt aber zwei Sonnenfinsternisse auf Tag und Stunde genau? Warum sind von den 250 aus der Antike tradierten Sonnenfinsternissen mehr als 200, wenn nicht sogar 240 nach bisherigem Stand der Astronomen ungenau bis völlig falsch wiedergegeben? Alles falsch oder vieles bis fast alles richtig – das wäre leicht zu verstehen. Aber so wenige richtige Berichte aus langen Jahrhunderten – doch die dann wie zum Ausgleich überaus präzise? [vgl. Illig 2000b]

Das gleiche Problem könnten wir im archäologischen Bereich haben. Was wäre, wenn in Bayern neben 2.190 Nieten doch 10 archäologische Treffer die fragliche Zeit eindeutig bestätigen würden [Illig/Anwander]? Kann eine aufstrebende Macht wie die Karolinger und eine davor liegende tassilonische Renaissance derart wenige Spuren hinterlassen haben, dass sie an den Fingern zweier Hände abgezählt werden können? Während Fernsehberichte zeigen, wie in Alaska hart an der Beringstraße Lagerplätze steinzeitlicher Nomaden ausgegraben werden, hätten sich die Spuren der größten Macht Mitteleuropas bis auf 'Spurenelemente' verflüchtigt?

Überaus wenige Belege, überaus wenige korrekte Berichte werfen also ganz neue Probleme auf. Krojer als unser emsigster Leser aber blendet sie wieder aus und befindet:

"und es gibt eben doch einige Finsternis-Überlieferungen, die nicht beliebig datierbar sind und sehr wohl dazu taugen, das Projekt 'streicht das frühe Mittelalter' als ohne Aussicht auf Erfolg zu bewerten"[Kr. 187 f.].

Angefügt wird ein Sonnenfinsternisbericht des Simeon von Durham, der sich für 755 jedoch um ein Jahr geirrt hat [Kr. 195]. Das hat ja Richard R. Newton bereits festgestellt: Alte Klosterchroniken irren sich signifikant öfters beim Jahr als bei Monat und Tag, womit klargestellt ist, dass derartige Chroniken nicht fortlaufend entstanden sind. Es sind ganze Klosterchroniken bei anderen

Klöstern abgeschrieben worden; nur so sind Fehler bei Jahreszahlen zu motivieren.

Es folgt ein Sonnenfinsternisbericht von 812 aus dem arabischen Raum, bei dem neuerlich die Ptolemäusproblematik aufgewirbelt, aber nicht geklärt wird [Kr. 203 ff.].

Für die wenigen korrekt tradierten Finsternisse gibt es natürlich eine einfache Erklärungsmöglichkeit: Die richtige Beobachtung ist innerhalb der Chronologie um die Dauer der Phantomzeit verschoben worden. So lässt sich gerade Hydatius mit seiner so unterschiedlichen Präzision mühelos erklären.

Nun rückt für acht Buchseiten der Stern von Bethlehem in den Mittelpunkt von Krojers Interesse, ohne dass daraus neue Erkenntnisse gewonnen werden könnten [Kr. 217]. Es folgt eigenes Erleben während der Sonnenfinsternis vom 11. August 1999. Hier ist ihm wichtig, dass selbst der amtliche Wetterbericht irren kann, weil der Himmel für ihn eine Ausnahme macht: "Auch in München ist der Himmel bedeckt" [Kr. 225] – das gilt nicht für Krojer, der im Stadtteil Giesing die Verfinsternung in allen Details verfolgen kann, auch wenn er sie nicht ganz so ergreifend schildert wie Adalbert Stifter. Da er sich bei freudigen Ereignissen gerne an Chianti labt [Kr. 226], könnte er einmal bei einer längeren Verkostung eine Liste all der toskanischen Kirchen aufstellen, die von der Kunstgeschichte der Phantomzeit zugeschrieben werden. Da werden deutlich mehr Flaschen den Tisch als Kirchen die Liste zieren – und das italienische Wort "fiasco" ginge nahtlos in das sinngemäß so ganz andere deutsche Wort Fiasco über. Würde das Krojer wieder ausblenden?

Da Krojer sein Thema in der ganzen Breite beherrscht, folgt nun eine Kritik an Hertha von Dechend (*Hamlet's Mill*) und David Ulansey [Kr. 229-235]. Beide haben es gewagt, den Begriff der Präzession zu benutzen, was ihnen vergolten wird. H. v. Dechend kommt besser weg, weil die resolute Dame immerhin von "Velikovsky und ähnlichen Schrumpfhirnen" gesprochen hat. Zu den Büchern der beiden AutorInnen hätte Krojer, um seinem Buchthema zu entsprechen, kritische Äußerungen von mir bringen können [meine Rezension von *Hamlet's Mill* 1994, 101-104; 2002, 655], aber da wollte er nicht gleicher Meinung sein. Lieber bringt er eine konträre Meinung aus den *Zeitensprüngen*. Auch dieses Changieren hat Methode: Findet sich bei mir gerade mal kein "Humbug" oder "Hirngespinnst" [Kr. 59, 64], dann werden eben Äußerungen von Gabowitsch, Marx, Müller, Topper, vielleicht auch Fomenko zitiert, nach dem Motto: Sie alle bilden gemeinsam die "Vorhut eines vorwissenschaftlichen Weltbilds". Wer aber allein meinen Namen in seinen Untertitel aufnimmt, sollte primär auf mich als Autor eingehen, nicht auf andere Beiträge innerhalb der *Zeitensprünge*, die keineswegs immer meine Meinung vertreten. Diese Meinungspluralität ist im Impressum vermerkt.

Das Kapitel setzt sich würdig fort mit einem Glückwunsch an Burkhard Kroeber, den Übersetzer von Umberto Eco. Der bekommt das eine Wort "Gratulation" zu einer Preisverleihung serviert [Kr. 239] – nachdem ihm fast drei Seiten lang vorgehalten worden ist, dass einer der besten Übersetzer Deutschlands das Wort Präzession missverstanden hat. Spätestens hier reift der Verdacht, dass Krojer sich das Warenzeichen "Präzession" beim Europäischen Patentamt hat eintragen lassen, worauf er jeden attackiert, der das Wort wissend oder gar unwissend in den Mund nimmt. Altertumsforscher und Naturwissenschaftler werden besonders gerügt, weil ihnen diese himmlische Gesetzmäßigkeit kein lebendiger Begriff mehr ist [Kr. 231].

'Konsequenterweise' folgt nun eine Ehrenrettung der karolingischen Astronomie, bei der neuerlich konstatiert wird, dass es bei mir an "astronomischen Grundkenntnissen und Einfühlungsvermögen" gebricht [Kr. 243]. Wieso? Nun, ich habe gezeigt, dass astronomische Angaben in Grad und Sternzeichen die Reichsannalen des 9. Jhs. und dann erst wieder Aufzeichnungen des späteren 12. Jhs. bringen. Diesen einfachen Tatbestand möchte Krojer dadurch umgehen, dass es sich im 9. Jh. um "eine nur gewünschte Präzision" handele [Kr. 249]. Das macht die Sache noch unerklärlicher: Warum hätte man sich im frühen 9. Jh. die Präzision des späten 12. Jhs. gewünscht? Da helfen all seine vielen Worte über himmlische Kombimodelle, über Merkurdurchgang und einen mutmaßlichen Sonnenfleck nicht weiter. Er unterstellt mir dann, man hätte Konstellationen zwangsläufig zu späterer Zeit berechnet [Kr. 250, auch 263], als wenn nicht einfach auch ein 297 Jahre früheres Ereignis eingeblendet worden sein kann. So resümiert er: "Hauptsache, wir haben uns durchgewurschtelt" [Kr. 246] und spricht dabei zu Recht im Pluralis Majestatis.

Wechsel zum Halley'schen Kometen [Kr. 257-264]. Hier steht seit 1991 meine auf Hermann Hunger gestützte Aussage, dass die errechnete Nahbegegnung des Kometen (837) mit der Erde dazu führt, dass keine darüber zurückreichende Kalkulation Vertrauen genießen kann [Illig 1991, 36]. Angesichts einer um bis fast fünf Jahre schwankenden Umlaufzeit scheint auch die Nahbegegnung selbst nicht gut fixierbar. Krojer beschäftigt sich des längeren mit "Halley 837" und einem anderen Kometen von 817, ohne deshalb die von Hunger gezeigte Unzuverlässigkeit chinesischer Quellen zu berücksichtigen, noch zu bedenken, dass die als real erachtete Tang-Zeit samt ihren Beobachtungen von uns nicht aus der Welt geschafft wird, sondern wahrscheinlich früher zu verorten ist.

Einmal in Fahrt, präsentiert uns Krojer sein ganz erstaunliches Wissen: der große Komet von 1680 [Kr. 265], der Komet des Jahres 17 v. Chr. [Kr. 285] samt Todes-Meteor des Julian Apostata [Kr. 301], Kali-Yuga-Erkenntnisse sowie Aryabhata und Bharata bis hin zu Nehrus Erkenntnissen bezüglich des

Mondes [Kr. 303]. Nach 31 Seiten zur indischen Chronologie lautet sein objektives Fazit:

“Soweit ich sehe kann mittels der indischen Chronologie keine eigenständige Bestätigung der abendländischen Chronologie erreicht werden, wie dies bei der babylonischen der Fall ist” [Kr. 329].

Dafür schon einmal Dank, auch wenn sich seine Sicherheit fürs Zweistromland nicht halten lässt (s.u.). Und es geht mit einer Überraschung weiter:

“Um aber Illig wirklich zu Ende zu denken, ist noch zu fragen, ob es nicht doch ein Szenario geben könnte, das auf authentischen antiken und frühmittelalterlichen Beobachtungen beruht und trotzdem das Einfügen einer künstlichen Phantomzeit ermöglicht: vielleicht sind alle Beobachtungen bzw. Überlieferungen einfach nur auf der Zeitachse gleichmäßig um ca. 300 Jahre verschoben worden, nachdem die Phantomzeit eingeführt worden war!” [Kr. 377]

Da lässt sich nur sagen: Donnerwetter, endlich hilft einer meiner Unbedarftheit auf die Beine. Allerdings ist in diesen Heften zu oft der Gedanke vertreten worden, dass echte Beobachtungsdaten um 297 Jahre versetzt in ein neues chronologisches Konzept eingefügt werden konnten, als dass hier eine originär Krojersche Erkenntnis vorläge (schon in Simmerings Film [1996] und damit Jahre vor Krojers entsetztem Interesse ersetzte ich in der Auseinandersetzung mit Wolfhard Schlosser eine durch Gregor von Tours berichtete Sonnenfinsternis von 590 durch eine besser passende von 887). Aber immerhin ist zu erkennen, welcher Seite Krojer lieber angehören würde: den “guten ‘Out-Laws’”, “wie ich bei Illig anfangs auch hoffte” [Kr. 114]. Aber ich erwies mich als nicht würdig; so gehöre ich zu den “schlechten ‘Out-Laws’” wie v. Däniken oder Velikovsky, die mit allen Mitteln zu bekämpfen sind [Kr. 113], wobei ihn fairerweise besonders ärgert, wenn sich Spezialisten zu Wort melden, die nicht einmal meine Bücher gelesen haben [Kr. 171].

Er geht nun der Frage nach, wo astronomische Daten fix mit geschichtlichen Daten verbunden sind. Da wird er zunächst bei Ptolemaios fündig. Bei ihm sind in Staffelung Zeitabstände genannt: Regierungsbeginn Nabonassar – Tod Alexanders (424 ägyptische Jahre) – Herrschaftsbeginn Augustus’ (294 Jahre) – 17. Jahr Hadrians (161 Jahre, 66 Tage und zwei Stunden) [Kr. 379]. Da für Krojer dank Spica der *Almagest* im +2. Jh. verbleibt, ist dies für ihn ein zwingender Beweis für kalendarische Kontinuität. Bei der Betrachtung durch Beaufort ist der *Almagest* – selbst für Krojer nicht unbedingt aus einem Guss – in seiner Endfassung deutlich jünger, so dass hier die neue Zeitrechnung eingegangen sein kann.

Krojer glaubt mich nun einmal mehr dabei ertappt zu haben, dass ich “ahnungslos plaudere” [Kr. 130]:

“Wer ‘Robert Newton’ anführt und dabei ‘Ptolemäus war ein Fälscher’ sagt, kommt also nicht umhin, anzuerkennen, dass Ptolemäus auf der Basis von Hipparchos fälschte, und er muss diese Basis bzw. die entsprechenden Messwerte anerkennen” [Kr. 130].

Bleiben wir noch einmal kurz bei der von Beaufort überzeugend widerlegten Ansicht, dass der *Almagest* im +2. Jh. entstanden sei. Nur aus diesem Text kennen wir Hipparchs Sternenorte. Newton hat gezeigt, dass Ptolemaios aus den meist geraden Angaben bei Hipparch ‘krumme’ gemacht hat – $0,2^\circ$ oder $0,4^\circ$ statt halben oder viertel Grad, obwohl die Peilung mit nur bloßem Auge leichter zu einer Viertel-, als zu einer Fünftel-Grad-Aufteilung führt. Es gibt eine weitere Erklärungsmöglichkeit: Ptolemaios hat tatsächlich selbst beobachtet, wie es im *Almagest* steht, dann aber mit seinem festen, aber falschen Präzessionsfaktor die so genannten Hipparchischen Werte errechnet. Die hat er aus Anciennitätsgründen glatt – halbe oder ganze Grad – gestaltet, wobei sich für seine eigenen anfänglichen Messwerte die im Text genannten ‘unrunden’ Werte ergeben haben.

Zu relativ? Krojer selbst relativiert sein Stützgerüst für die bisherige Chronologie, indem er Messungen verschiedenen Ortes von verschiedenen Personen annimmt, die Hipparch “in der Rolle eines ‘Projektleiters’ und mit Rhodos als Koordinationszentrale” geleitet hätte, und die so entstandene Datensammlung zudem “später durch weitere Sterne ergänzt wurde” [Kr. 154].

Zurück zu Krojers Nachweisen von Verknüpfungen astronomischer Daten mit Regierungsdaten. Er selbst diskutiert aber schon wieder seinen Lieblingsstern Spica [Kr. 381 f.], als hätte der Leser das nun nicht schon oft genug bei ihm gelesen. Und es gerät ihm jedes Mal komplexer.

Doch er findet zum Thema zurück, indem er eine Tontafel mit den Angaben einer Mondfinsternis präsentiert, die auf das 7. Jahr des Kambyzes, das 225. Jahr seit Nabonassar gelegt worden ist [Kr. 394]. Der Keilschrifttext “scheint bereits von den späteren babylonischen Abschreibern – evt. wegen bereits damaliger schlechter Textlage – verformt worden zu sein” [Kr. 395]. Es genügt für den Moment der Hinweis, dass die Tafel keineswegs aus der Zeit des Kambyzes (konvent. 530–522) stammt. Weitere Erklärungsmöglichkeiten werden sogleich genannt.

Es kommt Krojers neues Trumpf-Ass: eine im einstigen Ost-Berlin verwahrte Keilschrifttafel. Die astronomischen Tagebücher (Inventar-Nr. VAT 4956) enthalten nicht nur einschlägige Beobachtungsdaten [Kr. 397], sondern auch die Datierung vom 1. Nisan des 37. bis zum 1. Nisan des 38. Regierungsjahres von Nebukadnezar (konvent. 604–562). Hermann Hunger, uns als Sprecher des Wiener Forschungsprojektes bekannt [vgl. Illig/Siepe 2003, 249], teilte Krojer mit:

“M. E. gibt es für tausende von Jahre keine gleiche Situation (einschließlich des Königs Nebukadnezar), so dass die Datierung sicher ist” [Kr. 398].

Hier geht es demnach in der Tat um Krojers stärkste Argument: Ist diese Tontafel unbezweifelbar, braucht sich niemand mehr Gedanken über kalendari-sche Verwerfungen während der letzten 2.500 Jahre zu machen. Dann hätte Hunger nicht zuletzt darin Recht, Schwierigkeiten bei der Synchronisation von Altägypten, mykenisch-minoischer Zeit und Vorderasien ausschließlich im -2. Jtsd. zu verorten. Nachdem Krojer es sich gespart hat, die Originalver-öffentlichung durch Paul V. Neugebauer und Ernst F. Weidner [1915] anzusehen, wollen wir uns mit ihr, außerdem mit weiteren Publikationen von Weidner auseinandersetzen.

VAT 4956

Die fragliche Keilschrifttafel stammt aus der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen. Die beiden Editoren sind begeistert,

“stellt sie doch den *ältesten* heute bekannten *astronomischen Beobachtungstext* dar, der in der ausführlichen Form der babylonischen Spätzeit abgefaßt ist. [...] Unser neuer Text ist nun *aus dem 37. Jahre Nebukadnezars II.*, also aus dem Jahre -567/66, datiert, ist mithin *die erste größere rein astronomische Urkunde aus der Zeit vor dem Untergange des neubabylonischen Reiches*. Was seinen Inhalt betrifft, so enthält er, wie alle späteren gleichartigen Dokumente, ausführlich gehaltene Mond-, Sonnen- und Planetenbeobachtungen, Angaben über meteorologische und geologische Erscheinungen, Notizen über Wasserstand und Lebensmittelpreise sowie am Schlusse einiger Abschnitte Mitteilungen über einzelne interessante Kuriosa” [Neugebauer/Weidner = N./W. 29].

Als Beispiel seien drei fortlaufende Einträge zitiert:

- “4. In diesem Monat war der Preis für 1 GUR 12 KA Gerste, für 1 GUR 60 KA Datteln, für 1 GUR ... Kassia [... 1 Šekel Silber ...]
5. Am 1. Šebat (der Tebet hatte 29^d) wurde der Mond im südlichen Fische des Tierkreises sichtbar. 58^m Sichtbarkeitsdauer. Ein Nordwind wehte. Damals: Jupiter hinter dem vorderen Sternhaufen des Schützen []
6. Am 4. stieg die Flut. Am 4. hielt Venus ½ Elle über dem Ziegenfisch diesem die Wage. Am Abend der Nacht des 6. war der Mond von einem Halo umgeben. Plejaden, Hyaden, $\beta+\zeta$ Tauri [..... standen darin]” [N./W. 36].

Kurz zur Erläuterung: Die angesprochene Elle wurde am Himmel mit 2°·0 bis 2°·3 retrokalkuliert [N./W. 78 f.]. Die größte Messgenauigkeit ist mit 1/3 Elle erreicht. Auf Erden maß die Elle 0,495 m und wurde in 24 Finger aufgeteilt [N./W. 43]. Unter den Beobachtungen fällt auch der Eintrag auf: “*berech-*

nete Mondfinsternis", also eine, die in Babylon nicht sichtbar war. Der hohe oder niedrige Stand der Lebensmittelpreise war ein Zeichen für glückliche oder unglückliche Zustände im Land [N./W. 51]. Halten sich zwei Sterne die Wa[a]ge, dann wird dies interpretiert als "steht in gleicher Länge" [N./W. 78].

Von elementarer Bedeutung ist folgende Einschätzung der beiden Autoren:

"Das vorliegende Exemplar unseres Beobachtungstextes entstammt nicht dem Jahre -467/66 selbst. Wir haben es vielmehr mit einer viel späteren Kopie zu tun. Das beweist in erster Linie der sich zweimal findende Vermerk hi-bi 'abgebrochen, verlöscht' (R[ück]s[eite]. 15, 18), wodurch der Schreiber anzeigen wollte, daß er ein Wort der Vorlage nicht mehr entziffern konnte. [...] Für die Annahme einer späten Kopie spricht endlich die Terminologie. Es ist bekanntlich das Bestreben der babylonischen Astronomen gewesen, diese immer kürzer und bündiger zu gestalten. [...] In unserem Texte herrscht nun ein merkwürdiger Wirrwar in der Terminologie" [N./W. 38 f.].

Denn er bringt sowohl späte Abkürzungen wie ár, šap und ŠIM, wie auch die älteren Formen arkat, šap-lat und ŠIM-MAH. Dies wird so erklärt, dass die Abschreiber die Terminologie zum Teil auf ihre Zeit übertragen haben.

Die Daten sind von den Astronomen zur Zeit von Neugebauer/Weidner geprüft und gelegentlich als falsch korrigiert worden. Im größeren Umfeld konnten sich dabei erhebliche Probleme ergeben. Da sich durch VAT 4956 die Bezeichnungen für jeden der beiden Fische klärte, wird

"die große Sternliste Br. M. 86378 [...] durch diese unantastbaren Feststellungen, die zu ihren Angaben in keiner Weise passen, zu einem beträchtlichen Teile einfach auseinander gesprengt. Daß daher sich nun sehr viele Identifizierungen von KUGLER (*Sternkunde, Ergänzungsheft*) und von BEZOLD (*Zenit- und Äquatorialgestirne*) als höchst problematisch oder direkt falsch erweisen, ist natürlich kein Wunder" [N./W. 85].

Der König wird zweimal genannt – gleich am Beginn: "1. 37. Jahr Nebukadnezars, des Königs von Babylon" und in der vorletzten Zeile, in der das nächste Jahr begonnen worden ist: "22. 38. Jahr Nebukadnezars" [N./W. 34, 38]. Die Beiläufigkeit der Königsnennungen erscheint mir auffällig, war aber vielleicht Brauch.

Babylonische Sterntafeln

Ernst Friedrich Weidner hat mehr als 55 Jahre lang – über zwei Weltkriege hinweg – wissenschaftlich publiziert, eine erstaunliche Leistung. Wenn wir eine seiner jüngsten Arbeiten zur Hand nehmen, die Gestirn-Darstellungen auf babylonischen Tontafeln [W. = Weidner 1967], dann werden wir über die

Tontafelbibliothek aus dem südbabylonischen Uruk (Warka) informiert, die in der Seleukidenzeit geschrieben worden ist. Diese Datierung stützt sich auf ein (zerstörtes) Datum des Königs Antiochus und auf eine Darstellung des Mannes im Mond mit Hosen, "was in vorpersischer Zeit undenkbar gewesen wäre" [W. 1967, 7]. Doch es gibt Hinweise auf ältere Vorgaben:

"Andererseits sind fast überall die alten Planeten- und Gestirnnamen verwendet, auch zumeist die in der Spätzeit üblichen Abkürzungen vermieden" [ebd., 7].

"Der Name des Planeten Jupiter wird im Text überall, wie in der älteren Zeit, als ^dsag-me-gar wiedergegeben, nur die Beischrift auf Tafel 2 zeigt die später übliche Schreibung ^dsäg(PA)-me-gar." [ebd., 7, Fußnote]

Bei einer Tontafel (VAT 7851) steht eingangs ein Vermerk wie auf vielen Uruk-Texten der Seleukidenzeit, doch es handelt sich um eine Abschrift:

"Die Beschreibung der Finsternis und ihre Deutung sind völlig in der Form gegeben, wie wir sie in den astrologischen Texten der neuassyrischen Zeit finden." [ebd., 12]

also in der Form des -8./7. Jhs. konventioneller Datierung.

"Es gibt nun auch ein Textbruchstück aus Assurbanipals Bibliothek (also rund 450 Jahre älter), das eine nahe, teilweise sogar wörtlich übereinstimmende Parallele zu Teilen unserer Texte bietet" [ebd., 39].

Genannt wird auch eine Keilschrift (VAT 7815), die "aus dem 120. Jahr der Seleukidenära = 192/91 v. Chr." datiert ist [ebd., 41]

Aus diesen Beispielen lässt sich schließen, dass tatsächlich ältere Tafeln in jüngeren Abschriften vorliegen. Gibt es eine Garantie, dass außer Eingangsvermerken nichts an den alten Texten verändert worden ist? Überraschende Antworten erhalten wir aus Weidners sehr viel älterem Handbuch der babylonischen Astronomie von 1915:

"Aus der Zeit Ašurbanipals stammt dann wieder der erste rein astronomische Text mit Messungen von Fixsterndistanzen, wieder unter Benutzung eines Äquatorialsystems. Dann folgt aus dem 37. Jahre Nebukadnezars die erste Ephemeride, die uns erhalten ist, mit großartig genauen astronomischen Beobachtungen. Und von nun ab besitzen wir astronomische Texte in ununterbrochener Folge bis auf den Beginn unserer Zeitrechnung herab. Was die babylonische Astrologie anlangt, so enthält die Bibliothek Ašurbanipals Texte dieser Gattung, **die gegen 4500 v. Chr. verfaßt oder wenigstens auf diese Zeit zurückdatiert sind**" [W. 1915, 2; Hvhg. HI].

Zurückdatiert? Um was geht es da? Für Weidner ist das offensichtlich: Die Babylonier haben tatsächlich astronomische Beobachtungsaufzeichnungen zurückdatiert.

“Das Zwillingszeitalter (etwa 6200 bis 4400 v. Chr.) galt bei den späteren Babyloniern als der Anfang aller Kultur und alles Wissens. Auf diese Zeit wird daher möglichst alles zurückgeführt.” [ebd., 2, Fn. 3]

“Wie wir unten sehen werden, ist der Text auf das Zwillingszeitalter zurückgeschraubt, und zwar wahrscheinlich auf die Zeit, als der Frühlingspunkt bei η Geminorum lag. Das war vor -4000.” [ebd., 70]

“Wahrscheinlich stehen wir auch hier der Tatsache gegenüber, daß die Babylonier, um den Anschein hohen Alters zu erwecken, den Text auf das Zwillingszeitalter zurückgerechnet haben” [ebd., 74]

Nicht genug mit diesen Fakten, finden sich weitere Hinweise darauf, wie babylonische Keilschrifttafeln innerhalb herkömmlicher Chronologie sinnvoll zu verorten sind:

“Aus Ašurnasipals Bibliothek besitzen wir drei Fragmente von Tafeln kreisrunder Form, die einst, als sie noch vollständig waren, in zwölf gleichmäßige Sektoren zerfielen. Jeder dieser Sektoren enthält am äußeren Rande den Namen eines Monats. Außerdem sind noch zwei konzentrische Kreise gezogen, derart, daß die ganze Scheibe in drei Ringe von gleicher Breite zerfällt” [ebd., 62]

Diese Scheibe wird verständlicher-, aber doch auch verwirrenderweise Astrolab genannt, ein Fall für den Astrolabienkenner Krojer [vgl. Kr. 157-161]. Es stellt sich heraus:

“Das Astrolab B ist um -1000 geschrieben”, gilt aber für eine Zeit, “die weit vor -1000 liegt, da das Astrolab doch nur eine späte Abschrift eines weit älteren Originals ist”,

die Weidner auf “um -2900” berechnet [ebd., 81]. Nach weiteren Beobachtungen zieht Weidner einen Schluss, den Krojer wie bei v. Dechend oder Ulansey perhorreszieren müsste:

“Da auch alle anderen Daten in unserem Texte für diese Zeit vorzüglich stimmen, wie in Kapitel III unter den einzelnen Sternnamen des näheren gezeigt werden wird, so kann kein Zweifel bestehen, daß die *Abfassung des Originals unseres Textes in die Zeit um -3000, also noch vor Sargon I. fallen muß.*” [ebd., 43; Kursivsetzung E.W.]

“Der älteste rein astronomische Text, den wir zurzeit kennen, entstammt der Tempelbibliothek von Nippur und ist um die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends geschrieben. Er verzeichnet zwei so überraschend feine Messungen von Fixsternabständen, daß die Astronomie damals in Babylon schon auf kaum glaublicher Höhe gestanden haben muß.” [ebd. 1]

Wir stehen also vor der erstaunlichen Tatsache, dass die Babylonier wie die Assyrer uralte Aufzeichnungen besaßen, die sie aber oft Jahrtausende später immer noch abgeschrieben hätten. Das könnte nur durch eines motiviert wor-

den sein: Die Aufzeichnungen behielten, weil sie ungemein exakt waren, noch immer wertvolle Informationen. Tatsächlich urteilt Weidner so:

“Man sieht also leicht, daß die Meßkunst der Babylonier in der altbabylonischen Zeit der Meßkunst der hellenistischen Griechen in der alexandrinischen Periode durchaus überlegen war.” [ebd., 131]

Also wäre trotz steter Ausübung der Astronomie das Wissen und Können schlechter geworden. Das erscheint kaum glaubhaft. Es geht aber noch weiter. Weidner rekonstruiert aus den Aufzeichnungen eine Armille:

“Ein solches Instrument besteht aus einem großen ‘Ringe’, dem Meridiankreise, und einer Reihe weiterer innerhalb dieses Ringes befindlicher ‘Ringe’ (hauptsächlich Äquatorial- und Ekliptikalkreis), so daß die Bezeichnung ‘Himmelsring’ durchaus zu Recht bestände.” [ebd., 48]

“Damals [-3000 !] hat man also schon Armillen besessen. Es ist nun nicht anzunehmen, daß sie in der Folgezeit jemals wieder außer Gebrauch gekommen sind. In den 2300 Jahren seit Abfassung unserer Liste bis auf Ašurbanipal sind nun infolge der Präzession eine ganze Reihe Sterne aus einem ‘Wege’ in den andern gewandert, so daß die Annahme, die Babylonier hätten die Präzession nicht gekannt, auch von diesem Standpunkte aus als gänzlich unmöglich erscheint. Um dieses Wandern der Sterne nicht zu bemerken, hätten die babylonischen Astronomen entweder blind oder zu astronomischem Beobachten unfähig sein müssen. Da ersteres nicht gut anzunehmen ist, letzteres durch alles, was wir über die Babylonier wissen, vollständig ausgeschlossen wird, so findet auch hier die schon früher von mir auf anderem Wege bewiesene Annahme, die Babylonier hätten die Präzession gekannt, eine neue Bestätigung.” [ebd., 49]

Damit ist Krojer in eine unangenehme Zwickmühle geraten. Er hat hohnlächelnd Santillana und v. Dechend abgefertigt, weil sie in *Hamlets Mill* das Wissen um die Präzession weit ins Altertum legten. Krojer als einzig kompetenter Sachwalter in Sachen Präzession ist dagegen auf Höhe unserer Zeit:

“Zur Erinnerung: die Präzessionsbewegung der Erde wurde von Hipparchos ca. 130 v. Chr. erstmals richtig begriffen” [Kr. 59].

Wenn also Krojer sich nunmehr auf Weidner und dessen Sicht babylonischer Astronomie stützt, muss er auch das babylonische Wissen um die Präzession im -2. und vielleicht sogar im -3. Jtsd. akzeptieren (auch wenn sie dafür noch nicht die richtige Erklärung gehabt haben dürften). Diesen von ihm nicht bemerkten Widerspruch mag er lösen, wie es ihm möglich ist. Aus meiner Sicht ist klar, dass astronomisches Wissen bei ständiger Ausübung nicht schlechter wird. Insofern erwarte ich kein uraltes Präzessions-Wissen. Vielmehr ergibt sich auch hieraus eine Bestätigung für Gunnar Heinsohn These,

wonach im Vorderen Orient die Reiche drei und selbst vier Mal hintereinander geführt werden. Bei Streichung der Vervielfältigungen klärt sich das geschichtliche, das archäologische und nun auch das astronomische Bild. Ich bin nicht sicher, ob diese Wendung im Sinne Krojers sein wird.

Was die verschiedenen Tontafeln angeht, so wird zu erforschen sein, wie und warum sie ihre Aufzeichnungen rückdatiert haben. Wenn hier Klarheit herrscht, wird man besser beurteilen können, wieso nur in ganz wenigen Fällen ein Königsname vermerkt worden ist, warum man zur Seleukidenzeit reihenweise alte und uralte Aufzeichnungen abgeschrieben hätte und warum die sperrige Keilschrift gerade nach der Hellenisierung noch so extensiv benutzt worden ist [Illig 1999a, 151 f.].

Papyri

Schließlich verweist Krojer auf die in Oxyrhynchos, südlich vom Faijum, gefundenen Papyri, deren seit 1897 ausgegrabene Menge gar nicht quantifizierbar scheint. Es gibt darunter griechisch geschriebene astronomische Aufzeichnungen, die vom -1. bis zum +5. Jh. reichen. Ein einziger ist darunter, der eine Synchronopse mit den Regentenlisten ermöglicht. Er ist auf den 31. 12. des 8. Regierungsjahres Trajans (+104) datiert. Dabei wird ein Himmelsobjekt zwischen verschiedenen Sternen lokalisiert.

“Jupiter wird zwar nicht ausdrücklich in dem von mir zitierten Text genannt bzw. explizit nur in einem beschädigten Absatz direkt neben dieser Textstelle, wie mir Alexander Jones weiter mitteilte; aber wenn wir uns fragen, ob ein bestimmtes Objekt zu dem genannten Datum an dieser Himmelsstelle gestanden habe, so ergeben heutige Rückrechnungen, dass es sich um Jupiter gehandelt haben muss, oder anders gesagt, im Rahmen der herkömmlichen Chronologie kann dieser Bericht eindeutig einer besonderen Himmelskonstellation zugeordnet werden, wodurch die herkömmliche Chronologie als *ein* sinnvoller Interpretationsrahmen ausgezeichnet ist, und dies anhand einer ‘fossilen’ Überlieferung aus der griechisch-römischen Zeit” [Kr. 403].

Thomas Schmidt hat nachgerechnet, in welchen Jahren Jupiter wieder an dieser Stelle stand. Nach seiner Tabelle kehrt zwar Jupiter alle rund 12 Jahre an diese Position zurück, doch Schmidt weiß, dass die Präzision der Rückrechnung nicht das Entscheidende ist:

“Sofern die (sich so zwanglos ergebende) Identifizierung als Jupiter richtig ist, kann also keine Verschiebung der Zeitachse um 297 Jahre vorliegen. Sollte sie nicht richtig sein, so wäre unsere konventionelle Interpretation des angegebenen Datums falsch (da zum konventionell interpretierten Datum eben Jupiter an exakt dieser Stelle stand), und eine systematische

Untersuchung anderer möglicher Kandidaten wäre dann ziemlich uferlos, sofern man nicht ein bestimmtes alternatives kalendarisches Szenario zu Grunde legen würde. Unerklärt bliebe dann freilich immer noch der geradezu astronomische Zufall, dass eine Datumsangabe in einer nicht gefälschten (da original erhaltenen) Quelle von uns irrtümlich gerade so interpretiert wird, dass ein falscher Planet exakt am richtigen Ort steht" [Kr. 415].

Schmidt betont hier gleich zweimal, dass Jupiter "exakt" am richtigen Ort stand. Dabei hat er einleitend vermerkt, dass ihn gerade die Ortsbezeichnung irritierte.

"Es ist mir nicht ganz klar, was es heißen soll, dass Jupiter einen halben Monddurchmesser nördlich und westlich der Verbindungslinie zwischen Delta und Theta [zwei Sterne eines Sternbildes; HI] gestanden haben soll. Jener Punkt, in Bezug auf welchen Jupiter dieser Position hatte, liegt zwar in etwa auf der Verlängerung dieser Linie, aber es wäre ein ziemlich willkürlich gewählter Punkt" [Kr. 412].

So ist eine der 'Bestimmungsgleichungen' dunkel. Auch die Jahresangabe war nicht von vornherein astronomisch einsichtig, weshalb es bei den ersten Rechnerläufen noch keine Jupiteridentifizierung gab. So ist es keineswegs selbstverständlich, Jupiter in dieser Position zu unterstellen. Krojer selbst wusste darum und hat es auch geschrieben, als er noch nicht wusste, dass er eine Nebukadnezar-Datierung vorbringen werde:

"Babylonische Überlieferungen setzen beispielsweise häufig bereits einen bestehenden chronologischen Rahmen voraus und werden innerhalb dessen interpretiert und datiert" [Kr. 174].

Ausflüge

Nach dem babylonischen Triumph, der ihm unter den Händen zerfallen ist, verlässt Krojer die Astronomie, auf die er sich eigentlich im Titel festgelegt hat, um in anderen Wissensgebieten fündig zu werden. Er beginnt mit einem Kapitel über mittelalterliche Fälschungen, zu denen er freilich nichts Eigenes sagen kann. Aber es reicht für eine Akzentverschiebung. Als emsigem *Zeitensprünge*-Leser war ihm unsere Erwähnung der Arbeiten von Constantin Faußner aufgefallen.

"Faußner steht, soweit ich das zu beurteilen vermag, gegen den Mainstream der mediävistischen Forschung bezüglich der Königsurkunden; dass er vielleicht mit Illig in eine 'Schublade gesteckt' wird, ist zu befürchten; abzuwarten, bis die Diskussion vorangeschritten und die Positionen geklärt sind, ist für Außenstehende ohnehin ratsam; doch selbst wenn Faußner gewichtige Argumente brächte, wäre damit noch lange nicht die Phantom-

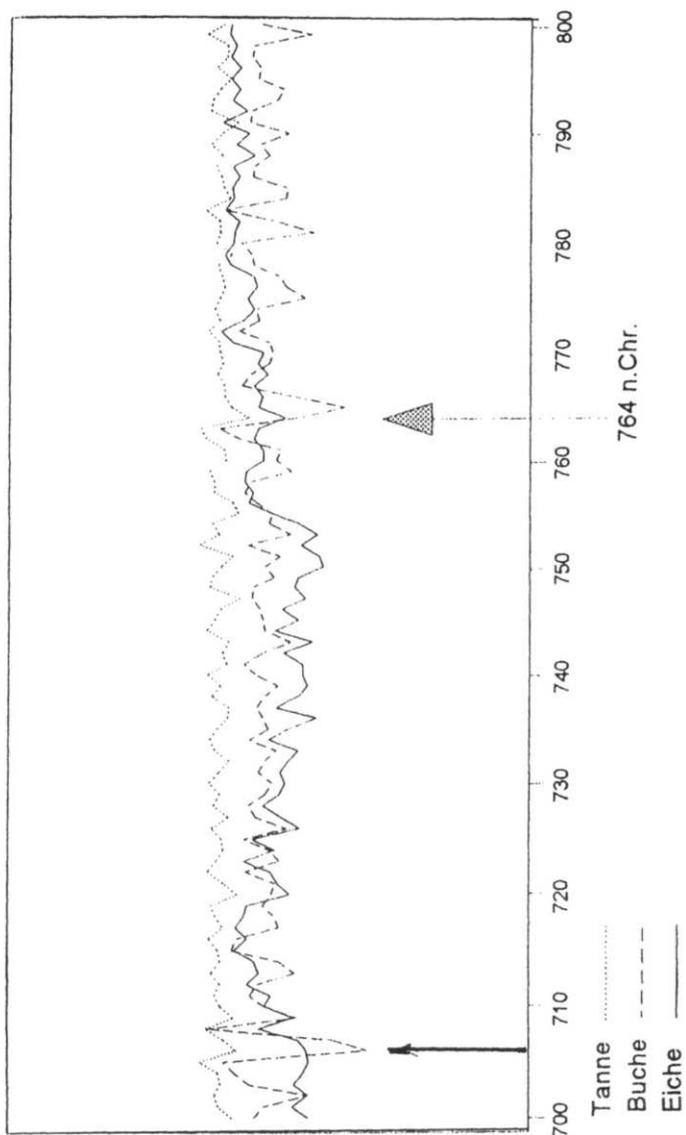
zeit 'bewiesen'. Faußner soll einfach nur einen Karren herausziehen, der ziemlich tief im Morast steckt" [K. 428]

Krojer vergießt also bereits Krokodilstränen darüber, dass ein unbescholtener Rechtshistoriker mit mir in ein und dieselbe Schublade geraten könnte. Dabei ist das keineswegs meine Schuld: Es war Johannes Fried [1996, 312], der mit seinem Aufsatz ganz bewusst Faußners und meine Gedanken zusammengebracht hat, weil ihm beide Richtungen zuwider sind. Es ist außerdem klar, dass Faußner weder die Phantomzeit untermauern will noch sie 'beweisen' könnte. Er belegt mit guten Gründen, dass es vor 1122 keinerlei Grund für die Abfassung der erhaltenen Königsurkunden gab, sondern dass sie durchwegs gefälscht sind. Dieses Ergebnis ist freilich Wasser auf die Mühlen der 'Phantomzeit' (s. Anwander ab S. 518; auf Faußner ist hier noch einmal zurückzukommen.)

Wenn Krojer auf Fomenko et al. zu sprechen kommt, bin ich zum Glück nicht schuld, sondern er entwickelt Verständnis dafür, dass großangelegte Fälschungen in den Wissenschaften viele Durchschnittsmenschen dazu bringen, "in der Wissenschaft mehr Scharlatanerie [zu] vermuten als in der Scharlatanerie selbst" [K. 433]. Hinzufügen ließe sich, dass eine bequeme Geschichtswissenschaft gar nicht herausarbeitet, wo sich bei Fomenko die offensichtlichen Schwachstellen finden. Wenn ihre Vertreter bei jeder Gelegenheit "absurd" schreien, nur um sich Arbeit zu ersparen, dürfen sie sich über die Folgen nicht wundern. Wildwuchs kann nur eingedämmt werden, wenn der mainstream seine Grundlagen auf Widerspruchsfreiheit prüft und bereinigt.

Nun geht der Astronomiespezialist zur Dendrochronologie über, wobei er allein auf Mike Baillie vertraut. Dabei wäre es durchaus nützlich gewesen, auch andere Argumente zu kennen. So quält er sich mit dem Aachener Ringanker herum [K. 335 f.], ohne zu ahnen, dass der mittlerweile von Trierer Spezialisten als nicht mehr dendrochronologisch datierbar erachtet wird [vgl. Illig 2000a, 479 f.]. Dann bringt er eine Reihe römischer Holzfunde [K. 446-449], als ob dadurch unsere Kritik hinfällig würde. Wir setzen schließlich auf verdoppelte Teilsequenzen innerhalb der Standardsequenzen, auch wenn Baillie das für ausgeschlossen hält. Der bemerkt nicht, dass in Europa immer mehr regionale Eichenstandardsequenzen gebraucht werden, um mit all den Widersprüchen und Asynchronizitäten fertig zu werden. Nach unserer Meinung bleiben die römische Datierungen an ihren angestammten Plätzen und besitzen keinerlei Beweischarakter gegen die Phantomzeit.

Zweifel kommen selbst Krojer, wenn er der von Baillie postulierten großen Katastrophe (dendrochron. 536-554) nachgeht. Dieser und David Keys' Katastrophe von 535 hatte ich die Kontinuität in Byzanz vom einfach weitergeführten Bau der Hagia Sophia bis zu den unvermindert weitertobenden



Katastrophenwinter 763/64: Frühmittelalterliche Jahrringchronologien von Tanne, Buche und Eiche (jeweils 1 Kurve) aus Hölzern von Ausgrabungen in Mittelfranken, Ober- und Niederbayern [Herzig 1997, 151]. Gemäß diesen Kurven wäre der Winter 706/07 noch schlimmer gewesen, was aber mangels Berichten ignoriert wird [vgl. Illig/Anwander 127 ff.].

Kriegen entgegengehalten [Illig 1999b, 668 f.] – das überlas Krojer, um dann wie ich Prokop aufzuschlagen und festzustellen: Dass die Geschichte “scheinbar unbehelligt von den äußeren Umständen weiterlief, erzeugt eine ungewisse Nachdenklichkeit” [K. 451], was immer man sich darunter vorzustellen hat.

Zum Glück findet er gleich eine neue Katastrophe: 763/64, von der auch Einhard gesprochen hat. So weist er triumphierend auf die Baumringe von Pfettrach in Niederbayern (s.u.) und in Haithabu. Und so formuliert er auf der vorletzten Textseite seines Buches den Satz:

“Wenn nach den kalendarischen Problemen die vermeintliche archäologische ‘Fundleere’ des frühen Mittelalters der Ausgangspunkt der Illigischen Phantomzeittheorie gewesen sein soll, dann frage ich mich, wie Illig angesichts der vielen dendrochronologisch gut datierbaren Funde aus Haithabu und Umgebung überhaupt zu einer solchen Ansicht gelangen konnte, denn so offensichtlich, wie Illig dies behauptet, ist diese Fundleere nicht festzustellen; sie muss schon extra konstruiert werden, indem sowohl Funde als auch Überlieferungen aus dem frühen Mittelalter in andere Zeiten katapultiert werden” [K. 457].

Zu diesem Urteil kann nur finden, wer sich gründlich abschottet. Nachdem er doch alles von mir liest, hätte er auch den Bayern-Doppelband von Anwander und mir zur Hand nehmen können, der exakt diesem Problem gewidmet ist und mehr als ein halbes Jahr von seinem eigenen Buch erschienen ist. Dann wüsste er, dass die Fundleere auf 70.000 qkm von uns nicht konstruiert, sondern evident ist. Dort stehen die Antworten zur Dendro-Chronologie und auch zu Pfettrach, wo man sich eigens wegen Einhard darauf geeinigt hat, das eigentliche Minimum zu ignorieren (s. Grafik auf S. 498). Aber wenn sie stören, dann blendet Krojer diese 957 Seiten einfach aus, genauso wie die 459 Seiten des *C14-Crashes* von Christian Blöss und Hans-Ulrich Niemitz. Genauso wenig interessieren ihn die in den *Zeitensprüngen* geschilderten Grabungsergebnisse, ob aus Aachen, Großbritannien, dem islamischen Raum, Katalonien, Köln, Polen, Ungarn, etc. etc.

Beim fortlaufenden Besprechen des Buches habe ich 18 Seiten übergangen. Denn dort wird die Emotion bedient. Er will zunächst ein Beispiel dafür bringen, dass die von uns betriebene Spurensuche keineswegs immer zu gültigen Resultaten führt. Das Amsterdamer Judenviertel ist untergegangen; seit den ersten Razzien von 1941 wurden und werden dort die kläglichen Überreste dem Erdboden gleichgemacht. Nur wenige Bauten – das Rembrandt-Haus, zwei Synagogen und zwei Gebäude aus dem 17. und 19. Jh. – haben inmitten einer neuen Straßenplanung überdauert; die Spuren des alltäglichen Leben im Ghetto sind verloren. Diese Verluste werden in einem Buch von 1970 beschrieben, wobei erwähnt wird, dass uns z.B. eine Schilderung

von Egon Erwin Kisch und Bilder von Max Liebermann vorliegen [K. 346 ff.]. Zehn Seiten zuvor hat Krojer meine einschlägige Position abgedruckt:

“Das dritte Reich hat unendlich viele Spuren hinterlassen – Bauwerke, Kriegsschäden, Propagandamaterial, gegnerische Berichterstattung, Zeitzeugenaussagen sonder Zahl etc. etc. –, die ein bedrängendes Zeugnis jener Zeit ablegen. Gerade hier kann eine Prüfung der Evidenz niemals zu dem Schluss führen, dass diese Zeit nie stattgefunden habe” [K. 336].

Die Evidenz im Falle Amsterdams ist genauso klar: Wir haben auf den ersten Blick einige wenige Bauten, Beschreibungen der alten Stadt, Berichte, Bilder. Es gibt mit Sicherheit propagandistische Nazi-Zeugnisse, viele weitere Zeitzeugenberichte, Pressemeldungen vor wie nach 1945, insbesondere Fotos und Filmaufzeichnungen des modernen Abrissgeschehens. Wir haben also ein Bild der Verluste, ohne dass ein Archäologe bereits mit seinen Methoden die Spuren unter den modernen Straßen und Plätzen gesucht hätte. Natürlich sind die “Menschen, Schicksale und Illusionen, Erwartungen” zum allergrößten Teil verloren. Wie sollte es anders sein? Hätte ich je davon gesprochen, dass jedes Einzelleben, gar jedes Gefühl archäologisch belegbar sei? Es ging und geht immer darum: Jahrzehnte und Jahrhunderte gelebten Lebens hinterlassen in besiedelten Gebieten so viele Spuren, dass ihre Existenz mit Hilfe schriftlicher wie archäologischer Quellen nachweisbar ist.

Für Amsterdam liegt die korrekte Antwort längst vor, unbestritten, weil niemand Phantomzeitliches erwartete:

“Geschichtlicher Überblick

‘Keine einzige römische Ruine, keine Hinterlassenschaft Karls des Großen, auch keine romanische Kirche, nicht einmal eine Kathedrale’. Kurz und gut, nichts. Die Einleitung eines berühmten Buches über Amsterdam lässt keinen Zweifel: unter den großen Städten Europas ist Amsterdam die jüngste, ohne antike Vergangenheit, ohne ein Erbe, das weit in die Geschichte zurückführt. Dies leuchtet ein, wenn man weiß, dass die Stadt offiziell erst vor wenigen Jahren (1975) siebenhundert Jahre alt wurde. Die Bataver, ein legendäres Volk, das den Rhein entlangzog, um sich schließlich an der Mündung der Amstel anzusiedeln, hinterließen keine Spuren. Die Römer schenkten diesem ungesunden, sumpfigen und gefährlichen Überschwemmungen ausgesetzten Land keine Beachtung, und nicht einmal dem Heiligen Römischen Reich oder Karl dem Großen gelang es, eine sichere Kontrolle über diese nebligen Küsten auszuüben” [Leonardis 3].

Krojer kümmern solche prinzipiellen Unterschiede nichts, denn er befindet:

“Wenn er [Illig] aber glaubt, seine ‘Phantomzeittheorie’ stünde gänzlich über der jüngsten deutschen Geschichte und alle diesbezüglichen ‘Ängste’

seien unbegründet, dann kann man ihm einfach nur Blindheit vorwerfen, nicht nur bei den Karolingern" [K. 349].

Das mit der Blindheit kann insoweit stimmen, dass ich nur an die gedacht habe, die von Argumenten erreicht werden.

Krojer scheint trotz aller Zuversicht und mächtig geblähtem Buchumfang seinen astronomischen Argumenten nicht zu trauen. So tappt er nun ein zweites Mal [K. 348 f.] in die "Auschwitzfalle", die er schon glücklich überwunden glaubte [K. 42]. Er verfällt auf eine neue Art der Verleumdung. Wenn er schon von mir selbst keine einschlägige Äußerung findet, dann sucht er in meinem Bekanntenkreis, bis er glaubt fündig geworden zu sein. Die fragliche Äußerung stammt aus einer Newsgroup, bei der die fürs Internet vorgegebene Netikette längst vergessen ist. Ich selbst schaue dort nicht hinein, da mir vollaufgenügt, was an Invektiven kolportiert wird. Ich erachte diese Gruppe für eine verrohende Veranstaltung, weil sich manche ihrer Diskutanden bis zum Äußersten reizen, was durchaus zu der Empfehlung gehen kann, die *Zeitensprünge* und Heinsohns wie meine Bücher dem Feuer zu übergeben (was bei Krojer keine Reaktion hervorgerufen hat). Würde ich alle im Kreis für satisfaktionsfähig halten, käme ich aus dem Prozessieren wegen Beleidigung und Verleumdungen nicht heraus.

Eine Feinfühligkeit sei noch gekontert, weil sie auf zarte Weise die Geschichte kräftig zurechtbiegt. Für Krojer zeigt sich

"meines Erachtens durchaus, dass Befürchtungen, wie Johannes Fried sie auch in der Assoziation 'Karls-Lüge – Auschwitz-Lüge' andeutete, berechtigt sind und keineswegs nur hervorgezogen wurden, um Illig damit einen Schlag unter die Gürtellinie zu verpassen" [K. 349].

Hier vertauscht Krojer Ursache und Wirkung. Prof. Fried wusste 1995 weder etwas von mir, von meiner zukünftigen Beachtung noch von meinen Mitstreitern oder dermaleinstigen Internet-Auftritten des Mantis Verlages. Er brauchte mich in seinem Vortrag dringend als Vertreter einer negativen, illusionären, gefährlichen Phantasie und forcierte das Verständnis für meine angebliche Gefährlichkeit schlicht und einfach dadurch, dass er die Begriffe "Karlslüge" und "Karlsleugner" kreiert hat. Er hat nicht die "Assoziation 'Karlslüge – Auschwitzlüge'" angedeutet [K. 349], wie Krojer das sanft umschreibt, sondern er hat ihr überhaupt erst den Nährboden geliefert, auf dass unbedarfte Sittenwächter aktiv werden können.

Allerdings taugt Krojer keineswegs als Sittenwächter in heikler Mission, nachdem er im persönlichen, direkt überschaubaren Bereich versagt. Dafür gibt es zwei Zeugen. Zum einen Constantin Faußner. Nach einem Telefonat

mit ihm hatte Krojer nichts eiligeres zu tun, als den Inhalt des Gespräches unautorisiert im Internet öffentlich zu machen, wie er selbst mitteilt. Diese Fassung steht auch in seinem Buch [K. 427]. Dr. Faußner hat mich ermächtigt, folgendes Statement abzudrucken: Er ist sehr verärgert darüber, wie ein Privatgespräch nicht nur öffentlich gemacht, sondern auch völlig verzerrt wiedergegeben worden ist, denn das "grauenhaft" war nicht auf die Phantomzeitthese bezogen. Krojer wird nicht mehr sein Gesprächspartner sein.

Der zweite Zeuge bin ich selbst – in durchaus objektivierbarer Weise. Krojer zitiert aus dem Brief, den ich seinem Freund Heinz Jacobi geschrieben habe [K. 336]. Jacobi stellte – gleiche Schule – mein Schreiben schnell ins Internet, selbstverständlich ohne um Erlaubnis zu fragen. Zum anderen zitiert Krojer aus einem Brief von mir an ihn [K. 335]. Keiner der beiden Abdrucke ist autorisiert. Ihm ist völlig fremd, dass es hierzulande eine Privatsphäre gibt, die juristisch geschützt wird.

Dieses strafrechtlich relevante Verhalten weist darauf hin, dass Krojer nicht allein eine These falsifizieren will; darüber hinaus geht es ihm um den Nachweis, dass ihr Urheber in astronomischen Fragen vollkommen inkompetent sei und in die Nähe des Rechtsradikalismus gerückt werden dürfe. Er selbst jedoch ist intangibel, führt er doch einen Kreuzzug gegen alle, die es wagen, das Wort Präzession in den Mund zu nehmen, auch wenn es für das Buch überhaupt keine Bedeutung hat, wie im Falle von Kroeber oder v. Dechend. Hier wird ein inquisitorischer Zug sichtbar: Das Böse, das sich ihm vor allem in Immanuel Velikovsky personifiziert, also "die Vorhut eines vorwissenschaftlichen Weltbilds" [K. 68] – muss mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, was wie beim übergesetzlichen Notstand den Rechtsbruch mit einschließt. Inquisitoren alten Schlages brauchten sich ohnehin nicht durch geltendes Recht eingeschränkt zu fühlen.

Interessant scheint die Relation zwischen ihm und Vertretern verschiedener Wissenschaftsdisziplinen. Sie haben "ausnahmslos und bereitwillig und in hohem Maße" ihre Hilfe gewährt [K. 15]. Beim Durchblättern fielen mir folgende Korrespondenten Krojers auf, die sich mit knappen Auskünften, aber auch mit weitreichender Hilfestellung beteiligt haben (Titelnennung entsprechend Krojer): Mike Baillie [K. 339, 444 f., 448], Prof. Arno Borst [161], Prof. Edmund Buchner [88], Dr. Benno van Dalen [139], Prof. Hertha von Dechend [128, 229], Harry Falk [307], Robert Harry van Gent [119, 200], Dr. Michael L. Gorodetsky [242], Prof. Jens Uwe Hartmann [326], Prof. Erik Hornung [101, 118], Prof. Hermann Hunger [180 f., 295, 394, 398, 406], Alexander Jones [402 ff.], Richard Jenko [436], Dr. Wolfgang Kokott [114, 244, 252], Gary W. Konk [259], Prof. Paul Kunitzsch [128, 208], Raymond Mercier [314, 320], Leslie Morrison [182], Dr. Johann Reiter [88], Dr. Peter van Wagner [203, 209] (nur bei ihm wird

von einer Druckgenehmigung gesprochen), Dr. Dorothea Weltecke [209, 211], David Womersley [276].

Es ließe sich darüber spekulieren, wie viele von ihnen Druckerlaubnis erteilt haben. Nachdem mir zwar begründete Zweifel (s. S. 512), aber keine Dementis bekannt sind, will ich davon ausgehen, dass die Corona bereitwillig nicht nur Hilfe, sondern auch ihre Namen zur Verfügung gestellt hat. So entsteht ein seltsames Bild: Ausgewiesene Wissenschaftler – bis hin zu Hermann Hunger als einem der Sprecher des bislang größten Chronologie-Projektes – fanden es für richtig, einen ‘Hobby-Astronomen’ gegen den ‘Hobby-Historiker’ zu munitionieren. So müssen sie nicht selbst in den ihnen lästigen Streit (“damnatio memoriae”) eingreifen und sehen doch ihr Anliegen vorangetrieben. Despektierlich ließe sich allerdings auch an die Sieben Schwaben denken (“Hannemann, geh du voran ! Du hast die größten Stiefel an”).

Ungeachtet des peinlichen Bildes, das hier Wissenschaftler abgeben, folgten rasche Reaktionen auf Krojers Buch. Die *Süddeutsche Zeitung* hatte vier Monate mit dem Problem gerungen, das Bayern-Buch zu rezensieren. Herausgekommen ist nach einem langen Gespräch und vielem Bedenken eine Reportage vorwiegend zu meiner Person [Unterstätter], abgedruckt im Bayern-Teil der Zeitung. Obwohl nun die von Krojer präsentierten astronomischen Problemkreise wesentlich schwieriger zu durchdringen sind als archäologische Grabungsberichte, war dafür in höchstens vier Wochen eine Rezension fürs Feuilleton fertig [Kühne]. Ihr Verfasser hat durchaus Probleme mit Kalender und Astronomie, wenn er etwa grübelt:

“Der Leser wundert sich derweilen, ob astronomische Ereignisse nach dem Jahr 614 überhaupt verschieden sein sollten. Schließlich bleibt ihr zeitlicher Abstand zu heute mit oder ohne Umdatierung gleich, und erst vor dem Jahr 614 fehlen Illigs 297 Phantomjahre” [Kühne].

Da wäre es doch nützlich gewesen, dem Buch wie auch dem Objekt seiner Kritik längere Aufmerksamkeit zu schenken. Dann hätte sich der Rezensent auch nicht ausgerechnet vom Kanopus-Dekret beeindrucken lassen, dessen Darstellung in keinem einzigen strittigen Punkt weiterhilft. Kommentar:

“Spätestens auf Seite 100 [Kanopus; HI] beschleicht den Leser das unguete Gefühl, dass Krojer womöglich mit Atombomben auf Knallfrösche schießt” [Kühne].

In Sachen Phantomzeitthese muss jedoch das Kanopus-Dekret als Knallfrosch eingestuft werden, weil es nur ablenkt (die dort aufgestellte Behauptung, Ägypten habe unter den Römern die Schaltregel akzeptiert, gilt im Übrigen nur für Alexandria, nicht für das übrige Ägypten). Immerhin war sich Kühne daraufhin sicher [ebd.], dass nunmehr

“jeder aufgeklärter Skeptiker überzeugt sein und Illigs Theorie als eine sehr reizvolle, aber leider nicht haltbare These zu den Akten legen” wird.

Bald darauf folgte eine Gefälligkeitsrezension in der *Naturwissenschaftlichen Rundschau*. Verfasst hat sie Krojers Freund Johann Reiter, weshalb sie nur einen einzigen kritischen Halbsatz enthält. Dafür behauptet sie, M. Schütz habe längst Buchners Rekonstruktion der Sonnenuhr des Augustus "in allen wesentlichen Punkten widerlegt, so dass Illigs Argumente überhaupt nicht greifen". Nachdem ich die Arbeit von Schütz vor Jahren in den *Zeitensprünge* vorgestellt habe [Illig 1992], habe ich natürlich diese Argumente beachtet.

Richtig blamieren wollte sich das *Spektrum der Wissenschaft*. Sein Redakteur Christoph Pöppe demonstrierte, dass die besten Polemiken dann gelingen, wenn ihr Urheber nichts in der Sache weiß.

"Ich habe von dieser Idee mehrfach gehört, aber nie ernsthaft darüber nachgedacht. [...] Franz Krojer vom Institut für Informatik der Universität München hat es nun unternommen, sie mit astronomischen Mitteln zu widerlegen. [...] Die Widerlegung ist überraschend mühsam – die antiken Aufzeichnungen lassen viel Interpretationsfreiheit –, aber überzeugend. Schön, dass jemand so sorgfältig mit dem Unfug aufräumt. Aber es bleibt das fassungslose Staunen, das auch durch die Wiedergabe der umfangreichen Polemik beider Seiten nicht nachlässt: Wie konnte sich dieser Unfug so weit verbreiten?" [Pöppe]

Immerhin, die Überschrift war passend gewählt: "Absurdes". Allmählich staune ich nicht mehr fassungslos, wenn ausgerechnet Naturwissenschaftler die größtmögliche Kombination aus Arroganz und Ignoranz bieten. Ich erinnere an die Kritik in *Sterne und Weltraum*, in der Dr. Ulrich Bastian vom Astronomischen Rechen-Institut Heidelberg stolz darauf war, vor seinem Verriß keine Zeile von mir gelesen zu haben ("Wir kennen das Buch von Herrn Illig nicht, würden uns aber nicht wundern, wenn ..." [vgl. Illig 2000a, 482]). Es muss ein erhebendes Gefühl sein, ein Rechnerprogramm bedienen zu können, weil man dann Parameter so lange verändern kann, bis das gewünschte, main-stream-gerechte Ergebnis ausgeworfen wird.

Zusammenfassung

Krojer hat mit Unterstützung vieler Wissenschaftler die ausführlichste Kritik an der Phantomzeitthese geübt. Das erscheint mir verdienstvoll, wird doch vieles geklärt, verbessert und ergänzt. Das Ergebnis ist allerdings anders ausgefallen, als Krojer sich vorgestellt hat. Im nicht-astronomischen Bereich kann er nichts Stichhaltiges bringen. Innerhalb der Astronomie hat der Fachhochschulingenieur für Physikalische Chemie und nun als Systemadministrator arbeitende Programmierer wesentlich besser gearbeitet als etwa Prof. Dieter B. Herrmann, der in der Not sogar auf ihn zurückgegriffen hat. Doch Krojers eigenes Fazit, schon in der Einleitung vorgegeben, lautet:

“Die vermeintliche Exaktheit der Astronomie war dabei starken Belastungsproben ausgesetzt, denn sie hatte sich zu bewähren in und gegenüber einer historischen Überlieferung, in der es eben nicht wie in einer exakten Naturwissenschaft zugeht” [K. 15].

Nach meiner Prüfung kann ich sagen: Die vermeintliche Exaktheit der Astronomie scheitert einmal an der historischen Überlieferung, zum anderen an den zu wenig reflektierten Grundlagen der vermeintlichen Exaktheit.

Die vielen Buchseiten zur Kalenderrechnung erledigen sich mit dem gleichzeitigen Einsatz der Rechnerprogramme, Ptolemaios ist kein Garant für den antiken Himmel, präzisierte bewiesene Sonnenfinsternisse werfen in ihrer Seltenheit neue Probleme auf, babylonische Sternbeobachtungen wurden in seleukidischer Zeit zugegebenermaßen ‘frisirt’ und auf alt getrimmt, Papyrusfunden fehlt die letzte Genauigkeit, alte Horoskope bleiben zu vage, Kometendurchgänge können nicht beliebig in die Vergangenheit rückgerechnet werden. So blieb Krojer nur die Flucht nach ‘Auschwitz’.

Insofern ist er in seiner angestrebten Rolle des Brutus gescheitert. Wie schrieb Shakespeare? “Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann. Das sind sie alle, alle ehrenwert.”

Ausblick

Nach Krojer wollen wir den größeren Rahmen abstecken. Weil die herrschende Chronologie seit rund einem Jahrhundert nicht mehr geprüft worden ist – so Prof. Stefan Weinfurter in einem Interview zu meiner These [vgl. Illig 1997, 127] –, drängt nun die lang vergessene Kritik nach vorn. Gerade weil die Fachwissenschaftler derartige Bewegungen nur lächelnd oder angewidert abtun, entstehen immer mehr derartiger Ansätze, gute und schlechte [vgl. K. 350 f.]. Sie werden sich weiter ausbreiten, wenn der Mainstream nicht in seinem eigenen Kompetenzbereich aktiv wird – nicht etwa durch weitere Verleumdungen. Es ist zwar begrüßenswert, wenn ein Außenseiter wie Franz Krojer zahlreiche Wissenschaftler zusammenführt, um den kalendarisch-astronomischen Aspekt gründlich zu prüfen. Aber es wird nicht genügen, dass sich die Spezialisten hinter selbsternannten Präzessionskoryphäen verschanzen und ihnen zuarbeiten. Da muss endlich ein Ruck durch die Fakultäten gehen – doch selbst eine derart Herzogliche Aufforderung lässt vorerst nichts erwarten.

Nach Prüfung von Krojers Buch sehe ich keine Veranlassung, meinen Ansatz als gescheitert zu betrachten – ganz im Gegenteil. Neuerlich bestätigte sich, dass die antike wie die spätere Tradition erstaunlich vage ist, wenn es um die von Krojer beschworene Präzision geht. Ich habe im letzten Heft [Illig 2003, 402 f.] klargestellt, dass die keineswegs konstruierte oder erfundene

Fundsituation in der fraglichen Zeit auch dann eine Erklärung braucht, wenn ein realer Himmel über phantomzeitlichem Boden gesichert wäre. Doch auch und gerade nach dem Auftritt so vieler einschlägiger Spezialisten – die ja nun alle denkbaren Argumente versammelt haben sollten – bleiben im frühen Mittelalter Boden und Himmel gleichermaßen fiktiv.

Es geschieht nun das, was anderen Fakultäten wie etwa der Volkswirtschaftslehre längst vertraut ist: Die Mediävistik spaltet sich in zwei Schulen auf. Die herkömmliche setzt weiterhin auf Urkunden, erschwert sich jedoch die eigene Position durch stetes Falsifizieren von Urkunden. Die neue Schule setzt dagegen auf sämtliche Erkenntnismöglichkeiten, weil sie überhaupt erst einen kritischen, wechselseitigen Abgleich ermöglichen. Es wird sich bald zeigen, wo mehr Wissen geschaffen wird.

Literatur

- Beaufort, Jan (2001/02): "Die Fälschung des Almagest I+II. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus"; in: ZS 13 (4) 590-616 u. 14 (1) 32-48
- Frank, Werner (2002): "Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen?"; in: ZS 14 (4) 646-655
- Fried, Johannes (1996): "Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte"; in: Historische Zeitschrift CCLXIII (2) 291-316
- Herrmann, Dieter B. (2000): "Nochmals: Gab es eine Phantomzeit in unserer Geschichte"; in: Beiträge zur Astronomiegeschichte III, 211-214 (Acta Historica Astronomiae, Bd. 10)
- Herzig, Franz (1997): "Der Winter 763/64 in der Erinnerung von Bäumen und Menschen"; in: Archäologisches Jahr in Bayern 1996, 151 f.
- Illig, Heribert (2003): "Dickhäuter und Schweigegeld. Phantomzeitdebatte?"; in: ZS 15 (2) 396-405
- (2002): "Nachbemerkung zum 25.12."; in: ZS 14 (4) 655
 - (2000b): "Astromanie und Wissenschaft. D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl · W. Schlosser"; in: ZS 12 (4) 662-679
 - (2000a): "Naturwissenschaftler verteidigen 'ihren' Thron. MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen"; in: ZS 12 (3) 476-494
 - (1999b): "Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitman - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta"; in: ZS 11 (4) 658-670
 - (1999a): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
 - (1997): "Ein Schwelbrand breitet sich aus. Zur Fortführung der Mittelalter-Debatte"; in: ZS 9 (1) 125-131
 - (1994): "Hamlet mahlt nun auch auf Deutsch. Rezension zu 'de Santillana - v. Dechend"; in: ZS 6 (1) 101-104
 - (1992): "Der Meridian des Augustus. Die Sonnenuhr des Augustus war keine Stundenuhr"; in: ZS 4 (2) 16-25
 - (1991): "Halley, Novae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt"; in: ZS 3 (2)

- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräffelfing
- Illig, Heribert / Siepe, Franz (2003): "Probleme konventioneller Datierungsmethoden"; in: ZS 15 (2) 244-251
- Krojer, Franz (2003): Die Präzision der Präzession. Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht. Mit einem Beitrag von Thomas Schmidt; München
- Kühne, Ulrich (2003): "Einstürzendes Himmelszelt. Phantomzeitloser: Für Franz Krojer steht das Mittelalter in den Sternen"; in: Süddeutsche Zeitung, 19. Juli
- Leonardis, Serena de (o.J.): Amsterdam. (Reihe: Die goldenen Führer); Florenz
- Neugebauer, Paul V. / Weidner, Ernst F. (1915): "Ein astronomischer Beobachtungstext aus dem 37. Jahre Nebukadnezars II. (-567/66)"; in: Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 67 (2) 29-89 (Sitzung vom 1. Mai 1915)
- Pöppe, Christoph (2003): "Absurdes" [Krojer-Rezension]; in: Spektrum der Wissenschaft, Heft 10, 96
- Reiter, Johann (2003): "[Krojer-Rezension]"; in: Naturwissenschaftliche Rundschau 56 (9) 510 f.
- Simmering, Klaus (1996): Dreihundert Jahre erstunken und erlogen? Über Zweifel an unserer Zeitrechnung; Erstsendung am 19. 2. 1997 im MDR, Leipzig
- Unterstätter, Hermann (2003): "Willkommen im Jahr 1706!"; in: Süddeutsche Zeitung, 7. Februar
- Velikovsky, Immanuel (1983): Stargazers and Gravediggers. Memoirs to *Worlds in Collision*; New York
- Weidner, Ernst (1967): "Gestirn-Darstellungen auf babylonischen Tontafeln"; in: Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 254. Band, 2. Abhandlung; Wien
- (1915): Handbuch der babylonischen Astronomie. Erster Band: Der babylonische Fixsternhimmel. Beiträge zur ältesten Geschichte der Sternbilder; Leipzig
 - (1911): Beiträge zur babylonischen Astronomie; Leipzig

II. Die Fälschung des *Almagest* und ihre Verdrängung durch Franz Krojer

Jan Beaufort

Illigs Phantomzeitthese lässt sich nur verteidigen, wenn der *Almagest* des Claudius Ptolemäus – wie er uns heute vorliegt – eine Fälschung ist: Das war ein wichtiges Zwischenergebnis der im Frühjahr 2001 geführten Diskussion in der Newsgroup de.sci.geschichte, an der sich neben meiner Person auch Franz Krojer und sein jetziger Co-Autor Thomas Schmidt beteiligten. Aus dieser Diskussion ist das vorliegende Buch *Die Präzision der Präzession* hervorgegangen.

Begründet wurde genanntes Ergebnis u. a. damit, dass sich anhand des 1.025 Sterne zählenden Katalogs des *Almagest* das Fortschreiten der Präzession berechnen lässt. Heutige Sternlängen sind im Durchschnitt um 27° höher als die Werte des *Almagest*. Wenn Illig recht hat, dürften sie jedoch nur um 22° bis 23° höher sein. (Von katastrophischen Szenarien nach der Römerzeit hatte mich der astronomisch hervorragend bewanderte, immer redlich und präzise argumentierende Thomas Schmidt abgebracht. Das gelang um so leichter, als sich bald die Fruchtbarkeit der Fälschungsthese zeigte.)¹

Das damals erzielte Zwischenergebnis hat Thomas nicht vergessen, denn er schreibt im Krojer-Buch [361] völlig zu Recht, dass auch seine jetzt vorgelegten Überlegungen zu antiken Planetenstellungen nur richtig sind unter der Voraussetzung, „dass die historischen Beobachtungen nicht aus einer späteren Zeit stammende Fälschungen sind“.

Ganz anders Krojer. Er erinnert zwar [380] an die „dsg“-Diskussion, hat aber ihren Verlauf allem Anschein nach weitgehend verdrängt. Das ist kein Wunder, hatte er sich doch just in dem Augenblick aus der Diskussion verabschiedet, als ihm die Argumente ausgingen (unter dem Vorwand, dass ihm „langweilig“ wurde ...). Kein Wunder wohl auch, dass Krojer dann nicht

1) Es gibt eine dritte Möglichkeit, die Krojer [Kr. 377-380] erörtert: Ptolemäus, über dessen Leben praktisch nichts bekannt ist, könnte drei Jahrhunderte früher gelebt haben. Diese Möglichkeit ist ernster zu nehmen, als es Krojer tut. Es wären nur relativ wenige Stellen des *Almagest* zu fälschen gewesen – z.B. der von Krojer [Kr. 379] angeführte Passus, der die astronomische auf die politische Chronologie bezieht. Ptolemäus' Beiname „Klaudios“ – dessen Schreibweise, Herkunft und Bedeutung umstritten sind [K. 1974, 125 ff.] – könnte eine spätere Erfindung sein. Die Verwirrung der arabischen Überlieferung (s. u.) wäre dann auf die Unsicherheit über die Datierung des *Almagest* selbst zurückzuführen.

mehr die Umarbeitung meiner Diskussionsbeiträge zu einem Artikel für die *Zeitensprünge* registriert hat. Diesen Artikel (*Die Fälschung des Almagest*), der meine Internet-Argumentation erweitert und vertieft, blendet er vollständig aus.

Das mag mit daran liegen, dass das Thema „mittelalterliche Fälschungen“ nicht gerade das Lieblingsthema Krojers ist. Ein Kapitel seines Buches heißt *Nur ein Blick auf viele Fälschungen*. Der Titel passt, denn Krojer hat auf das Thema Fälschungen in der Tat nur einen flüchtigen Blick geworfen. Das war wohl zu wenig, um sehen zu können, dass im Mittelalter etwas häufiger gefälscht wurde als sonst üblich. Bei der in diesem Kapitel demonstrierten Ignoranz gegenüber dem Problem des mittelalterlichen Fälschens und Pseud-epigraphierens verwundert es nicht, dass Krojer in seinem Buch schnell fertig ist mit meiner These, auch der *Almagest* sei im Mittelalter gefälscht worden.

Dabei ging es in der erwähnten Internet-Diskussion am Ende doch *ausschließlich* um diese These. Als ich damals fragte, warum denn der heute vorliegende *Almagest* keine Fälschung sein sollte, antwortete mir Thomas Schmidt, er könne sich zwar die Fälschung einzelner Urkunden vorstellen, nicht aber die des *Almagest*. Denn das würde die Existenz eines Proto-*Almagest* voraussetzen, dessen Exemplare sämtlich vernichtet wurden:

„All diese Exemplare *ausnahmslos* zu finden und zu vernichten (inklusive anderer Werke, welche den Proto-*Almagest* kommentierten oder Auszüge zitierten) wäre wohl doch deutlich schwieriger als bei Urkunden.“ [Beitrag vom 16. April 2001]

Darauf konnte ich postwendend antworten, dass genau das die Hauptthese des angesehenen Münchner Arabisten Paul Kunitzsch ist: Kunitzsch hatte anhand von Spuren in einigen wenigen Kommentaren entdeckt, dass es einen heute vollständig verschollenen Ur-*Almagest* gegeben haben muss. In seinem Buch *Der Almagest* (das mir ausgerechnet Krojer empfohlen hatte) führt Kunitzsch aus, dass von diesem Ur-*Almagest* einst eine mittelpersische (Pahlavi), syrische und arabische Version existierte. Weder diese alten *Almagest*-Übersetzungen noch eine vorphantomzeitliche griechische Fassung sind erhalten geblieben. Dabei unterschied sich der Ur-*Almagest* sowohl terminologisch als auch in den Sternkoordinaten erheblich von den heute vorliegenden Fassungen.

Nach meiner Antwort zog sich Thomas Schmidt aus der Diskussion zurück – vermutlich, weil ab jetzt an erster Stelle historisch und nicht mehr astronomisch zu argumentieren war. Krojer beteiligte sich zwar weiter, weiß aber offensichtlich heute nicht mehr, warum sich Schmidt damals zurückgezogen hat. Denn er bringt merkwürdigerweise erneut Schmidts Argument, in Byzanz können „unmöglich alle alten Versionen des *Almagest* vernichtet und

durch die neuen ersetzt worden sein“ [Kr. 381]. Diese Wiederholung einer bereits widerlegten Behauptung kann angesichts Kunitzschs Befund, mit dem sich Krojer in seinem Buch an keiner Stelle ernsthaft auseinandersetzt, nur als Frechheit bezeichnet werden. Vorphantomzeitliche Exemplare des *Almagest* sind schlicht und einfach nirgendwo und in keiner Sprache mehr vorhanden – ob dies nun goutiert wird oder nicht. Wenn Krojer meint, dass es sich anders verhält, ist er in der Pflicht, solche Exemplare vorzuzeigen. So lange er das nicht tut, sind seine Behauptungen haltlos.

Selbstverständlich übergeht ein sich so gebärdender Autor auch weitere von Kunitzsch angesprochene Schwierigkeiten der *Almagest*-Überlieferung. Insbesondere schweigt er zum Problem der Herkunft des Namens „Almagest“ – obwohl Kunitzsch dem Thema zehn Seiten widmet. Das Problem besteht darin, dass der Name „al-mgsti“ (arabische Wörter schreibe ich hier ohne diakritische Zeichen) zweifellos eine arabische Ableitung des griechischen „megiste (syntaxis)“ ist, der Name „megiste syntaxis“ („Größte Zusammenstellung“) jedoch in der griechischen Werküberlieferung nicht vorkommt:

„Die griechische Textgeschichte des *Almagest* weist jedenfalls im Werk-titel die Superlativform ‘megiste’ nicht auf; hier ist lediglich die Grundform des Adjektivs, ‘megale (syntaxis)’, belegt.“ [K. = Kunitzsch 1974, 118]

In meinem ZS-Artikel hatte ich die Hypothese formuliert, dass sich der ursprüngliche Name „megiste (syntaxis)“ auf den griechischen Ur-*Almagest* bezog. Mit der Vernichtung des Werkes verschwand dann auch dessen Name. Ich benutze die Gelegenheit, um diese Hypothese zu korrigieren. In Wirklichkeit dürfte es sich nämlich genau andersherum verhalten haben. „Megale syntaxis“ („Große Zusammenstellung“) war der Name des ursprünglichen ptolemäischen Werkes, die Fälschung hieß von Anfang an „Almagest“.

Ich liste hier kurz die Hauptgründe für diese Korrektur auf, die im übrigen auch mehr im Einklang mit Kunitzschs Forschungsergebnissen ist:

- 1) Ich gehe inzwischen davon aus, dass die Fälschung im islamischen Bereich entstanden ist (s. u.). Die Griechen haben unter Konstantin VII. zwar die Fälschung übernommen, den alten Namen des Werkes aber beibehalten. Das ist plausibler als die umgekehrte Version, nach der die Griechen den Namen des Werkes in „megale syntaxis“ geändert, die Araber aber an einem alten Namen „Almagest“ festgehalten hätten.
- 2) Es ist wenig plausibel, dass ein Werk gleich den Titel „Größte Zusammenstellung“ erhält, ohne dass es sich auf eine vorangehende „Große Zusammenstellung“ bezöge.
- 3) Auch alte griechische Texte, etwa der Alexandriner Pappos (um +320) und Theon (um +365), kennen den Namen „megale syntaxis“ [K. 118 f.]. Diese Texte sind allem Anschein nach keine rückdatierten Pseudepigrapha.

phien. Von Theons *Almagest*-Kommentar hat es auch eine alte arabische Übersetzung gegeben. [K. 119]

- 4) Der Name „megiste syntaxis“ taucht im Griechischen nur höchst selten und erst spät in Abhängigkeit von der arabischen Bezeichnung auf – z. B. um 1080 bei Symeon Seth, von dem bekannt ist, dass er gut arabisch konnte. [K. 118]
- 5) Arabische Astronomen deuten den Titel „al-mgsti“ mit „al-kitab al-akbar“, „das größte Buch“. In den arabischen *Almagest*-Texten selbst wird das Werk aber einhellig „al-kitab al-kabir“ genannt: „das große Buch“ [K. 120].
- 6) Kunitzsch meint zwar, es sei unbedingt daran festzuhalten, „daß das Vorbild für arabisch ‘al-mgsti’, eben der griechische Superlativ ‘megiste’, in einer griechischen Quelle gestanden haben muß, da kein Übersetzer [...] die griechische Steigerungsform von sich aus gebildet und eingesetzt hätte.“ [K. 119]

Anders dürfte es sich aber im Falle einer arabischen Fälschung verhalten: Ein gewitzter Fälscher, mit dem Griechischen nicht völlig unvertraut, kann sich durchaus die übersetzte Steigerungsform als neuen Namen gewählt haben. Im übrigen macht Kunitzsch plausibel, dass die arabische Entlehnung „al-mgsti“ eine mittelpersische (Pahlavi-)Form voraussetzt [K. 123 f.]. Die Fälschung wäre demnach im persisch-arabischen, also im abbasidischen Bereich entstanden. Das passt mit meiner anderswo geäußerten Vermutung zusammen, nach der die Zeiterfindung im Werk des persisch-arabischen Historikers at-Tabari einen ihrer Ursprünge hat (s. u.).

Während die griechische Textüberlieferung relativ einheitlich ist, muss die arabische *Almagest*-Tradition als chaotisch bezeichnet werden. Kunitzsch lässt daran nicht den geringsten Zweifel. Über die erhalten gebliebenen Handschriften heißt es etwa: „Das Bild, das uns diese neun Handschriften vom arabischen *Almagest* vermitteln, ist äußerst verworren“ [K. 35]. Darüber beklagten sich bereits arabische Astronomen. So schreibt as-Sufi im 10. Jh.:

„Ich habe viele Exemplare des Buches *Almagest* durchgesehen und fand, daß sie sich untereinander bei vielen Sternen widersprechen.“

Dazu Kunitzsch: Für as-Sufi

„ist bereits im Jahre 964, als er das Fixsternbuch verfaßte, die Textsituation des *Almagest* im Sternkatalog so verwickelt, daß er in den Einzelanalysen aller 1025 Sterne nie auf einzelne *Almagest*texte oder -versionen speziell Bezug nimmt; hierin liegt angesichts seiner sonst bewiesenen methodischen Exaktheit ein beredter Beweis für den schlechten Zustand der Überlieferung [...]. Diese ältesten, mit den Übersetzungen fast noch gleichzeitigen Urteile lassen es von vornherein als nahezu aussichtslos erscheinen, daß die Forschung heute, ein reichliches Jahrtausend später, ein klare-

res Bild von den verschiedenen arabischen *Almagest*-Textfassungen, zumal den ältesten, gewinnen kann.“ [K. 35 f.]

In einer Anmerkung fügt er hinzu:

„Ähnliche Schwankungen und für immer unauflösliche Vermischungen hat die Forschung sogar im ureigensten Bereich der arabischen Kultur selbst, in der Überlieferung so zentraler und fundamentaler Komplexe wie des Korantexts oder der klassischen altarabischen Dichtung registriert.“ [K. 37]

Anhand mehrerer Beispiele zeigt Kunitzsch, „wie regellos alle Texte ständig schwanken“ [K. 155]. Besonders verwirrend ist das Werk des al-Battani. Dessen beide auf dem *Almagest* fußende Sternkataloge verzeichnen bei den Längenangaben Fehler von 20° und mehr! al-Battanis Herausgeber Nallino spricht in Bezug auf den zweiten Sternkatalog von „crassissimi errores“ und „incredibiles prorsus discrepantiae“. [Nallino 1899, pars II, 292]

Ich zitiere hier so ausführlich, um das Urteil der Experten Kunitzsch und Nallino über die *Almagest*-Überlieferung seiner Einschätzung durch Krojer entgegenhalten zu können. Für Krojer ergibt sich nämlich lediglich „eine *etwas verwirrende* Situation in der Überlieferung der Koordinatenwerte [...] (*kein sauberer Abstammungsbaum, sondern ein Netz*)“ [Kr. 382; Hvhg. JB]. Auf die vielen Merkwürdigkeiten und Widersprüche der beiden erhaltenen arabischen Textfassungen des al-Haggag und des Ishaq, auf die ich in meinem ZS-Artikel aufmerksam gemacht habe, geht Krojer mit keinem Wort ein. Stattdessen folgt das befremdliche Zitat:

„Im Ganzen ist der Sternkatalog des *Almagest* erstaunlich gut überliefert.“ (Telefonat mit Prof. Kunitzsch, 27.4.2001)“ [Kr. 383].

Über diese aus einem Privatgespräch mit Kunitzsch zitierte Bemerkung kommt der informierte Leser ins Grübeln, sagt Kunitzsch hier doch das genaue Gegenteil von dem, was er in seinem *Almagest*-Buch geschrieben hat. Könnte es sein, dass Krojer etwas falsch verstanden hat? Bezog sich Kunitzschs Aussage möglicherweise nur auf die griechische Überlieferung, die in der Tat relativ variantenfrei ist? Die Vermutung drängt sich auf, dass sich Krojer bei Kunitzsch ein ähnlich unautorisiertes Zitat erlaubt hat, wie er das erwiesenermaßen bei Faußner tat (vgl. S. 501 f.)?

Über die Sternkoordinaten des Ur-*Almagest* wissen wir praktisch nur noch etwas durch das *Opus astronomicum* des al-Battani und durch den Traktat *Über die Ursachen der Fehler* des Arztes Ibn as-Salah. Dass Krojer mein Urteil über letzteren Text völlig verzerrt wiedergibt, kann nach dem Vorangehenden nicht mehr überraschen. Die verwirrenden Sterntafeln des al-Battani lässt er bequemlichkeitshalber ganz weg. Es war wohl zu anstrengend, die drei Bände des *Opus astronomicum* des Nallino selbst einzusehen.

Zusammenfassend kommt Krojer unter Desavouierung des Kunitzschens Lebenswerkes zu dem Ergebnis:

„Wir können also den *Almagest* so nehmen wie er sich gibt, nämlich als einen antiken Text, der in der Mitte des 2. Jahrhunderts in Alexandria als Summe des bisherigen astronomischen Wissens entstanden und hauptsächlich über die griechisch-byzantinische, arabische und lateinische Überlieferung auf uns gekommen ist.“ [Kr. 385 f.]

Kein Wort darüber, dass die lateinische Überlieferung von der griechischen und arabischen vollständig abhängig ist und deshalb bei der Beurteilung der frühen *Almagest*-Tradition überhaupt keine Rolle spielt – Kunitzsch arbeitet das in seinem Buch klar heraus.

Kein Wort auch darüber, dass wir *bestenfalls* von jenen 36 (sic!) Sternen, von denen Ibn as-Salah die Länge erwähnt, die Längenwerte des Ur-*Almagest* kennen (al-Battanis Sterntafeln bestätigen nur einige dieser alten Werte, sind sonst aber zu chaotisch, um weiterreichende Schlüsse zu erlauben). Von den Sternen, die nicht von Ibn as-Salah besprochen werden, können wir die ursprünglichen Koordinaten nur noch blind erraten. Das gilt auch für Krojers Leitstern Spica, der bei Ibn as-Salah nicht vorkommt. Spica hat in allen vorliegenden griechischen und arabischen Handschriften den Längenwert $26^{\circ}40'$ [K. 1991, 105]. Das bedeutet jedoch gar nichts, denn die Situation ist bei etwa ζ Leonis mit einer Länge von $0^{\circ}10'$ nicht anders. Für diesen Stern kennen wir aber zusätzlich die *um 4° höhere* (mit Illigs Theorie exakt übereinstimmende) *alte* Länge durch Ibn as-Salah.

Krojer bietet für diese und andere Abweichungen (es gibt auch Beispiele mit Längendifferenzen von 5° , was Krojer völlig übergeht, wenn er [Kr. 384 f.] mögliche Unterschiede des verwendeten Präzessionswertes erörtert) keine Erklärung an. Er nennt pauschal und unkritisch Abschreibfehler als Ursache [Kr. 382 f.] – obwohl Ibn as-Salah, der wie ein moderner Kritiker verschiedene *Almagest*-Versionen vergleicht und jeden von ihm vermuteten Abschreibfehler akribisch vermerkt, bei den genannten Beispielen Abschreibfehler gerade nicht geltend macht [vgl. auch Beaufort 2001/02, 41].

Zugute halten muss man Krojer, dass Kunitzsch selbst an zwei Stellen eine harmonisierende und deshalb verzerrende Bemerkung über den eigenen Befund macht. Krojer greift sie – und das muss man ihm wieder vorwerfen – als repräsentativ für Kunitzschs ganzes Werk heraus. Kunitzsch schreibt nämlich in seinem Ibn as-Salah-Buch:

“Das gesamte Spektrum dieser drei differierenden Blöcke [der alten, verschollenen Fassung und der beiden erhaltenen arabischen Versionen; JB] *deckt sich völlig* mit den auch für uns noch belegten Varianten in der griechischen Überlieferung” [K. 1975, 82; Hvhg. JB].

Ein Jahr zuvor hieß es im *Almagest*-Buch noch, dass

“die verschiedenen arabischen Versionen **im wesentlichen** das Spektrum der bereits aus der griechischen Überlieferung selbst bekannten Varianten widerspiegeln” [K. 1974, VIII; Hvhg. JB].

Diese Einschätzung kommt der Wahrheit zwar näher, verfehlt aber immer noch den entscheidenden Punkt. Würde sie stimmen, dann würde das bedeuten, dass die in den Übersetzungen verschollene Urfassung im Griechischen weitgehend erhalten geblieben wäre.

Unter den 36 von Ibn as-Salah diskutierten Sternlängen gibt es jedoch nicht weniger als 21 Werte mit arabischen Varianten, die sich in keinem griechischen Manuskript finden. Für einige andere Längen sind die arabischen Varianten lediglich als nachträglich hinzugefügte Superskripte in den griechischen Handschriften enthalten (was im übrigen ein weiterer Hinweis darauf ist, dass die nachphantomzeitliche griechische Überlieferung von der arabischen abhängig ist, und nicht umgekehrt – siehe unten). Leser mit Internet-Zugang können diese Angaben überprüfen [Kr. 2001]

Kunitzsch sammelt in einem späteren Werk sämtliche Werte der arabischen *Almagest*-Überlieferung, zu denen es kein Pendant im Griechischen gibt. Er braucht dafür sechs Seiten [K. 1986, 173-179]. Mit dieser Zusammenstellung widerlegt Kunitzsch seine eigene frühere, die Differenzen zwischen der arabischen und der griechischen Tradition herunter spielende Einschätzung. Als Gesamturteil über den Tradierungszustand des *Almagest* bleibt demnach festzuhalten:

- 1) Die griechische Tradition ist relativ einheitlich. Es gibt zwar gelegentliche starke Schwankungen bei den Sternkoordinaten, aber sie erreichen nicht das Ausmaß, das uns die arabischen Handschriften darbieten. Auch gibt es nicht mehrere Textfassungen wie im Arabischen. Aus der griechischen Überlieferung allein ließe sich nicht auf eine Fälschung des *Almagest* schließen. Dieser Umstand muss aus der Sicht der Phantomzeittheorie bedeuten, dass die griechische Überlieferung insgesamt nachphantomzeitlich ist (tatsächlich werden die frühesten erhaltenen Handschriften konventionell ins 9. Jh. datiert).
- 2) Im Arabischen liegen zwei unterschiedliche Textfassungen des *Almagest* vor, eine dritte – die älteste – ist verloren gegangen. Diese alte Version wich nachweislich stark von den heute vorliegenden Fassungen ab. Einige sehr wenige halbwegs verlässliche Angaben über sie besitzen wir dank dem Traktat von Ibn as-Salah. Zum Teil bestätigen sie Illigs Mittelalterthese. Zu den übrigen vorphantomzeitlichen Sternkoordinaten fehlt uns jegliche Information. Aus diesem Grund ist der uns heute vorliegende *Almagest* für die Berechnung des Fortschreitens der Präzession seit der Antike nicht mehr zu gebrauchen.

In einem Punkt hat Krojer schließlich recht. Er bezweifelt, dass eine byzantinische Fälschung in der arabischen Welt unbemerkt geblieben wäre. In meinem *Almagest*-Artikel vertrat ich noch die Auffassung, die Araber seien durch eine Fälschung des Konstantin VII. irregeführt worden. Ich schloss dies daraus, dass die griechische Überlieferung relativ einheitlich, die arabische dagegen extrem verworren war. In Wirklichkeit lässt sich aus diesem Umstand gar nichts ableiten. Mindestens genauso plausibel ist die Vermutung, persische und arabische Hofastronomen hätten absichtlich Verwirrung gestiftet. Im Grunde lässt sich das **komplette Chaos** der Sterntafeln des in der Abbasidenresidenz Rakka arbeitenden al-Battani (gest. 929) nur so verstehen.

Wie ich in den *Dreißig Fragen zur Phantomzeittheorie* ausführe [2002, Frage 21, 22], halte ich inzwischen ein Entstehen der Zeitfälschung im arabischen, genauer im abbasidischen Bereich für wahrscheinlich. Konstantin VII. hätte dann nur mitgemacht – wenngleich konsequenter und systematischer als die arabischen Urheber. Neben anderen Argumenten spricht für diese Sicht, dass Perser und Araber im Vergleich zu den Byzantinern nun mal die größeren Astronomen und Zeitspezialisten, obendrein auch die besseren Märchen-zähler waren.

Literatur

- Beaufort, Jan (2001/02): Die Fälschung des Almagest I+II. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus; in: *ZS* 13 (4) 590-616 u. 14 (1) 32-48
- (2002): *Dreißig Fragen zur Phantomzeittheorie*; www.mantis-verlag.de/faq.html
- Kr. = Krojer, Franz (2001): Zur Kritik der Koordinatenüberlieferung im Sternkatalog des Almagest; www.dbs.informatik.uni-muenchen.de/~krojer/kunitzsch.html
- (2003): Die Präzision der Präzession. Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht. Mit einem Beitrag von Thomas Schmidt; München
- K. = Kunitzsch, Paul (1974): *Der Almagest. Die Syntaxis Mathematica des Claudius Ptolemäus in arabisch-lateinischer Überlieferung*; Wiesbaden
- (1975): *Ibn as-Salah: Zur Kritik der Koordinatenüberlieferung im Sternkatalog des Almagest mit Übersetzung, Einleitung und Anhang*; Göttingen
- (1986): *Der Sternkatalog des Almagest. Die arabisch-mittelalterliche Tradition. Band I: Die arabischen Übersetzungen*; Wiesbaden
- (1991): *Der Sternkatalog des Almagest. Die arabisch-mittelalterliche Tradition. Teil III: Gesamtkonkordanz der Sternkoordinaten*; Wiesbaden
- Nallino, Carolo Alphonso (Hg.; 1899): *Al-Battani sive Albatanii Opus Astronomicum, pars IIII*; Mailand

PD Dr. Jan Beaufort, jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

III. Krojer und die Auschwitzleugnung

Gunnar Heinsohn

Drei Jahrhunderte, die auf der Erde ohne Funde auskommen müssen, sollen durch astronomische Annahmen und darauf gestützte Berechnungen nunmehr wenigstens am Himmel verankert werden. Auch Franz Krojer will einen Groß-Alfred oder Groß-Karl, für die unstrittige Artefakte fehlen, kosmisch retten. Wie sähe die angemessene Eigenüberprüfung eines solchen Verfahrens aus? Ihre Vertreter müssten ihren Sachverstand mit denselben Methoden bei anderen Grundannahmen testen. Sie müssten z.B. von einer absoluten Zeitachse ausgehen, die – sagen wir – 300 Jahre länger ist als die jetzt akzeptierte. Dann müssten die alten Texte mit astronomischen Angaben, deren Aussagen ja durchweg Deutungen zulassen und für deren Erstellungszeit verschiedene Daten angenommen werden können, auf einen solchen Zeitraum hin ausgelegt und retrokalkuliert werden. Sodann müssten dieselben Texte unter der Annahme einer – sagen wir – 300 Jahre kürzeren Zeit 'gelesen' bzw. datiert werden, um wiederum die Retrokalkulationen vorzunehmen. Wenn sich auf allen drei Wegen 'sinnvolle' Resultate erzeugen lassen, kann die Methode nicht als zuverlässig gelten.

Da aber alle einschlägigen alten Texte Leerstellen haben, die von heutigen Philologen nach ihrem Glauben ergänzt werden müssen, und Maßangaben aufweisen, die in die heutigen mit allen daraus resultierenden Fehlerquellen übersetzt werden müssen, ist auch bei ehrlichstem Bemühen Willkür unvermeidlich und entsprechend das Errechnen ganz anderer Ergebnisse möglich.

Wegen Unterlassung der beiden Eigenkritiken schwächt Krojer sein Argument so erheblich, dass er ihm auf andere Weise Durchschlagskraft verschaffen will. Wer mit der Annahme arbeite, dass etwas nicht existiere oder nicht existiert habe, unternehme – so insinuiert er – nicht etwa eine der wichtigsten wissenschaftlichen Standardoperationen, sondern arbeite wie ein Auschwitzleugner. Krojer will dabei besonders geschickt vorgehen, indem er solche Einwände nicht selber formuliert, sondern andere zitiert, die das bereits getan haben [Kr. 349]. Er hätte diese anderen aber gerade für die Beziehung ungehöriger Analogien kritisieren müssen, wenn er im wissenschaftlichen Kontext hätte bleiben wollen. Er hat am Ende also nicht nur die gebotene Selbstüberprüfung, sondern auch eine kritische Analyse seiner Zeugen unterlassen. In Wirklichkeit hat er sich bloß nach Bündnispartnern gegen Illig umgeschaut und nicht nach überzeugenden Argumenten für die Existenz von drei in Abrede gestellten Jahrhunderten. Das ist ein Verfahren, das in der Politik üblich ist, dem wissenschaftlichen Streit aber nicht angehören darf.

Bei aller Schädlichkeit von Krojers Vorgehen darf es gleichwohl nicht überbewertet werden. Der von ihm verursachte Hauptschaden liegt im Morschwerden der Verbalkeule. Wenn ihr Einsatz gegen wirklich böse Federn einmal unverzichtbar wird, erweist sie sich plötzlich als wirkungslos. Die Zeitgenossen haben dann so häufig erlebt, dass die Auschwitzkeule für unpassende Gelegenheiten – Stärkung einer politischen Position, Überspielung fehlender Argumente etc. – missbraucht wurde, dass sie selbst dann unansprechbar bleiben, wenn sie einmal dringlichst und dann sogar mit doppelter Wucht geschwungen werden muss. Das Vorgehen Krojers erleichtert den tatsächlichen Leugnern und Verharmlosern ihr Werk also dadurch, dass er sie gegen die Keule durch ihren übermäßig häufig wiederholten Einsatz immun macht.

Nun treffen Anwendungen der Auschwitzkeule nur in Ausnahmefällen Deutsche. Gegen die These von 300 fiktiven Jahren ist die Variante „so schlimm wie Auschwitzleugner“ zum Zuge gekommen. Die wird im Gesamtspektrum des Auschwitzmissbrauchs aber viel seltener in Einsatz gebracht als die Variante „so schlimm wie Auschwitztäter“. Zählt man einmal hundert durchschnittliche Schläge mit dieser Waffe weltweit nach, dann sind in wohl 98 Prozent die Juden Israels das Hauptziel der Angriffe, und in beinahe ebenso vielen Fällen wird sie von Islamisten und ihren westlichen Sympathisanten eingesetzt. Israelis – so heißt es da unisono – taten Arabern und Muslimen an, was in Auschwitz Juden erlitten haben. Die hätten Nazimethoden oder betrieben einen Dauerholocaust gegen Palästina etc.

Wenn man nun in dieselbe Ecke wie das kleine Land in Nahost geknüpelt wird, dann steckt man noch lange nicht in derselben Gefahr wie seine bedrängten Bewohner. Erst wenn Krojer gewissermaßen Bomben in unseren Bus werfen wollte, wäre erhöhte Aufmerksamkeit vonnöten. Er würde uns dann dafür bestrafen wollen, dass die Eliminierung Groß-Karls aus der Historie so schlimm sei wie die Ermordung von Juden. Man muss nach den bisherigen Ausfällen darauf gefasst sein, dass die Verfechter des mediävistischen Dogmas auch nach dieser Variante greifen werden. Dass sie mit einem solchen Vergleich den Holocaust nun wirklich verniedlichen und dann in der Tat nahe bei seiner Leugnung landen würden, dürfte ihnen nicht einmal bewusst werden.

Krojer, Franz (2003): Die Präzision der Präzession. Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht. Mit einem Beitrag von Thomas Schmidt; Differenz-Verlag, München

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Wibald von Stablo – Constantin Faußner

Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher

Gerhard Anwander

Der emeritierte Professor der Rechts- und Verfassungsgeschichte Hans Constantin Faußner legte im Sommer dieses Jahres über den Haupt- und Staatsfälscher Wibald von Stablo ein vierbändiges Werk vor, dessen ersten Band (*Wibald von Stablo. Erster Teil; Einführung in die Problematik*; Hildesheim 2003) wir hier würdigen. Faußner ist für die reine Diplomatie ein Quereinsteiger und deshalb prädestiniert, radikal neue Erkenntnisse zu gewinnen. Einige davon wurden den Lesern der Zeitsprünge in einem Artikel über Klöster, Karolinger und Konkordat [Anwander 2000] bereits vorgestellt; nun geht es darum, weitere davon zu würdigen und prima vista zu prüfen, inwieweit sich seine Thesen mit denen über die nachchristliche Phantomzeit (614–911) vertragen. Dabei sei betont, dass Faußner kein Anhänger der Phantomzeittheorie ist, dennoch aber sich mit Forschern austauscht, die nicht seiner Meinung sind. Er wird es daher verschmerzen – über die Souveränität hierfür verfügt er ausreichend –, wenn wir seine Erkenntnisse letztlich als Stütze der Phantomzeittheorie betrachten werden.

Zunächst einige Daten zu Wibald von Stablo. Geboren 1098 in Niederlothringen, wird er 1130 als Abt von Malmedy und Stablo (Stavelot) gewählt, einem Doppelkloster an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschem Reich. Er arbeitet mit seinem "Atelier für kreatives Urkundenwesen" für die damalige kirchliche Elite: für Abt Suger zu Saint-Denis, Erzbischof Albero von Trier, die Bischöfe Embricho von Würzburg, Walter von Augsburg und Otto von Freising, sowie für und wider die Römische Kurie. Auf einer diplomatischen Mission ist er 1158 im mazedonischen Monastir gestorben.

Hineingeboren wurde Wibald also in den erbittert geführten Investiturstreit, der seit Jahrzehnten tobte und 1122 im sog. Wormser Konkordat nicht ein Ende fand, aber doch eine neue Qualität der Auseinandersetzung. Da das Wissen über diesen prägenden Streit des Mittelalters beim Publikum, wie bei den universitären und schulischen Lehrkräften dürftig oder falsch ist und das Phänomen Wibald ohne präzises Wissen hierüber nicht erklärbar, sei hier Faußners Ansicht und Argumentation verkürzt dargelegt.

In diesem Konflikt ging es nur vordergründig um die Investitur, d.h. um die Einsetzung eines Bischofs mit oder ohne königliche Erlaubnis. Der entscheidende Punkt war der Versuch der Kirche – insbesondere unter Papst Gregor VII. –, den gesamten Kirchenbesitz immerwährend für sich, zur vol-

len eigenen Verfügung zu behalten. Bis 1122 war der Hauptgrundbesitz der Kirche vom Reich nur geliehen, ohne Verfügungsgewalt, lediglich mit einem fest umrissenen Nießbrauchsrecht versehen; dass dies so blieb, dafür sorgte vor Ort ein Vogt als Vertreter des königlichen Kirchherrn.

Starb der kirchliche Würdenträger, fiel der Grund samt Menschen an das Reich zurück und der König konnte einen – ihm genehmen – neuen Würdenträger einsetzen (investieren) und damit Grund und Boden erneut verleihen; aber wiederum nicht nur zum Nutzen der Kirche, sondern auch des Reiches. Darüber wachte weiterhin – sehr zum Missfallen der Kirche – der Vogt.

Es ging also beim Investiturestreit in größtem Umfang um Geld und Macht. Nur so werden Härte und Bitternis des Streites verständlich, die seinerzeit den einfachen Menschen an Würde und Verstand ihrer Oberen zweifeln ließ. Mit heutigen Begriffen könnte man sagen, die Kirche hat versucht, die Macht im Reich zu gewinnen, um eine Art Gottesstaat zu errichten. Die Parteigänger dieser Idee waren die Gregorianer, so genannt nach dem zitierten Papst Gregor VII.

Dem Wunsch der Gregorianer konnte natürlich von Seiten des Königs und des Reiches nicht entsprochen werden; man einigte sich auf eine Teilung der Güter, nicht nach einem arithmetischen Schlüssel, sondern nach Art ihrer Herkunft. Somit wurden von 1122 an folgende Güter immerwährendes Kirchengut (*Bona ecclesiastica*):

- **Dotationsgut:** solches, das von einem seinerzeitigen Stifter einer Kirche gegeben wurde, als deren 'notwendigem Betriebsvermögen';
- **Kapitel- oder Stiftungsgut,**
- **zweckbestimmtes Gut** und
- **vormaliges Frauengut:** Besitz, der einmal im Eigentum einer Frau war, galt als aus dem Reichsgut ausgeschieden (und war damit automatisch immerwährendes Kirchengut)!

Hier gab es nun die Frage der Beweislast: Auf den strittigen Gütern arbeiteten Menschen, die beschwören konnten, dass dieser Grund schon immer des Königs war (und das galt oft mehr als Urkunden). Dann musste die Kirche – mit Königsurkunden – nachweisen, dass dem nicht so ist. Hier setzt nun das 'System Wibald' an: Er fälscht bzw. lässt anfertigen, was immer gebraucht wird – nicht nur Urkunden, sondern auch allerlei Viten und Hagiografien, dazu Kunstwerke wie Kronen (z.B. die Reichskrone in Wien, die auch schon Karl d. Gr. zugeschrieben worden ist), Reliquien usw.

Hier beginnt auch das Problem der Diplomatik, denn Faußner kann aufgrund dieser Rechtsgegebenheiten lapidar, aber mit gewaltigen Konsequenzen schlussfolgern:

“Vor dem Wormser Konkordat von 1122 und vor der erst mit ihm herbeigeführten Unterteilung des Reichskirchengutes in vogtfreies (*Bona ecclesi-*

astica) und bevogtetes (*Bona saecularia*) wurde **keine Königsurkunde für eine Kirche gefälscht, da eine Fälschung rechtlich zu nichts geführt hätte und somit zweck- und sinnlos gewesen wäre.** Wird dies einmal erkannt und auch rezipiert, so entfällt auch die mühevoll und zeitaufwendige Erarbeitung und Verteidigung von Hypothesen, wann und zu welchem Zweck eine diplomatisch erkannte Fälschung vor dem 2. Viertel des 12. Jahrhunderts gefertigt wurde." [F. 89; Fettdruck-Hvhg. von G.A.]

Das bedeutet nun, dass **alle gut 6.000 noch existierenden Königsurkunden** – angefangen bei den Merowingerurkunden und bis ins frühe 12. Jh. – **Fälschungen sein müssen** – und das ist für naiv Urkundengläubige eine mittlere Katastrophe. Bisher sind von dieser Seite keine öffentlichen Reaktionen bekannt, wenn man einmal von früheren Unmutsäußerungen absieht, die schon ab dem Münchner Kongress über Fälschungen (1986) zu vernehmen waren.

Warum heißen diese Urkunden Königsurkunden? Das ist vor dem Hintergrund des römisch-fränkischen Herrschaftsdualismus von *rex – regnum* (König – Reich) zu sehen. Wollte der fränkische König (seit Merowingerzeiten) auf Veranlassung Dritter eine Verfügung über – auch an Kirchen verliehenes – Reichsgut verbindlich über seine Herrschaftszeit hinaus treffen, bedurfte dies der Zustimmung des Reiches, in Person des so gen. Rekognoszenten. Dieser war – entgegen der Lehrmeinung der Diplomatik – kein besserer Schreiber, sondern in politischer Funktion der Vertreter des Reiches, der zu prüfen hatte, ob der Urkundeninhalt nicht dem Reich zu Nachteil gereiche.

Zudem kommt Faußner – wiederum entgegen der Lehrmeinung der Diplomatik – zu dem Schluss, dass die Urkunden immer eine so gen. Empfänger-ausfertigung waren: Nicht eine stets vorhandene Schreibkanzlei des Königs hat diese Urkunden angefertigt, sondern der jeweilige Interessent, z.B. ein Bischof, der **vor dem Konkordat** einen Teil der ihm verliehenen Reichsgüter tauschen wollte. Diese Urkunde wurde dann der Reichskanzlei zur Prüfung und dem König zur Bestätigung vorgelegt. So war die Kanzlei kein schlichtes Schreibbüro, sondern ein hochpolitisches Kontrollgremium.

Zurück zur Frage der Beweislast, die erklärt, warum überhaupt so viele Urkunden dieser Art und Zeit auf uns überkommen sind. (Echte) Urkunden über nicht-strittige Fälle wurden nach bestimmten Fristen **nicht mehr aufbewahrt!** Die strittigen, weil **gefälschten hingegen schon**, da die Kirchen und Klöster ihre Ansprüche – nach ersten Niederlagen gegen den Vogt – nicht gleich aufgaben, sondern auf spätere Siege setzten und so vorwiegend oder gar ausschließlich nur die entsprechenden gefälschten Urkunden archivierten!

Gemäß Faußner hatten die etwa 6.000 von Wibald gefälschten Urkunden zu seiner Lebenszeit insgesamt erstaunlich wenig Wirkung, aber umso mehr

im 19. Jh. (und 20. Jh.), als man diese Werke mit patriotischer Ehrfurcht und weniger mit aufklärerischer Skepsis betrachtete. Dennoch sieht Faußner einen hohen Quellenwert in diesen Fälschungen, spiegeln sie doch jeweils ein aktuelles Rechtsproblem im 2. Drittel des 12. Jhs. wider, samt der erwünschten Lösung, die sich der Fälscher erhoffte!

Anhänger der Phantomzeittheorie dürfen sich von diesem Befund in ihrer Urkundenskepsis bestätigt fühlen. Wir denken, dass die Faußnersche Argumentation hierzu solide steht. Zweifel kommen dem Rezensenten – wie Faußner übrigens selbst hin und wieder –, wenn sämtliche derartig gefälschten Urkunden einem einzigen Atelier zugeschrieben werden, samt den noch zu erwähnenden 'flankierenden Maßnahmen', die für Urkundengläubige unangenehme Überraschungen beinhalten. Aber seine Argumentation ist insgesamt konsistent und plausibel.

Was ist unter diesen flankierenden Maßnahmen zu verstehen? Hierzu ein Beispiel: Sein erster großer Auftraggeber war der berühmte Abt Suger von Saint-Denis. Im Rahmen der Befreiungsbemühungen vom königlichen Vogt schuf Wibald u.a. das berühmte "Paradeoriginal" Chlodwigs II., *die Merowingerurkunde schlechthin!*

Um Glaubwürdigkeit und Wirkung der (Königs-)Urkunden zu optimieren, wurden sie kunstvoll in weitere Erfindungen eingeflochten. So hier die *Gesta Dagoberti I. regis Francorum*, dank der König Dagobert zum Stifter und Erbauer der Basilika wird, deren heute postulierte merowingisch-karolingische Bausubstanz von Illig [1996, 348-364] schon mit bauhistorischen Argumenten widerlegt worden ist. Um Dionysius (Denis), den Stammheiligen der Abtei und damit die Abtei selbst aufzuwerten, erfand Wibald einen Biografen namens *Venantius Fortunatus* und ließ diesen eine *Passio sanctorum martyrum Dionisii, Rvstici et Elevationis* schreiben. Diese war ihm zu schlicht, deshalb wurde sie erweitert: Er setzte nun Dionysius Areopagita, einen Paulusschüler aus Athen, mit dem Märtyrerbischof Dionysius aus Paris gleich! Um der frommen Fälschung größeres Gewicht zu verleihen, wurde weiter erfunden: so ein Abt Hildwin, der die Identität beider Personen bestätigt – mit der Folge, dass im 13. Jh. Dionysius zum unbestrittenen Nationalheiligen Frankreichs aufgestiegen ist – in Folge eines Fälschungswerkes von Wibald!

Vergleichbares (erfundene Urkunden, Viten, Hagiografien, Reliquien usw.) wiederholt sich in Trier und anderswo. Ebenfalls wiederholt sich das hier entstandene Zerwürfnis: Wibald kam mit seinem Auftraggeber über Kreuz und erfand aus Wut und Rache Gegenfälschungen. In diesen gelangten etwa die Gebeine des hl. Dionysius nicht mehr nach Saint-Denis, sondern weiter nach Regensburg zum Kloster St. Emmeram. Dort werden u.a. drei Steinplastiken im Auftrag von Wibald gefertigt – namentlich ausgewiesen als

Jesus, Emmeram und Dionysius – und in der Eingangshalle angebracht. Seit her rätseln zum einen die Forscher, wie der in Regensburg völlig fremde Dionysius dahin gekommen ist, zum anderen machten sie die Plastiken zur kunsthistorischen Sensation, eingestuft als frühe Zeugnisse (Mitte 11. Jh.) romanischer Bauplastik in Süddeutschland, wiewohl sie, von Wibald veranlasst, aus dem 12. Jh. stammen und – mit Verlaub – etwas wickelkindartig wirken.

Auch der *Codex Aureus* – wir sind bei einem Prachtwerk karolingischen Schaffens um 870 – ist bei Faußner eine Arbeit, die Wibald in Saint-Denis anfertigen ließ, möglicherweise nach eigenen Entwürfen. Diese heute in der Bayerischen Staatsbibliothek verwahrte Handschrift wurde ebenso nach St. Emmeram verbracht, wie die Schriften der Hrotsvith von Gandersheim, die er laut Faußner alle selbst verfasst hat. Dem ist allerdings Tamerl [1999] entgegenzuhalten, der die Dramen der Caritas Pirkheimer und damit der Zeit um 1500 zuweist. Aber beide sind der Ansicht, dass keine Gandersheimer Nonne des 10. Jhs. die Autorin der ihr zugeschriebenen Werke ist.

Auch die *Vita Karoli Magni* ist laut Faußner als flankierende Aktion im Rahmen der Wibaldschen Bemühungen um das Kloster Seligenstadt entstanden, im Auftrag Embrichos von Würzburg! Wibald lässt Einhard zunächst das Kloster am Main gründen und durch seinen Notar *Ratleic* entsprechende Reliquien in Rom rauben, wodurch Einhard in ein schiefes Licht gerät. Dann rehabilitiert er Einhard mit der *Vita* – am Vorbild Suetons orientiert – über den großen Karl. Wir sehen einen Fortschritt darin, dass Faußner ein Szenario liefern kann, das das Phänomen Einhard erklärt.

Zum Schluss sei noch ein besonderes Prachtstück des Wibald präsentiert. Er arbeitete, wie eingangs erwähnt, auch für die römische Kurie, und verfasste ihr das *Privilegium Ottonianum* zugunsten der Römischen Kirche. Es ist eine Wiederholung früherer Schenkungen von Pippin und Karl dem Großen. Umfang:

“Stadt und Dukat von Rom, Stadt und Exarchat von Ravenna mit der Emilia, die Pentapolis und die Sabina, die Herzogtümer Spoleto und Benevent mit Patrimonien im südlichen Italien samt den Städten Neapel, Gaeta und Fondi.” [F. 150]

Nach der einschlägigen Forschung gilt dieses Werk als eines der wirkungsvollsten Urkunden des Mittelalters. Dass sie auch zu den umstrittensten gehört, liegt wiederum an Wibald. Nach seinem obligaten Zerwürfnis mit der Kurie ließ er Kaiser Otto III. urkunden, dass die Constantinische Schenkung ein Lügengespinnt sei; ebenso sei es eine Lüge, dass ein gewisser Karl dem hl. Petrus Staatsgebiet geschenkt habe, da Karl selbst gar nicht rechtsverbindlich hätte schenken können! Notfalls fälschte und argumentierte Wibald sogar juristisch korrekt.

Nun hatte Wibald schon früher Otto I. zu Ehren ein Epos in 1.517 Versen (*Gesta Oddonis*) unter dem Pseudonym *Hrotsvith von Gandersheim* (s.o.) verfasst, das er um 960 entstanden sein ließ. Hier findet die Kaiserkrönung Otto I. durch den Papst großen Raum. Nach dem Zerwürfnis hat er zunächst Probleme, diese Kaiserkrönung wieder vergessen zu machen. Da fällt ihm gemäß Faußner *Frutolfs Weltchronik (um 1099)* in die Hände, ein Werk, das seine Kenntnislücken der ottonischen Zeit auffüllt. Weiter fand er in den Brüderlisten des Klosters Corvey einen Mönch namens *Widukind*, der unter *Abt Folkmar* (917-942) eingetreten war. Mit allerlei flankierenden Schriftstücken und Briefen sichert Wibald nun die Datierung dessen ab, was kommt und was er verfasst hat: die *Sachsengeschichte des Widukund von Korvei!*

Als Widukind erwähnt Wibald den Papst und die Kaiserkrönung Ottos I. so wenig wie die päpstliche Krönung Karls des Großen. Das war seine Rache an der Kurie; in einer Zweitfassung der *Gesta Oddonis* ließ er die entsprechenden Krönungs-Passagen weg.

Laut Faußner wurde die Datierung dieser Texte noch nie angezweifelt. Für die Geschichtswissenschaft steht fest, dass sich Frutolf bei Widukind bedient hat und Widukind dank des Ruhmes der Frutolfschen Chronik berühmt wurde. Die Geschichtsforschung bekäme also viel Stoff zum Nachdenken, so sie Faußner nicht ebenso ignoriert wie die Phantomzeittheoretiker.

Einige Fragen bleiben für uns bei Faußner offen: Wer hat die – nach unseren Vorstellungen bereits gefälschten – Originalvorlagen erstellt, die Wibald angeblich hatte? Gibt es irgendwie geartete nähere Beweise für die jeweilige Täterschaft des Wibald, außer der überzeugend dargelegten vor- und nachkonkordatlichen Rechtslage? Konnte ein einzelner Mann mit seinem Atelier wirklich so viel fälschen oder hat er gar noch mehr angerichtet? Faußner spricht von den Bänden fünf und sechs und davon, dass mehr oder weniger alle bekannten Prachthandschriften des Mittelalters, ob Perikopenbuch, Lorsch Evangeliar oder Gerokodex, aus Wibalds Atelier stammen.

Man sieht, Faußner räumt konsequent auch die Phantomzeit aus. Was wird an Geschichtsschreibung für diese und spätere Zeiten noch übrig bleiben, wenn man die Spuren dieser Urkunden und der sonstigen Werke aus der Geschichtsschreibung getilgt hat?

Im Detail mag jeweils offen bleiben, wie vollständig und korrekt die Enthüllung des Wibaldschen Fälschungsgeflechtes bisher gelang; bewundernswert ist allein schon die Tatsache, dass es überhaupt gelungen ist, diesem Täter auf die Spur zu kommen. Dafür sei dem scharfsinnigen und unerschrockenen Forscher gedankt, der die ihm teure Diplomatie in Verlegenheit bringt und die Stützung der Phantomzeitthese in Kauf nimmt.

Faußner ist hier als Mann zu sehen, der in der großen Tradition der Aufklärung steht. In einer Epoche, in der Fundamentalismen aller Art in Orient und Okzident bedrohlich zunehmen, sollten aufklärerische Nüchternheit und historisch-kritischer Verstand stärker denn je gepflegt werden. Faußner erinnert an August Ludwig von Schlözer (1735–1809) und Adam Naruszewicz (1733–1796) [Heinsohn 2003, 137-149]. Entgegen hochherrschaftlicher Wünsche nach möglichst langer und edler Geschichte verwarfen sie die polnische Phantomzeit schon im 18. Jh. als Erfindung. So müssten Forscher sich den Aache-ner Karls-Verehrern verweigern, die sich so offensichtlich einen gekrönten Gewaltherrscher als Ur- und Leitbild für die Europäische Union wünschen.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2000): "Von Klöstern, Karolingern und Konkordat"; in: ZS 12 (4) 680-709
- F. = Faußner, Hans Constantin (2003): *Wibald von Stablo*. Erster Teil; Einführung in die Problematik; Hildesheim (Erster von vier Bänden)
- (1986): *Wibald von Stablo, der Trierer Dom- und Reliquienschatz und die Reichskrone*; Innsbruck
- Heinsohn, Gunnar (2003): "Die Streichung der polnischen 'Karolinger': Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter"; in: ZS 15 (1) 137-149
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelfing
- Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung*; Gräfelfing

Eine ausführliche Darstellung der Erkenntnisse Faußners wird für die Internetseite des Mantis-Verlages erarbeitet.

Gerhard Anwander, 81249 München, Schwojerstraße 38
pse-al@t-online.de

O Heilige Ottilie!

Das Elsass zur Karolingerzeit

Andreas Birken

Der Odilienberg südwestlich von Straßburg wird der heilige Berg des Elsass genannt. Die Heilige Odilie, nach der das Kloster auf dem Berg benannt ist, ist die elsässische Heilige schlechthin, und als solche hat sie natürlich Anspruch auf eine angemessene Heiligenlegende. Im DuMont Kunst-Reiseführer für das Elsass [Ebert 1979, S. 140 f.] liest sich das so:

„Das Odilienkloster hat eine Vorgeschichte, die zwar der Legende näher steht als belegbaren Daten und Fakten, doch man darf, wie häufig in solchen Fällen, auch hier wohl davon ausgehen, daß sich unter dem schmückenden legendären Beiwerk letztlich doch ein verlässliches Stück Wahrheit verbirgt.

Folgen wir also der Legende in aller Kürze: da wurde dem Herzog Eticho um das Jahr 622 statt des erhofften Stammhalters eine blinde Tochter geboren. Er betrachtete dies als eine Schande für sein adeliges Geschlecht und wollte das Mädchen töten lassen. Doch die Mutter ließ es heimlich zu einer Verwandten in das burgundische Kloster Baume-les-Dames bringen, wo es erzogen wurde. Dort erhielt es den Taufnamen Odilia, was etwa soviel bedeutete wie »Tochter des Lichtes«. Bei der Taufe, die der Bischof von Regensburg vornahm, geschah das erste Wunder: Odilia wurde sehend.

Jahre später wurde Odilia, die aus Dankbarkeit ihr Leben dem Himmel und den notleidenden Nächsten geweiht hatte, von einem ihrer Brüder heimgeholt. Der Vater wollte nun das Mädchen, das ihn selbst bezauberte, und dem es an Freiern nicht mangelte, zu einer politisch motivierten Ehe zwingen. Sie entzog sich diesem Wunsch durch die Flucht über den Rhein und entging ihren Verfolgern, als sich bei Freiburg eine Felswand vor ihr öffnete und ihr Schutz gewährte. Angesichts dieses neuerlichen Wunders empfand Eticho Reue, änderte seinen Sinn und schenkte Odilia sein Schloß Hohenburg, damit sie dort ein Kloster errichtete.

So weit die Legende. Schutzbriefe Karls des Großen und Ludwigs des Frommen für ein Maria und Petrus geweihtes Frauenkloster auf dem Odilienberg bezeugen die reale Existenz der Odiliengründung ebenso wie die Tatsache, daß über sie im Teilungsvertrag von Meersen 870 zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen verfügt wurde. Allerdings ging dann die fromme Stiftung sehr bald ihrem Ruin entgegen, wozu die durch

Straßburg
(Strasbourg)



E L S A S S

Odilienberg
(Mt.Ste.Odile)



● Oberehnheim
(Obernai)

Hohkönigsburg



Schlettstadt
(Sélestat)

Rappoltweiler
(Ribeauvillé)



10 km

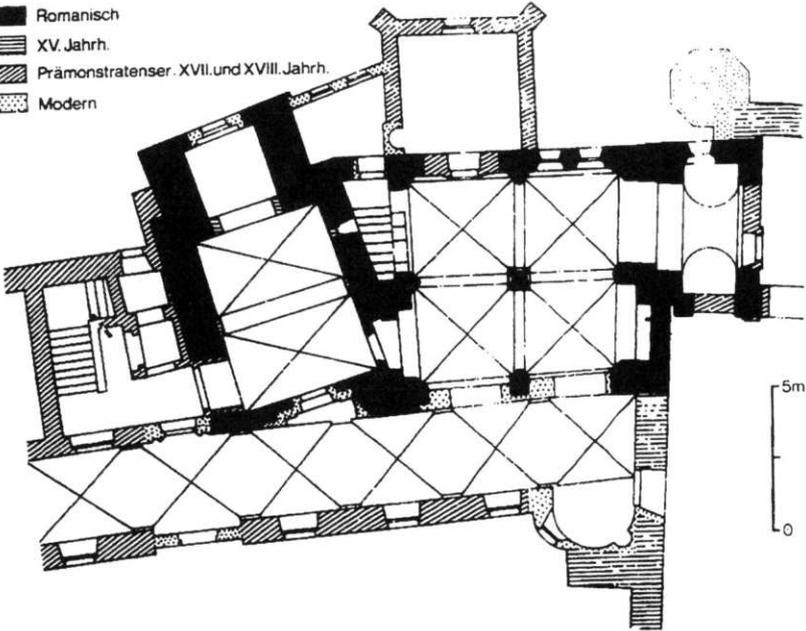


Elsass: Übersichtsplan [Birken]

Zeitensprünge 3/2003 S. 526



- Romanisch
- ▨ XV. Jahrh.
- ▩ Prämonstratenser. XVII. und XVIII. Jahrh.
- ▤ Modern



Herzog Eticho beschenkt seine Tochter mit der Festung Hohenburg [Hortus Deliciarum; Straub]. Grundriss des Klosters auf dem Odilienberg [Ebert 140].

die Magyareninvasion angerichteten Zerstörungen wesentlich beigetragen hatten.

Papst Leo IX. betrieb die Wiedergründung, ließ die Klostergebäude sowie eine größere Kirche neu errichten und weihte sie anlässlich einer Visitationreise im Jahr 1049. Er erkannte den frommen Frauen das ausschließliche Eigentumsrecht an dem ganzen Berg innerhalb der Heidenmauer und an zahlreichen weiteren Gütern zu. Trotzdem verfiel der Konvent ein weiteres Mal, bis dann Friedrich I. Barbarossa das Kloster durch die Äbtissin Relindis wiederherstellen ließ und seine große Blütezeit als bevorzugte Pflegestätte staufischer Kultur einleitete. Hohenburg bekam den Rang einer Reichsabtei.“

Über die vorhandenen Bauten wird gesagt [ebd., 142] :

„Vom Baubestand des Klosters aus den Zeiten der Relindis und der Herrad von Landsberg ist verständlicherweise nur noch wenig erhalten. Der künstlerisch bedeutendste Teil der romanischen Anlage ist die in den Ostflügel der neueren Gebäude integrierte Kreuzkapelle mit Kreuzgratgewölben und reich geschmücktem Kapitell auf einer stämmigen Mittelsäule. Sie lag einst am Kreuzgang, dessen Stelle heute der sogenannte Odilienhof einnimmt, und bewahrt u. a. den steinernen Etichosarg. Über der Kreuzkapelle befindet sich ein gleichartiger Raum, der als Bibliothek genutzt wird. Unmittelbar an sie angrenzend ist die Odilienkapelle das eigentliche Ziel der Pilger. Der gegenwärtige Bau ist zwar nur bis ins 11. Jahrhundert zurück zu datieren, aber schon im 8. Jahrhundert stand hier eine Johannes dem Täufer geweihte Kapelle, die auch in der Lebensgeschichte Odilias erwähnt ist. Hier wurde die Heilige bestattet, und hier steht auch jetzt noch der Sarkophag mit ihren Gebeinen.“

Die Äbtissin Herrad von Landsberg war die Nachfolgerin der Drittgründerin Relindis. Ihr verdanken wir den prächtigen *Hortus deliciarum*, dessen Original zwar bei der Belagerung von Straßburg 1870 verbrannt ist, von dem aber gute Kopien existieren. In diesem Werk findet sich auch eine ergreifende Darstellung der Klostergründung [fol. 322v].

Was wir hier vorgeführt bekommen, ist eine typische Fallstudie des „Anwander-Syndroms“ – auch karolingischer Rösselsprung genannt. Der Vorgang ist aus bayerischen Beispielen wohl vertraut: 1. Man erfindet einen Herrscher, von dem man sich Land schenken lässt. 2. Man fälscht eine Urkunde zu dem Vorgang. 3. Die Urkunde legt man einem späteren Herrscher zur Bestätigung vor. Dass die vorhanden Gebäude nur bis ins 11. Jh. zurückgehen, tut der Sache keinen Abbruch.

Das besondere im Falle Ottiliens ist, dass hier nicht nur ein Herzog erfunden wurde, sondern gleich ein ganzes Herzogtum.



Teil der Heidenmauer, Odilienberg [Ebert Abb. 77]

Der Ort der Handlung allerdings ist gut gewählt. Bei der Hohenburg handelt es um eine bedeutende keltische Festungsanlage, die von einer heute noch gut erhaltenen Mauer umgeben ist, der Heidenmauer. Sie ist 10,5 km lang, umschließt ein Gebiet von über 100 ha, ist 1,7 m dick und heute noch an einigen Stellen bis zu 3 m hoch. Solche Höhenfestungen waren in der Tat bei alemannischen Gaukönigen und später den schwäbischen Herzögen beliebt; das bekannteste Beispiel ist die Herzogsburg auf dem Hohentwiel. Dagegen bevorzugten die fränkischen Gaukönige Römerstädte als Residenzen. Aber die Alemannen hassten Städte und haben die Römerstädte in ihrem Gebiet verfallen lassen. Von Siedlungskontinuität kann hier keine Rede sein.

Herzöge des Elsass aus dem Haus der Etichonen soll es zwischen 650 und 740 fünf gegeben haben: Gandoinus, Bonifacius, Eticho (Attich), Adalbert und Liutfried. Bedauerlicherweise künden keine Reichsannalen von ihnen. Man kennt ihre Namen nur aus Berichten über Klostergründungen nebst zugehörigen Herzogsurkunden und aus Heiligenlegenden. Das ist nicht weiter verwunderlich, da die gesamte 'amtliche' Geschichtsschreibung über diese Zeit nur von den Taten der merowingischen und karolingischen Frankenkönige handelt. Über die frühe Geschichte des Herzogtums Alemannien/Schwaben ist nur sehr wenig bekannt. Das gilt nicht nur für die Phantomzeit, sondern auch für die reale Merowingerzeit. Die gängige Version über die Geschichte des Elsass lautet so, dass die Merowinger zur Schwächung der stets aufmüpfigen Alemannen ein Herzogtum Elsass abgetrennt hätten, dessen Existenz überflüssig wurde, als die Karolinger die Alemannen 746 endgültig unterworfen hatten [Büttner 108].

Die Begriffe „Alsaciones“ und „Alesacius“ tauchen übrigens erstmals für die Jahre 619 und 613 in der um 660 abgeschlossenen phantomzeitlichen *Fredgar-Chronik* auf. Ähnlich unbekannt wie die Herzöge sind die für das Gebiet zuständigen Bischöfe von Straßburg und Basel. Beide Bistümer sollen auf die Spätantike zurückgehen, aber z. B. für Basel ist für das 7. Jh. nur ein einziger Bischofsname überliefert.

Aber selbst im Rahmen der konventionellen Geschichtsschreibung bleibt unklar, weswegen die Merowinger ein so kleines Gebiet – 50 Dörfer lang und 5 breit – zum Herzogtum hätten erheben sollen. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass die Quellen meist nicht von einem Herzogtum Elsass sprechen, sondern von Herzögen – und das nicht auf Deutsch, sondern auf Lateinisch. Es geht um den Dux Eticho, um Dux Bonifacius usw. Es gibt also schon von den Quellen – ob echt oder falsch – keine Parallele zwischen einem Dux Eticho und z. B. einem Herzogtum Schwaben. Die Frage des Herzogstitels ist ausführlich untersucht worden – ganz allgemein von Kienast [1968] und spezieller für Lothringen von Barth [1990]. Der Titel Dux kann demnach entsprechend seiner lateinischen Grundbedeutung als „Führer, Anführer“ verschiedene

Funktionen bezeichnen. Der Dux kann ein Volk anführen, eine Armee oder auch nur eine königliche Delegation. Im spätantiken Römischen Reich war der Dux der Militärbefehlshaber einer Provinz, in Byzanz der zivile und militärische Gouverneur eines Themas. Das griechische Wort für diese Funktion lautet Strategos; die Araber übersetzten es mit Emir (amir = Befehlender). Im Frankenreich wurden die Regenten der Teilreiche als Duces bezeichnet, soweit sie nicht als Mitglieder der Königssippe den Königstitel trugen. Das alles wäre für das Elsass eine Nummer zu groß, und wir könnten es damit bewenden lassen.

Jedoch, hier stellt sich erneut die Frage, wie die frühe Merowingerzeit mit der Ottonenzeit zu verbinden ist, wenn die Phantomjahrhunderte entfallen. Wir haben auf der einen Seite die von den Franken mit Mühe unterworfenen Alemannen, auf der anderen ein selbstbewusstes Herzogtum Schwaben, das erst von Otto I. ins Ostfrankenreich integriert wurde. Glücklicherweise brauchen wir nicht zu erklären, wie der karolingische Zentralismus mit Reichsgesetzen und Grafschaftsverfassung ins Bild passen. Beide hat es nicht gegeben. Wir müssen uns aber, um zu einer einsichtigen Analyse zu kommen, noch von einem anderen Begriff verabschieden: dem der deutschen Stämme des Früh- und Hochmittelalters. Der Begriff *Stamm* soll nämlich sagen, dass er hier um Unterabteilungen eines einheitlichen Volkes handelt. Man kann ihn auf verschiedenen Ebenen ansiedeln, aber er behält seine Funktion. Lucien Sittler, der Autor der neuesten Geschichte des Elsass, beschreibt die alemannische Landnahme so [Sittler 24; Übersetzung Birken]:

„Die Alemannen setzten sich aus Stämmen (tribus) zusammen, unterteilt in Großfamilien oder Sippen, die sich auf einen gemeinsamen Vorfahren zurückführten. Jeder Stamm besetzte ein bestimmtes Gebiet, einen 'pagus' (Gau), von den einige Namen erhalten blieben: Sundgau, Elsgau, Hattgau, pagus Hagenowe und andere.“

Das mag so gewesen sein. Aber aus den Quellen geht nichts dergleichen hervor, und wir wissen darüber nichts. Diese ganze Stammesgenealogie ist von den Zuständen bei den arabischen Beduinen, wo er hingehört, abgeleitet und diente schon Eduard Meyer zur Beschreibung der Gesellschaftsform der altsemitischen Völker – ebenfalls ohne Quellengrundlage.

Wenn wir nun die Alemannen als Stamm und die Gaugenosser als Unterstämme auffassen, wird es nicht besser. Was wir aus den Quellen entnehmen können, ist aber in der Tat, dass die Alemannen in der Spätantike in Gauen unter Gaukönigen organisiert waren. Tatsächlich sind im ganzen Stammesgebiet fast flächendeckend Gaunamen (oder Gäunamen) in Gebrauch geblieben, vom Kraichgau über den Breisgau, Aargau, Thurgau, Klettgau, Hegau bis zum Allgäu. Sittlers Ansatz zeigt jedenfalls, dass man durchaus ohne karolingische Grafschaftsverfassung auskommt.

Einen neuen Ansatz haben wir vor allem Carlsruh Richard Brühl zu verdanken, einem Querdenker unter den konventionellen Historikern. Sein Buch *Deutschland-Frankreich. Die Geburt zweier Völker* erschien in einer Langfassung 1990 in erster Auflage, 1995 in zweiter. 1994 erschien eine stark verschlankte französische Ausgabe. Diese wurde nach Brühls frühem Tod (1997) ins Deutsche übersetzt und ist 2001 erschienen. Seine These lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass die beiden Völker in einem etwa 200 Jahre dauernden Prozess nach der Teilung des Frankenreiches in ein West- und Ostreich entstanden sind, einem Prozess, der erst gegen Ende des 11. Jhs. abgeschlossen war. Vorher hat es folglich keine Stämme im herkömmlichen Sinne gegeben, sondern Völker unter der Oberherrschaft der fränkischen, bzw. west- und ostfränkischen Könige. Ihre Gebiete wurden als *regna* bezeichnet. Das Frankenreich hatte eine Regna-Struktur.

Es ist etwas verwirrend, dass *regnum* zugleich das Gesamtreich und seine Teile bezeichnet. Sogar kleine Herrschaftsgebiete in der Größe von Grafschaften wurden manchmal als *regna* bezeichnet. Das Wort *ducatus* (deutsch Dukat) bezeichnet dagegen meist kleinere Einheiten als die späteren Herzogtümer. Z. B. ist auf alemannischem Gebiet neben dem Dukat Elsass auch ein Dukat Chur (Chur-Rätien) belegt. Im Laufe des 11. Jhs. wurde dann nach und nach *regnum* durch *ducatus* (Herzogtum) ersetzt.

Zu Beginn des 10. Jhs. finden wir im Ostfrankenreich die *regna* Alemannen (später Schwaben), Austrasien (später Franken), Baiern, Karantien, Lotharingen (*regnum* Lotharii) und Sachsen; Friesland und Thüringen sind nur bis ins 9. Jh. als *regna* genannt. Im Westfrankenreich sind Francien/Neustrien, Aquitanien, Burgund, Gotien/Septimanien und die Provence belegt. Später kamen noch die Bretagne und die Normandie dazu. Bei den meisten dieser *regna* handelt es sich nicht einfach um Regierungsbezirke, sondern um die Wohngebiete von Völkern. Und offenbar hatten die fränkischen Könige, die diese Völker unterwarfen, gar nicht die Absicht, sie gleichzuschalten. Im Gegenteil, die Merowinger ließen die Volksrechte der einzelnen Völker kodifizieren. Der *Pactus Legis Salicae* (das Recht der salischen Franken) stammt ursprünglich aus dem Jahre 507; unter Chlothar II. folgten der *Pactus Legis Ripariae* (Recht der ripuarischen Franken) und der *Pactus Legis Alamannorum* usw. Die Rechtsprechung war zwar zweifellos ein Vorrecht des Königs, aber Recht gesprochen wurde nach dem Recht der einzelnen *Regna* (= Völker).

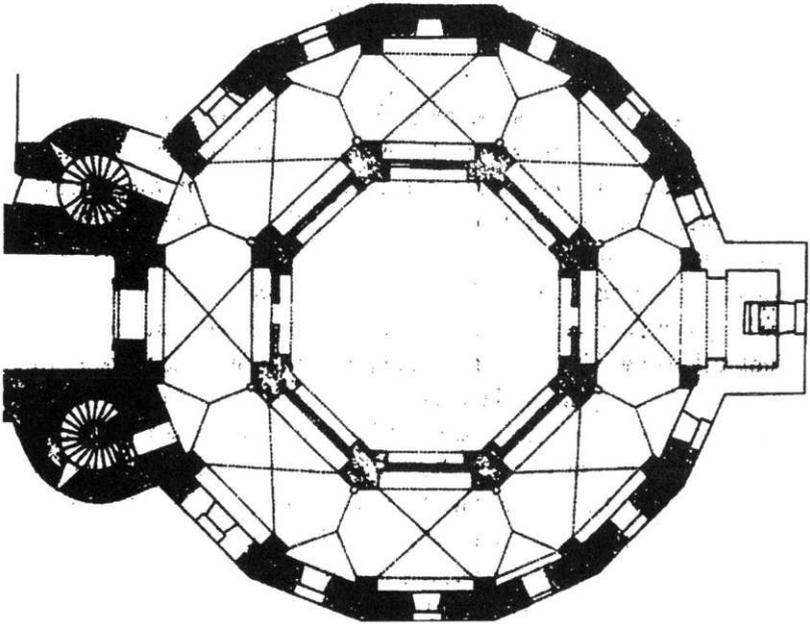
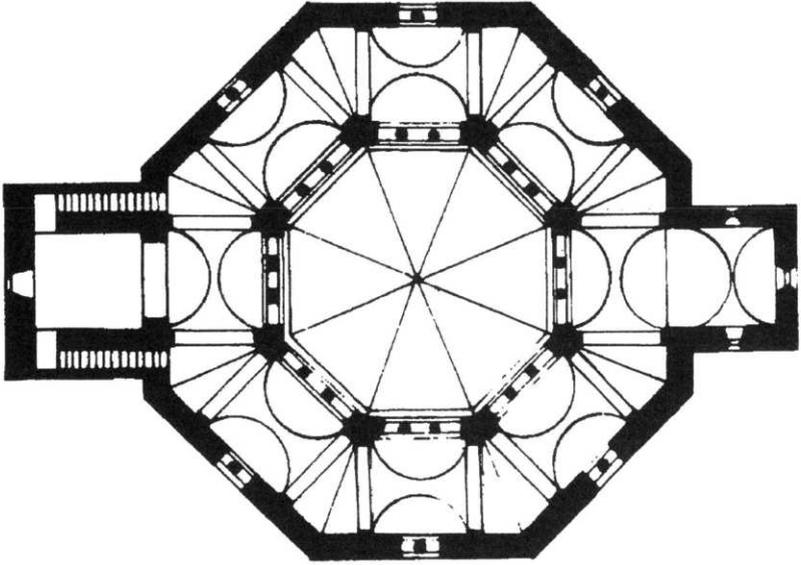
Wie könnte also der Ablauf der Geschichte von den Merowingern bis zu den Ottonen gewesen sein? Wir wollen versuchen, dies am Beispiel unseres engeren Themas, des *Regnum Alamannorum*, zu skizzieren:

Franken und Alemannen waren in der Spätantike in ihrem Kampf gegen Rom eher Konkurrenten als Verbündete. Die einen bedrängten die Römer am

Unter-, die anderen am Oberrhein. Es wurde nicht immer nur gekämpft. Die Römer versuchten immer wieder, einzelne fränkische und alemannische Stämme vertraglich an sich zu binden, damit sie für die Römer die anderen Stämme auf Distanz hielten. Mehreren fränkischen Gruppen wurde sogar gestattet, sich links des Rheins anzusiedeln. Großkönige, die über jeweils das ganze Volk geherrscht hätten, sind anders als für die wandernden Germanenvölker nicht belegt. Römischerseits herrschte jedenfalls ein gesundes Misstrauen gegen alle diese Gruppen, auch wenn manche von deren Anführern im römischen Heer führende Positionen einnahmen. Die Namen Franken und Alemannen waren vielleicht ursprünglich sogar römische Schimpfwörter, wobei das eine „die Wilden“ bedeutet haben soll, das andere „hergelaufener Haufe“, was dann von den Betroffenen in „Freie“ und „edle Mannschaft“ umgedeutet wurde. Die Alemannen bezeichneten sich selbst aber bald als Schwaben, weil die meisten von ihnen von den Sueben abstammten.

Nach dem Zusammenbruch der römischen Grenzverteidigung und den Wirren der Völkerwanderung brachen die Franken und Alemannen auf breiter Front in die römischen Provinzen ein. Letztere stießen im Südwesten zeitweilig durch die Burgundische Pforte bis zu Saône vor und erreichten im Norden die Mainmündung. Am Ende des 5. Jhs. griff ein alemannischer Heerbann unter mehreren Gaukönigen den fränkischen Gaukönig Sigibert den Alten von Köln an und besiegte ihn bei Zülpich. Der Besiegte rief seinen Vetter Chlodwig von Soissons zur Hilfe, der im Westen so erfolgreich gewesen war, die übrigen fränkischen Gaukönige ermordet und 486 das Reich des Syagrius erobert hatte. Der erfahrene Haudegen schlug die Alemannen aufs Haupt, musste aber in den folgenden Jahren bis 507 noch mehrere Feldzüge gegen die übrigen alemannischen Gaukönige führen, bis er das ganze Volk unterworfen hatte.

Viele alemannische Adlige flohen allerdings nach Chur-Rätien, über das Theoderich der Große seine schützende Hand hielt. Einige Stämme setzten sich geschlossen nach Osten ab und waren dann an der Bildung des später so großen und starken Volkes der Baiern beteiligt. Aber schon 537 trat Theoderich Chur-Rätien an die Franken ab, die es dem Regnum Alamannorum zuschlugen. Allerdings mussten die Alemannen das Gebiet zwischen unterem Main und Neckar an die Franken abtreten. Ab 537 hatte das Land also die Grenzen, die das schwäbische Herzogtum bis zum Ende der Stauferzeit behielt. Es reichte von Cannstatt im Norden bis Chur im Süden und von den Vogesen bis zum Lech. Seine Bistümer waren Konstanz, das die Rolle eines Metropolitanbistums spielte, Augsburg, Straßburg und Chur, die wichtigsten Klöster waren St. Gallen und Reichenau; sein Kernraum war der Bodensee mit der wichtigen Herzogsburg auf dem Hohentwiel.



Erdgeschoss: Gewölbepläne von Ottmarsheim (oben) und Aachen [Ebert 261; Haupt Taf. XV]

Alemannien gehörte von da an zum Kerngebiet des fränkischen Reiches. Schon 539 kommandiert ein Alemanne ein fränkisches Heer in Italien; 553 zieht ein gemeinsamer fränkisch-alemannischer Heerbann plündernd über die Alpen und 585 erstmals gegen die Langobarden. Dieses Datum liegt nur noch zwei Jahrzehnte vor der 911 beginnenden Nachphantomrealzeit!

Die fränkischen Könige setzten in Alemannien Herzöge ein und auch ab. Sie wählten dafür aber immer Personen aus den einheimischen führenden Familien. Bei den verschiedenen Reichsteilungen wurde Alemannien ebenso wie Baiern meist nicht einem bestimmten Teilkönigreich zugeschlagen, sondern stand als abhängiges Herzogtum unter der gemeinsamen Oberherrschaft der merowingischen Teilkönige. Nach dem Ende der Merowinger sahen die Alemannen/Schwaben, die sich geradezu als zweites Reichsvolk gefühlt hatten, offenbar der Loyalitätsverpflichtung gegenüber den Franken ledig. Zwar sind sie an der Wahl König Konrads I. im Jahre 911 beteiligt, aber die schwäbischen Herzöge wollen keine Einmischung in die Angelegenheiten des Landes dulden. Konrad muss gegen sie Krieg führen. Heinrich I. wird 918 zunächst überhaupt nur von den Franken und Sachsen gewählt. Seine Anerkennung als König muss er sich 921 gegen das Zugeständnis selbstständiger Rechte in Außenpolitik und Kirchenherrschaft erkaufen. Unter den Ottonen und Saliern ist die Reichstreue der Schwaben dann unzweifelhaft, und durch die Staufer wird das Land dann zum politischen und kulturellen Zentrum des Reiches. Nach dem Interregnum kommt ein anderes schwäbisches Geschlecht zu Königs- und Kaiserwürden: das aus dem Elsass stammende Haus Habsburg – womit wir wieder beim Odilienberg angelangt sind. Hier im Elsass gibt es einen Berührungspunkt zwischen den Habsburgern und dem Großen Karl. Bei Sittler [46] lesen wir:

„Neben den Grafen von Egisheim gewinnen nach und nach andere Familien Konturen im Dunkel der Zeit: In erster Linie die Grafen des Sundgau, die Habsburger, die um das Jahr 1000 erscheinen und vermutlich vom Grafen Liutfried und den Herzögen des Elsaß abstammen. Ihnen gehörte der große Harthwald, wo sie um 1025 ihre Palastkapelle in Ottmarsheim bauten, eine Nachahmung der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen.“

Literatur

- Barth, Rüdiger E. (1990): Der Herzog in Lotharingen im 10. Jahrhundert, Sigmaringen
- Brühl, Carlsruh (2001): Die Geburt zweier Völker, Deutsche und Franzosen (9.–11. Jh.), Köln · Weimar · Wien
- Büttner, Heinrich (1991a): Geschichte des Elsaß I. Politische Geschichte des Landes von der Landnahmezeit bis zum Tode Ottos III., Berlin 1939. Reprint 1991 in: Geschichte des Elsaß I und Ausgewählte Beiträge zur Geschichte des Elsaß im

Früh- und Hochmittelalter, Sigmaringen

- (1991b): Studien zur Geschichte des Stiftes Hohenburg im Elsaß während des Hochmittelalters, in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 52, 1939. Reprint 1991 in: Geschichte des Elsaß I und Ausgewählte Beiträge zur Geschichte des Elsaß im Früh- und Hochmittelalter, Sigmaringen
- Ebert, Karlheinz (1979): Das Elsaß, DuMont Kunst-Reiseführer, Köln
- Haupt, Albrecht (1913): Die Pfalzkapelle Kaiser Karls des Großen zu Aachen, Leipzig (2. Band der Monumenta Germaniae Architectonica)
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit, 2 Bde., Gräffelfing
- Herwig, Wolfram (1994/98): Das Reich und die Germanen, Berlin
- Kienast, Walther (1968): Der Herzogstitel in Deutschland und Frankreich (9.-12.Jh.), München · Wien
- Schulze, Hans-K. (1994/98): Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen, Berlin
- Sittler, Lucien (?1994): L'Alsace, terre d'histoire, Éditions Alsatia, Colmar
- Straub, Alexandre (Hg.; 1879-93): Hortus Deliciarum / Herrade de Landsberg. Texte explicatif commencé par A. Straub, Strasbourg

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Roter Mörtel in Aachens Pfalzkapelle

Heribert Illig

Die überaus mühselige Restauration des weltberühmten Baus schreitet voran und erbringt immer wieder interessante Ergebnisse. Diesmal geht es um Aussehen und vor allem Haltbarkeit:

“Wir haben zum ersten Mal nachweisen können, dass der Dom großflächig verputzt war’, sagt die Bauforscherin Ulrike Heckner vom Rheinischen Amt für Denkmalpflege. Die Färbung sei durch die Beigabe von rotem Ziegelmehl in den Mörtel erreicht worden. Reste des roten Putzes haben die Fachleute bei ihrer Bestandsaufnahme von rund 60 000 einzelnen Steinen am Kernbau, dem Oktogon, gefunden. [...]

Achtung zollen die Fachleute dem fast unverwüsthlichen Mörtel, den Karls Baumeister verwendeten: ‘Es war ein sehr guter Mörtel’, sagt Dombaumeister Helmut Maintz. Das beigemischte Ziegelsplittmehl habe entscheidend zur Haltbarkeit beigetragen. [...] Für die Forscher ist es der erste große bekannte Ringanker in einem europäischen Bauwerk. Denn die Römer verwandten noch keine Ringanker”[bär]

Es gab also anfänglich keine Steinsichtigkeit bei dem Bau. Die Zeitungsmeldungen gehen nicht darauf ein, dass es sich ganz offensichtlich um opus signinum handelt, also um den besten Mörtel der Römer. Vielmehr wurde der Ringanker dezent als indirektes Beweismittel *gegen* die Römer als eventuelle Baumeister eingebracht.

Es wird in unserem Kreis immer wieder darüber spekuliert, ob Aachen nicht ein römischer Bau sei, zumal Heribert Klages bereits rötlichen Mörtel gefunden hat. Dazu habe ich 2002 ausgeführt, dass hier der Bau VIII unterm gotischen Kölner Dom berücksichtigt werden müsse. Denn er ist ebenfalls aus Ziegelsplittmörtel aufgeführt, aber nicht von Grund auf, sondern zunächst mit Kalkmörtel. Noch vor Erreichen einer Höhe von ca. 2 m wechselten die Baumeister zum Ziegelsplittmörtel über. Nachdem der Bau vielleicht erst ab 965 hochgezogen worden ist, könnte der Mörtel Aachens sowohl für die Römerzeit wie für die Romanik sprechen. Für uns sind deshalb die neuen Funde in Aachen kein grundsätzlicher Zugewinn.

Literatur

bär (2003): “Aachens Dom war rot”; in: Die Welt, 28.10.

F.A.Z. (2003): “Kaiserliches Rot. Bauforschung am Aachener Karlsdom”; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.10

Illig, Heribert (2002): “Mörtel mit Zuschlag”; in: ZS 14 (1) 145-149

Fortsetzung der Mittelalterdebatte

❖ 3.9. Linz, Buchpräsentation – Willibald Katzinger: “Mystifikationen der Geschichte” (S. 200-246) und Heribert Illig: “Gefälschtes Mittelalter” (280-293) in: Hannes Etlstorfer / Willibald Katzinger / Wolfgang Winkler (Buch-Hg.): *echt falsch. Will die Welt betrogen sein?*; Wien ❖ 12.9. *Express Marburger Magazin* - LGa: Franz Siepe: “Liebeskultur” sowie LGa: “Liebe deinen Nächsten. Wie verhält es sich mit der Entwicklungsgeschichte der Liebe?”, S. 5 und 8 ❖ Oktober: *Mensch und Maß*, 20 – S.K.: “Zum ‘erfundenen Mittelalter’” ❖ 3./4.10. Erfurt – Jahrestreffen der *Zeitensprünge* ❖ 9.10. Budapest: Pressekonferenz aus Anlass der ungarischen Ausgaben von Weissgerber: *Ungarns wirkliche Frühgeschichte* und Illig/Löhner: *Bau der Cheopspyramide* ❖ 9./10.10. Budapest: Verschiedene Interviews, die sich in Rezensionen, Fernseh-Features etc. niederschlugen ❖ 9. und 10.10. Budapest – HI: Zweimaliger Vortrag zum MA ❖ Oktober – Roland P. Mayer: *Das Antlitz der Wahrheit. 1000 Jahre Geschichte neu betrachtet*; Stuttgart; Roland P. Mayer: *Das Werden des Abendlandes. Byzanz und das europäische Mittelalter*; Stuttgart ❖ 5.11. Volkshochschule Linz – HI: MA-Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe *echt falsch* ❖ 7.11. Krailling – HI: MA-Vortrag ❖ 18.11. Augsburg – HI: MA-Vortrag ❖ 20.11. Linz, *Nordico-Museum*: Eröffnung der Ausstellung “Mystifikationen der Geschichte. Von Irrtümern, frommen Lügen, Manipulationen und Fälschungen” mit einem Raum zur Thematik “Erfundenes Mittelalter” ❖ 28.11. Universität Bremen, *International Symposium on Genuine Money, Good Securities and the Foundations of the Economy: A New Look at Property Rights* – HI: “Geburtswehen bei einem möglichen Paradigmenwechsel, gezeigt am Beispiel des frühen Mittelalters” ❖ Dezember, *Landschaft Dreieich, Blätter für Heimatforschung, Jahresband 2004* – Manfred Neusel: Geschichte des Rhein-Main-Gebietes im frühen Mittelalter, 43-77 ❖

Daneben finden sich Veranstaltungen, die an das Thema gemahnen, ohne einen direkten Kontakt aufzunehmen: ❖ März, Stuttgart – Hauptstaatsarchiv-Ausstellung: “Alles gefälscht? Verdächtige Urkunden aus der Stauferzeit” ❖ 18. Mai, Bregenz – Der Bregenzer Archivar Prof. Alois Niederstätter: “Neues aus dem ‘finsternen’ Mittelalter. Ein Vortrag zum möglichen Wanken von Ecksteinen der Geschichtsschreibung” ❖ November, Berlin – Tagung über die Macht der Fälschung. Lothar Müller wies in der *FAZ* [5.11.2003] darauf hin, dass Anthony Grafton bereits 1990 in seinem Buch *Fälscher und Kritiker* vermutete, “zwei Drittel aller Zeugnisse zur christlichen Kirche vor 1100 seien falsch”. Dazu Graftons Biografie von Joseph Justus Scaliger, der gegen den Fälscher Annius von Viterbo († 1502) kämpfte ❖

Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke

Gunnar Heinsohn

„Sizilien ist die geschichtlich reichste Insel des an Geschichte überreichen Mittelmeerraumes“ [Rill 2000, 50].

I. Wo sind die Quellen für Sizilien zwischen 7. und 10. Jahrhundert ?

Aus der Sichtung vor allem arabisch verfasster Schriftstücke und Sagas, deren greifbare Fassungen frühestens aus dem 10. Jh., zumeist jedoch aus noch späterer Zeit stammen, ist nach freimütig eingeräumtem „mühseligem Vergleich“ [Rill 2000, 22] eine Chronologie der schier endlosen islamischen Invasionen Siziliens im 7., 8., 9. und 10. Jh. konstruiert worden. Für Details zog man auch christliche Texte heran. Sie stammen vom Neapolitaner Johannes Diaconus, von Beda Venerabilis sowie aus der Päpstechronik *Liber Pontificalis*. Diese Päpsteriehung [LP 1955] hat als ersten nachweisbaren Autor den für 1133 bezeugten Pandulfus und dann noch einmal den 1178 verstorbenen Boso [Rosenberg 1896], ist also keine Quelle aus dem hier interessierenden Zeitraum des 7. bis 9. Jhs. Beda Venerabilis wird zwar auf 672–735 datiert, der mit seinem Namen verbundene Text kann von seinen Inhalten her jedoch frühestens aus dem 11. Jh. stammen [Illig 1999, 122-127] und bietet für die zu untersuchenden Jahrhunderte ebenfalls keine direkten Auskünfte.

Von Johannes Diaconus 'weiß' man lediglich, dass er irgendwann im 10. Jh. gestorben ist. Von wann die frühest greifbaren und momentan mit ihm verbundenen Handschriften – vor allem *Gesta Episcoporum Neapolinorum* [MGH SSrL] – datieren, konnte der Autor aus der ihm vorliegenden Literatur nicht entnehmen. Hier steht eine kritische Sichtung des Schreibmaterials und der Überlieferungsgeschichte noch aus. In jedem Falle fällt auch der Mann aus Neapel als Zeitgenosse für irgend etwas im 7. bis 9. Jh. aus.

Unter allen Sizilienforschern ist unstrittig, dass vom 7. bis zum frühen 10. Jh. Originaldokumente im eigentlichen Sinne – Briefe, ökonomische Kontrakte, Gutachten (arabische Fatwas, jüdische Risponsas), Protokolle von Gerichtsprozessen, Testamente, Herrscherurkunden, Gesetzessammlungen, beschriebene Grabsteine, sonstige Steininschriften, Bildwerke aller Art etc. – niemals gefunden worden sind.



Karte Siziliens und Süditaliens mit dem frühen, momentan ab dem 7. Jh. datierten Invasionsbereich islamischer Angreifer [Riil 2000, 73], die archäologisch aber erst im 10. Jh. greifbar werden.

II. Zwölf frühmittelalterliche arabische Invasionen Siziliens?

Keine arabische Eroberung scheint zäher zu verlaufen als diejenige Siziliens. Ein Vierteljahrtausend von 651 bis 902 umreißt das Minimum, 297 Jahre von 651 bis 948 eines der denkbaren Maxima. Die Zeit der Angriffe wird unterteilt in unbekannt viele Plünderungszüge, zehn Hauptinvasionen, die Zentralinvasion von 827 bis 902 sowie die zweimalige Erhebung Palermos zur arabischen Hauptstadt im Jahre 948 in der Schlussinvasion von 911–965.

Chronologie der zehn arabischen Hauptinvasionen Siziliens vor 827

[Ahmad 1975, 1-29; Rill 2000, 9-64]

- 651 1. Hauptinvasion unter Moawiya ibn Hudayg
- 669 2. Hauptinvasion unter Abdallah ibn Qays
- 700 3. Hauptinvasion unter Musa Ibn Nusair scheitert in Pantellaria
- 703 4. Hauptinvasion unter Ata Ibn Rafi
- 720 5. Hauptinvasion endet 727 durch Waffenstillstand in Syrakus
- 727– erfolgen „fast jedes Jahr“ [Rill 200, 23] kleinere, also wohl zwölf arabi-
- 739 sche Kleininvasionen Siziliens
- 740 6. Hauptinvasion unter Habib Ibn Aki Ubaydah bis Syrakus
- 753 7. Hauptinvasion durch Muslime; danach 50 rätselhafte Ruhejahre
- 805 8. Hauptinvasion unter Ibrahim al-Aghlab mit Waffenstillstand in Syrakus
- 812 9. Hauptinvasion unter Abdallah Ben Ibrahim endet in Lampedusa. Selbst Großkarl schickt ein Expeditionsheer zum Schutz der Insel
- 819 10. Hauptinvasion unter Abd-Allah ben al-Aghlab scheitert 822.

Die Mediävistik räumt zu den ersten zehn Hauptinvasionen ein, „daß all diese Streitereien zwar irgendwie die Eroberung Siziliens zum Ziel hatten“ [Rill 2000, 26], aber aus bisher nicht verstandenen Gründen durchweg gescheitert sind. Erst ab dem Jahre 827 sei eine wirkliche Eroberung gelungen. Stadt für Stadt sei die Insel an die Araber gefallen. Als hätten diese die Aufgabe gehabt, so viel Zeit wie möglich zu überbrücken, brauchen sie ein Dreivierteljahrhundert, um das gewiss schwierige, aber doch relativ kleine Gelände unter ihre Kontrolle zu bringen.

Chronologie der arabisch-aghlabidischen Zentralinvasion (Nr. 11) Siziliens von 827 bis 902 [Ahmad 1975, 1-29; Rill 2000, 9-64]

- 827 Am 17. Juni landen 70-100 Schiffe mit 700 Reitern und 10.000 Fußsoldaten bei Mazara del Vallo unter Asad Ibn Al-Furat
- 830 Asbagh bringt weitere 300 Schiffe und 20-30.000 Mann

- 831 Palermo wird erobert und erstmals arabische Hauptstadt
- 837 Enna wird besetzt
- 843 Messina wird erobert
- 848 Ragusa fällt
- 878 Syrakus ergibt sich
- 902 Erste arabische Eroberung Taorminas und Vollendung der Aghlabidenherrschaft über Sizilien. Die Stadt wird verbrannt, seine Bewohner werden massakriert. Auch die Befestigungen der Umgebung werden geschliffen.

Und doch ist auch 902 die arabische Eroberung der Insel nicht vorüber. Den Aghlabiden folgen die Fatimiden. Bereits im Jahre 911 sollen sie vergeblich gegen die Christen Taorminas gezogen sein, das wundersamerweise wieder in vollem Festungsglanze steht. Dann soll es im Jahre 916 mit dem Angriff auf Palermo zum Höhepunkt des muslimischen Bruderkampfes gekommen sein. Am 12. März 917 kapituliert die Stadt, ihre Mauern werden geschleift. Auch in Süditalien werden die früheren arabischen Eroberungen noch einmal ausgeführt – so im bereits 840 von den Aghlabiden genommenen Tarent: „Im Jahre 929 eroberten die Fatimiden Tarent erneut“ [Rill 2000, 56].

Chronologie der fatimidisch-kalbitischen Schlusseinvasion Siziliens (Nr. 12)
von 911 bis 948 [Ahmad 1975, 1-29; Rill 2000, 9-64]

- 911 Vergeblicher Fatimiden-Angriff auf Taormina
- 916 Zweite arabische Belagerung und Einnahme (917) Palermos
- 937 bis 941 innerarabischer Aufstand von Agrigent bis Palermo
- 941 Einnahme Agrigents
- 948 Unter Fatimidenstatthalter Al-Hassan wird Palermo zum zweiten Mal arabische Hauptstadt Siziliens.
- 962 Zweite arabische Eroberung Taorminas und entscheidender Sieg bei Rometta im Jahre 964, wo die unter Manuel Phokas, Neffe von Kaiser Nikephoros Phokas, mit einer Armee von 40.000 eingreifenden Byzantiner 10.000 Mann verlieren.
- 965 fällt Rometta (südwestlich von Messina) selbst und wird ausgemordet bzw. versklavt. Ganz Sizilien untersteht den Fatimiden bzw. ihren Statthaltern, den Kalbiten.

1060 beginnt die – mit der Einnahme Notos – 1091 abgeschlossene Eroberung Siziliens durch die Normannen (Haus Guiscard aus Hauteville).

1194 Der Staufer Heinrich VI. entwindet Sizilien den Normannen. Deren letzter Herrscher, der Kind-König Wilhelm III., wird als Verwandter

der Frau des Kaisers zwar nicht getötet, sondern nur kastriert und geblendet. Heinrich selbst stirbt drei Jahre später an Malaria und kann den aussichtsreichen Kreuzzug von Messina und Syrakus aus gegen den Eroberer Jerusalems (1187) Saladin (1171–1193) nicht mehr antreten.

Wie zuvor die Aghlabiden ab 831 von Palermo her, so müssen nun die Fatimiden bzw. die Kalbiten als ihre Statthalter ab 948 wiederum von Palermo her Sizilien Stück um Stück von den Christen bzw. Byzantinern erobern, die doch schon seit 902 total und endgültig von der Insel vertrieben sein sollen. 962 erobern die Kalbiten im Osten der Insel einmal mehr Taormina, dessen Einwohner massakriert oder versklavt werden. Merkwürdigerweise bekommt diese Stadt erst jetzt mit „Al-Muizziyah“ einen arabischen Namen [Rill 2000, 61]. 965 besiegelt der Fall Romettas das arabische Schicksal der Insel. Schon 1060 erfolgt der erste Normannenangriff auf Messina, und 1091 ist die normannische Eroberung der Insel abgeschlossen. Als wirklich unbestrittene arabische Herrschaftszeit über die ganze Insel bleiben gerade 95 Jahre, 145 Jahre seit dem „zweiten“ Eroberungsbeginn bei 916. Gewöhnlich wird die Fatimidenzeit zwischen 948 (Palermo zum zweiten Mal arabische Hauptstadt) und 1061 angesetzt.

III. Die unauffindbaren Spuren für ein frühmittelalterliches Sizilien des 8. und 9. Jahrhunderts

Wenn auch genuine Quellen oder sonstige Fundstücke aus dem frühmittelalterlichen Sizilien unter arabischer Herrschaft fehlen, so gibt es gleichwohl einen Bericht über den märchenhaften Reichtum dieser Provinz des Islam. So überliefert Theodosios, der ins 9. Jh. datiert wird, dessen Schriften aber vor dem 10. Jh. nicht greifbar sind, für das Palermo von „878“:

„Eine sehr berühmte und volkreiche Stadt, die eine riesige Bevölkerung von Einheimischen und Ausländern hat. Es scheint, als ob die ganze Rasse der Sarazenen in ihr zusammengeströmt wäre“ [Rill 2000, 79].

Der arabische Reisende und Geograph Ibn Hawqal (Haukal) berichtet für 972, dass er nirgendwo in der islamischen Welt eine größere Moschee gesehen habe. Gami soll sie geheißt und 7.000 Gläubigen Platz geboten haben. Weitere 300 Moscheen hätten den religiösen Anliegen gedient. Da Hawqal lediglich Berichte von Masalik ul-Mamalik (951) und Alu Zaid ul-Balkhi (921) redigiert und erweitert hat, wird seine Aussage gerne mit der des Theodosios zusammengezogen. Man braucht ja auch bereits für 870 ein mächtiges Palermo der Aghlabiden, damit der gewaltige Bruderkampf mit den später

kommenden Kalbiten nicht vollkommen unglaubwürdig wirkt. Gelegentlich wird sogar – gewiß nur ein Flüchtigkeitsfehler, aber ein bezeichnender – Ibn Hawqals Palermoreise nicht auf 972, sondern auf „872–3“ gelegt [Ahmad 1975, 39]. Weit über 100.000 Einwohner werden denn auch gerne für das 9./10. Jh. behauptet:

„‘Groß-Palermo’ kam also bereits in die Nähe der omayyadischen Kalifenstadt Cordoba (200 000 - 300 000 Menschen) und rangierte weit vor dem zeitgenössischen Rom (35 000), Paris (ca. 50 000) oder gar Neapel (ca. 25 000) und London (12 000, als die Normannen Wilhelms des Eroberers nach England kamen)“ [Rill 2000, 80].

Ungeachtet des Stolzes der Sizilien-Mediävistik mit ihren herrlichen Städten bereits im 9. Jh. leidet sie kaum anders als die spanische. Wie die legendäre Weltstadt Córdoba des 8. und 9. Jhs. ohne Funde geblieben ist, so hat auch Palermo und mit ihm ganz Sizilien für diesen Zeitraum nicht einen einzigen arabischen Ziegel oder gar Krummdolch vorzuweisen. Die Gelehrten ächzen unter der Fundlosigkeit der glänzenden Metropole. Für die angeblich weltgrößte Moschee hat man sich deshalb folgende Lösung einfallen lassen:

„Da hatten die Moslems, wie häufig, eine christliche Basilika usurpiert und umgestaltet, die unter den Normannen dann erneut zur christlichen Kultstätte wurde“ [Rill 2000, 79].

Das ist geschickt formuliert, denn es wird ausdrücklich nicht gesagt, welche Basilika zu Palermo denn da in Frage käme. Die lokalen Reiseführer weisen unbekümmert auf die Kathedrale selbst, die als einziger Bau die entsprechenden Maße aufweist. Auch Bücher für die Touristen argumentieren so. Bernd Rill aber kann das nicht, weil der Bau untersucht worden ist. Die Reste der frühen Basilika von 605 sind in der Krypta der Kathedrale durchaus gefunden worden. Für die arabische Zeit aber gibt es nicht einmal eine Scherbe.

Bauabfolge der Kathedrale von Palermo

Normannenbau mit Funden	ab dem 11. Jh.
Riesenmoschee mit 7.000 Plätzen ohne Funde	ab Mitte des 9. Jhs.
Fundamente der frühen Basilika unter der Krypta mit Funden	ca. 604

Rill weiß das natürlich alles und wird an anderer Stelle seines umfassenden Buches denn auch wieder ganz eindeutig:

„Andere Zeugnisse islamischer Kultur sind noch weniger auf uns gekommen als die der Lyrik [des Ibn Hamidis aus dem 11./12. Jh.]. Wenn man den

späteren normannischen Baustil als eine Kombination von byzantinischen und arabischen Elementen bezeichnen kann, dann geht aus dieser Betrachtung nichts spezifisch Moslemisch-Sizilianisches hervor, das nachweisbar wäre“ [Rill 2000, 105].

Soweit war man für die Leere des 9. Jhs. auch schon 25 Jahre früher:

„Von der religiösen Architektur der Araber [des 9. Jhs.] hat nichts überdauert. Die weltliche Architektur ist ebenfalls fast ganz verschwunden“ [Ahmed 1975, 97].

Ein zusätzliches Vierteljahrhundert der Grabungen und Forschungen bis hin zu Rills Buch ist mithin ohne jedes Ergebnis geblieben.

Aber es fehlen ja nicht nur die arabischen Relikte. Auch für die Christen vom 7. bis zum frühen 10. Jh., die doch immer klare Bevölkerungsmehrheit geblieben sei sollen, ist noch nichts gefunden worden. Wofür die Araber ein Dutzend Großinvasionen und noch einmal so viele Raubzüge gegen die Insel unternommen haben und was die Byzantiner mit mächtigen Armeen da eigentlich für verteidigungswert hielten, bleibt vom archäologischen Befund her absolut rätselhaft.

IV. Unstrittige Spuren des fatimidischen Sizilien aus dem 10. und 11. Jahrhundert

Wenn die Aghlabiden des 9. und frühen 10. Jhs. lediglich in die Vergangenheit projizierte chronologische Wiedergänger der fatimidischen Kalbiten gewesen sind, dann kann ihre totale Fundlosigkeit – wie auch die für ihre christlichen Gegner – nicht überraschen. Die Fatimidenherrschaft hingegen sollte Funde haben. Auch die fallen nicht großartig aus. Aber die fatimidischen Moscheereste beim Fundament von San Giovanni degli Eremiti zu Palermo sowie die Favara (ein ehemaliger Brunnenhof) in derselben Stadt sind unstrittig [Amari 1933-39, III, 848 f.]. Palermos arabische Altstadt Khalisha (La Kalsa) ist nicht gut genug untersucht, um dort fatimidische Reste angeben zu können. Wirklich in Zweifel stehen sie deshalb aber nicht. Auch „die Kathedrale von Catania erhebt sich auf den Fundamenten einer Moschee der Fatimidenzeit“ [Rill 2000, 105 f.].

Unter den Kleinfunden ragen die fatimidischen Glas-Jetons heraus, um deren numismatische Bedeutung gestritten wird [Balog 1975]. Auch juristische Gutachten (Fatwas), echte Dokumente also, liegen frühestens fatimidisch wahrscheinlich ab dem 10. und sicher ab dem 11. Jh. vor [Tangheroni 1997, 14].

Insgesamt ist die fatimidisch-kalbitische Zeit eher eine der arabischen Oberherrschaft denn der demographischen Dominanz gewesen. Wo die Orts-

namen etymologisch analysiert worden sind, bestätigt sich das. Für das nördliche und östliche Drittel der Insel hat man unter 1.257 untersuchten Namen lediglich 236 arabisch beeinflusste ermitteln können [Rill 2000, 87]. Gleichwohl, wer in Catania und Palermo baut und arabische Ortsnamen sogar bei dessen diagonal-südöstlichem Gegenpol Noto vorweisen kann, hat Macht auf der ganzen Insel. Und doch müssen sich die Kalbiten noch bis 1042 der Angriffe aus Byzanz erwehren, das seine Ansprüche auf Sizilien niemals aufgibt.

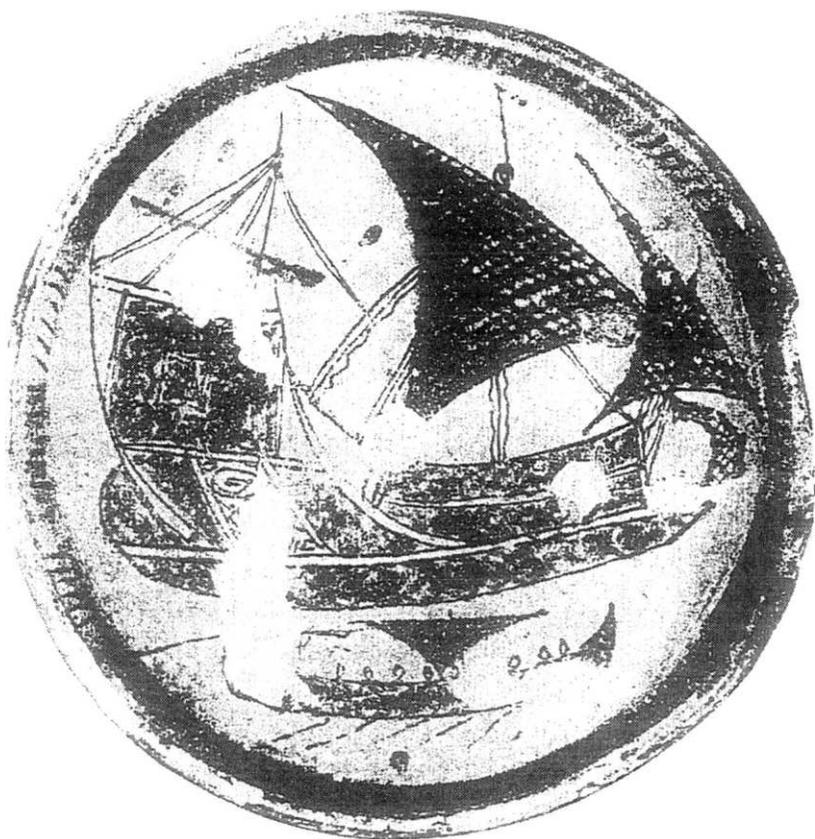
Bei der arabischen Menschenzahl ist auch im Auge zu behalten, dass die nachfolgenden normannischen und deutsch-staufischen Herrschaften über Sizilien (1061–1266) ebenfalls Perioden extrem kleiner Oberschichten gewesen sind. Das gilt auch für die Zeit Karls von Anjou (1266–1285), dem in vier Wochen ab dem Ostermontag 1282 (30. März; „Sizilianische Vesper“) das gesamte Franzosentum der Insel weggemordet wird (bis 20.000 Opfer). Von daher muss die Minderheitenlage der Muslime keineswegs ungewöhnlich anmuten.

Die schönsten arabisch inspirierten Gebäude Siziliens wie die – für Wilhelm I. (1154–1166) und II. (1166–1189) erbauten – Lustschlösser La Zisa und La Cuba, die etwas früheren Wäschereibassins in Cefalù, der Palast und die Bäder in Mare Dolce stammen bekanntlich alle aus der Normannenzeit. Bei Beschreibung dieser Bauten stößt den Mediävisten einmal mehr unangenehm auf, dass die frühmittelalterliche Araberzeit vor den Fatimiden keinerlei Steinernes hinterlassen hat. Der darob möglicherweise kritisch fragende Leser wird nunmehr durchaus humorig beruhigt:

„Man verschmerzt es angesichts solcher Bauwerke etwas leichter, daß Palermo keine Architektur aus islamischer Zeit hinterlassen hat. Die Künstler, hauptsächlich unter Roger II. [1128 (Herzog), 1130 (König)–1154], haben sozusagen genug Islamisches hinterlassen“ [Rill 2000, 212].

Auch Abbildungen von Schiffen (s. Folgeseite) der – angeblich seit 651 herangesegelnden – arabischen Eroberer liegen frühestens fatimidenzeitlich vor. Das älteste momentan bekannte Stück wird an den Beginn des 11. Jhs. datiert, wobei eine Entwicklung dorthin bereits während des 10. Jhs. aber nicht in Abrede steht.

Die Befunde für Sizilien schlagen auch zurück auf das italienische Festland, wo ja Pisa und Amalfi bereits im 9. Jh. Seemächte mit Interessen an Sizilien gewesen sein sollen, aber Mühe haben, dazu passende archäologische Beweise beizubringen. So kann nicht verwundern, dass sich erst unter den Fatimiden zu Beginn des 11. Jhs. Belege für Niederlassungen pisanischer Kaufleute in Sizilien finden [Rill 2000, 82].



Früheste arabische Bootsdarstellungen vom Beginn des 11. Jhs. Keramikschüssel aus dem *Museo Nazionale di San Matteo di Pisa* [Tangheroni 1996, Abb. 4]

Amalfi ist dem Autor von einem Bremer Kollegen – mit langjährigen Bindungen an das heutige Urlaubsparadies – schon vor Jahren als Beweis für die Realität der drei dunklen Jahrhunderte präsentiert worden. Schon 812 soll – auf Befehl eines Byzanz-Kaisers Michael I. (811–813) – eine amalfitanische Flotte Sizilien gegen Muslime (9. Hauptinvasion) geschützt haben. Der Ort, dessen Seerecht im gesamten italienischen Mittelmeerraum respektiert wurde, findet als eigenständige

„Stadt erstmals im Jahre 596 durch Papst Gregor den Großen [590–604] Erwähnung. [...] Dann findet man für 200 Jahre keine weitere Erwähnung“ [Kreutz 1991, 80].

Für mehr als hundert zusätzliche Jahre liegt aus der Stadt selbst immer noch rein gar nichts vor:

„Für das Amalfi des 9. und 10. Jahrhunderts lassen sich lediglich Hypothesen bilden, die auf kleinsten Fetzen von Evidenz und beiläufigen Erwähnungen basieren“ [Kreutz 1991, 93].

Diese Erwähnungen liegen in Berichten vor, die zwar ins 9. Jh. datiert werden, deren reale Abfassungen aber aus späterer Zeit stammen. Ab der zweiten Hälfte des 10. Jhs. endlich findet man unstrittig „Akte nach Akte über Eigentumskäufe von Amalfitanern“ [Kreutz 1991, 88; gesammelt in CDC 1873-93]. Das von Otto II. im Jahre 982 eroberte Amalfi ist selbstredend real. Die von Siziliens Normannenkönig Roger II. eingenommene Stadt ist im Eroberungsjahr 1131 von der zuverlässigen Evidenz her also kein halbes Jahrtausend alt, sondern lediglich 250 Jahre. Dabei soll ein solches „lediglich“ nicht unterschätzt werden – man denke nur an die Massivität von Geschichte zwischen 1500 und 1750 oder 1750 bis 2000. Da in Amalfi selbst Funde für die Zeit zwischen 600 und 900 absolut fehlen, setzt sich jeder Text, der die Stadt als Machtfaktor erwähnt, und vor 900 geschrieben sein soll, chronologischen Zweifeln aus.

Nun gibt es die mächtige Klosteranlage San Vincenzo al Volturno in der Region Molise auf halbem Wege in den Bergen zwischen Rom und Neapel, der man für das 8./9. Jh. archäologische Funde entschlossen zuweist [Hodges/Mitchell 1985]. Die Ausgräber wissen, dass die für die Versorgung des Klosters wichtige Ortschaft San Vincenzo erst im 11. Jh. entsteht. Die klostereigene Geschichtskonstruktion, das *Chronicon Vulturnense*, stammt gar erst aus dem 12. Jh. Aufgrund der dieses Chronicon durchziehenden Schreibtisch-Chronologie für die Lombarden sowie eines im Kloster aufgefundenen Wandporträts des Epiphaneus, der demnach 824 bis 842 Abt in San Vincenzo gewesen sei, datieren die Ausgräber die Blütezeit des frommen Zentrums – ein Vierteljahrtausend vor sein Dorf – zwischen 785 und 850. Man ist nicht nur sehr stolz auf die „Akkuratesse“ [CAW 2003, 2] dieser Datierung, sondern auch auf das

Porträt, das in der ansonsten bilderlosen Zeit weltweit als Sensation gilt – wegen seines Datums, nicht wegen seines Aussehens, da entsprechende Darstellungen im 11. und 12. Jh. keineswegs selten sind.

V. Siziliens Juden und das frühe Mittelalter

Keine Gruppe des frühmittelalterlichen Sizilien ist genauer untersucht worden als die jüdische Minderheit [Goitein 1967-1993; Gil 1983; Ben Sasson 1991; Simonsohn 1997; Martino 2002], und keine Gruppe auf der Insel war schreibfreudiger als die jüdische. Überdies liegen mit den etwa 250.000 Schriftstücken und Fragmenten, die zwischen 1000 und 1250 in der 1896 aufgefundenen Geniza der Ben Esra Synagoge zu Fostat (Alt-Kairo) abgelagert wurden, die größten Schätze an Originaldokumenten des frühen Mittelalters überhaupt vor. Selbst die Geschichte der Fatimiden bliebe ohne sie relativ karg [Walker 2002]. Allerdings geben die etwa 15.000 historisch besonders einschlägigen Quellenfunde aus der Geniza für die Zeit vor dem 11. Jh. direkt nichts her zu Verbindungen zwischen dem Islam und den von ihm angeblich seit 651 angegriffenen Gebieten Siziliens und Süditaliens. Das ist durchaus merkwürdig, weil die Kairoer Synagoge seit 882 stehen soll, von Beginn an im jüdenfreundlichen Milieu der Fatimiden, und deshalb eigentlich auch ab 882 Dokumente haben sollte. Dem jedoch ist nicht so. Gleichwohl, die Hilfe der jüdischen Gemeinde bei der Verteidigung des fatimidischen Messina gegen die Normannen im Jahre 1061 ist aus Fostat – durch den Brief eines tunesischen Juden [Goitein 1967] – belegt. Eine jüngere Lesart der Genizaquellen will den ersten normanischen Angriff auf Messina sogar auf 1057 vorziehen [Gil 1995, 120 ff.].

Ein Brief Gregors des Großen an einen sizilianischen Kleriker namens Cipriano erwähnt Messinas Juden erstmals im Jahre 594. Im Jahre 604 fordert derselbe Papst den Bischof von Palermo auf, die jüdische Gemeinde für ihre zwecks Kirchenbau enteignete Synagoge zu entschädigen. Das berühmte „weiteres hört man über Siziliens Juden bis zum 11. Jahrhundert nicht“ aus der zwölfbändigen *Jewish Encyclopedia* [1901-1906; Eintrag Sicily] bleibt auch im 21. Jh. gültig. Ab 1020 sind dann für Sizilien jüdisch-arabische Gerichtsakten belegt [Golb 1973]. Insgesamt haben die Genizadokumente das sizilische Judentum des 11. Jhs. viel quellenreicher gemacht. Das geht bis zu Details der Mode. So gilt die enge, aber auch weit geschnittene „Farkha“ [Goitein 1983, 180] als besonders beliebtes Kleidungsstück.

„Der Import von Olivenöl aus Tunesien und Sizilien bzw. über Sizilien nach Ägypten, seine Preise sowie die durch Natur, Krieg und übereifrige Regierungen bedingten Schwierigkeiten bilden einen Hauptteil der Wirtschaftskorrespondenz im elften Jahrhundert“ [Goitein 1983, 252].

Für die Zeit davor jedoch hat auch die Geniza nichts hinzufügen können. Die Genizafunde erzwingen von ihren Auswertern eine strenge Disziplin, erlauben – anders als die beliebten Chroniken und Reiseberichte – keinerlei Ausflüge in Jahrhunderte, für die sie nun einmal keinerlei Originalmaterial zu bieten haben. In der Geniza gibt es zwar mehr als irgendwo sonst an echtem Stoff über Kontakte zwischen der islamischen Welt und Sizilien/Südtalien, aber der führt eben nicht vor das 11. Jh. Diese Beschränkung in der Geschichtsschreibung dann auch durchzuhalten, fällt keineswegs leicht, weil es mit Ibn Chordadbeh immerhin einen arabischen Reiseautor bzw. Geographen gibt, von dem man zwar kaum etwa weiß, der gleichwohl gerne „um 900“, „um 880“ oder auch „um 850“ datiert wird und sich momentan für sein ganzes Leben zwischen 820 und 912 platziert findet. Reale Exemplare seines *Buches der Wege und Länder* stammen aus späterer Zeit, ohne dass die genau bekannt wäre.

Da Ibn Chordadbeh mit seiner vagen Datierung ins späte 9. Jh. für eben diese Periode die einzigen Aussagen zum mediterranen Seehandel überhaupt liefert und dabei fast ausschließlich von hebräischen Händlern handelt, trennt man sich nur schwer von ihm:

„Diese Wanderhändler [‘Radniten’] sprechen Arabisch, Persisch, Römisch [= Griechisch], Französisch, Spanisch und Slawisch. Sie reisen von Ost nach West und von West nach Ost – über Land ebenso wie über das Meer. Aus dem Westen bringen sie Eunuchen, Sklavinnen, Knaben, Seide, Felle, Pelzwerk und Schwerter. Vom Land der Franken fahren sie über das Mittelmeer nach Ägypten, landen zu Farama, packen ihre Waren auf Saumtiere und ziehen dann zu Lande nach Kolzoum [Suez]; dort gehen sie wieder in See nach Djedda, dem Hafen für Mekka und dehnen ihre Reisen bis Indien und China aus“ [Tangheroni 1996, 47].

Chronologisch wirkt der Text nicht allein deshalb fragwürdig, weil er in einer Leere von über dreihundert Jahren einsam steht. Merkwürdiger mutet an, dass ein solcher jüdischer Handel bis nach Indien von niemandem bestritten wird und mit erstklassigen Originalbriefen etwa des Abraham Ben Yiju aus der Kairoer Geniza formidabel belegt ist [Goitein 1987, 449 ff.]. Allerdings findet dieser Handel im 12. Jh. und nicht im 9. Jh. statt [s.a. Goitein 1973; 2001, 416 ff.]. Es spricht wenig dagegen, ihn bereits im 11. Jh. beginnen zu lassen und über diesen Weg auch ein annäherndes Datum für Ibn Chordadbeh zu gewinnen, aber noch weiter zurück kommt man nun einmal nicht.

Andere Historiker nehmen das peinigende quellenmäßige Hängenbleiben im 11. Jh. fast mit Triumph zur Kenntnis. Für die frühere Zeit blieben eben doch Berichte aus zweiter und dritter Hand entscheidend. Die imponierenden

und gewiss unvergleichlichen jüdischen Quellen hülfen ja nun ebenfalls gerade dort nicht weiter, wo man nun wirklich dringend und so ungemein lange schon komplette Jahrhunderte der christlichen Chronologie endlich füllen müsse. So resümiert etwa Barbara M. Kreutz, die für Süditalien die Standardarbeit zum frühen Mittelalter vorgelegt hat:

„Goitein's Studien der Dokumente aus der Kairo Geniza haben unsere Kenntnis des mittelalterlichen Mittelmeergebietes gewiß unermesslich erweitert. Allerdings - und bedauerlicherweise - enthalten diese Dokumente keine Informationen zum Süditalienhandel vor dem 11. Jahrhundert“
[Kreutz 1991, 184, Anm. 53].

Dass auch niemand sonst Originaldokumente für die Zeit vom 7. bis zur der Mitte des 10. Jhs. vorzeigen kann, wird nicht einen Augenblick zum Anlass für das Nachdenken über die Konsistenz der Chronologie selbst. Wenn für die frühmittelalterliche Zeit sogar jüdische Quellen fehlen, die ansonsten am allerreichsten fließen und sowohl vorher und nachher gegenüber der generellen Seltenheit christlicher Quellen den entscheidenden Ausgleich bieten, dann stehen wir vor einem massiven Enigma. Darüber sollte ein Mediävist ins Sinnieren kommen können. Aber eben das passiert nicht oder wird zumindest nicht publik gemacht. Einmal mehr ist die von außen vorgegebene Chronologie absolut heilig, während die Quellenlage, auf welche die Historiker eigentlich pochen müssten, nachrangig gemacht wird.

VI. Syrakus und seine repetitiven Kaiserstadt-Karrieren im byzantinischen Reich des frühen Mittelalters

In der dunklen Epoche des 7., 8. und 9. Jhs. überrascht Siziliens Langzeitmetropole Syrakus, die erst unter den Arabern – angeblich sogar zweimal (831 und 948) – durch Palermo ersetzt wird, durch wiederholte Auftritte als Hauptstadt des Römisch-byzantinischen Kaiserreiches. Archäologische Überreste in der ungemein intensiv ergrabenen Stadt haben sich für diese Periode nicht gefunden. Im Eingangsbereich der *Galleria Regionale di Palazzo Bellomo* werden zwar ein paar Säulchenreste für das 8. und 9. Jh. reserviert, aber es wird ausdrücklich betont, dass es sich dabei um bloße Zuschreibungen handle. Die Stücke sind von gleich daneben gezeigten des 10. und 11. Jhs. nämlich ununterscheidbar. An das 7. Jh., in dem Syrakus kaiserliche Metropole des oströmischen Reiches gewesen sein soll, werden Funde nicht einmal attribuiert. Hier gilt für die Stadt, die insgesamt ja bis mindestens 831 die erste Siziliens gewesen sein soll, absolute Fehlanzeige. Archäologische Schichten für alle drei frühmittelalterlichen Jahrhunderte werden ohnehin von niemandem behauptet.

Syrakus als viermalige Kaiserstadt des frühen Mittelalters

[Ahmad 1975, 1-29; Rill 2000, 9-64]

- 663-668 Syrakus erstmals Reichshauptstadt unter Constanz II.
715 Syrakus unter einem Tiberios gegen einen dritten Leo zum zweiten Mal Reichshauptstadt
781/82 Syrakus wird von Elpidius, einem reichen Kaufmann, zum dritten Mal zur Reichshauptstadt gemacht. Die Araber erkennen ihn an und nehmen ihn nach einer Niederlage gegen die Byzantiner auf.
825 Eufemius (auch Euthymius), ein reicher Kaufmann aus Syrakus, bietet den Arabern die Gefolgschaft Siziliens, wenn sie ihn im Gegenzug als Kaiser anerkennen.

Bei den letzten beiden Kaisergeschichten von 781 und 825 sieht es schon auf den ersten Blick nach der beliebten Mehrfachverwendung ein und desselben Stoffes zur Füllung des 8. und 9. Jhs. aus. Da muss nicht einmal Fälschungsabsicht im Spiel gewesen sein. Nachdem die vorgegebenen Jahrhunderte einmal geglaubt waren, sind eben in verschiedenen Überlieferungen vorliegende Varianten derselben Story chronologisch hintereinander geschaltet worden.

Die ersten beiden Kaisertümer dürften tödliche Rivalitäten gegen oder auch in Konstantinopel reflektieren, die typischerweise – wenn nicht zum Tod – so doch mindestens zur Flucht der Putschisten geführt hat. Noch im Juni 1185 versucht ja der Normanne Wilhelm II. eine Eroberung Konstantinopels von Sizilien her und wird allein deshalb nicht Kaiser, weil sich seine Armee vor den Toren der Stadt geschlagen geben muss. Da gibt es also echten historischen Stoff für Projektionen in die Vergangenheit.

VII. Schlussfolgerung

Warum gibt es nicht längst eine Widerlegung der nunmehr ein Dutzend Jahre alte These von 300 frühmittelalterlichen Phantomjahren [Illig 1998; 1999] von der geschichtsreichsten Insel der Welt, also von Sizilien her? Weil diese nicht einfach fallen könnte! Denn auch dort wird dieselbe archäologische Leere angetroffen wie in der übrigen Welt. Die für die nackten Jahrhunderte in Einsatz gebrachten Erzählungen und Sagen stellen zum Teil Mehrfachverwendungen realer historischer Stoffe aus der Zeit nach dem 9. oder vor dem 7. Jh. dar. Ein positiver Beweis für die drei Jahrhunderte auf der Basis Siziliens hat bisher mit nicht überwindbaren Schwierigkeiten zu kämpfen.

Literatur

- Ahmad, A. (1975), *A History of Islamic Sicily*, Edinburgh
- Amari, M. (1933-39), *Storia dei Musulmani di Sicilia (1854-73)*, 3 Bände, neu hg. v. C.A. Nallino, Catania
- Balog, P. (1975), "Fatimid and post-Fatimid Glass Jetons from Sicily", in *Studi Maghrebini*, Bd. 7, S. 125-148
- Ben-Sasson, M., Hg. (1991), *The Jews of Sicily 825-1068*, Jerusalem
- CAW = Current Archaeology World, "San Vincenzo al Volturno", in www.archaeology.co.uk/worldweb/stories/CA/san%20vincenzo/svv.htm, 4 Seiten
- CDC = Codex Diplomaticus Cavensis (1873-93), hg. v. M. Morcaldi, M. Schiani und S. De Stefano, 8 Bände, Neapel, Mailand · Pisa
- Chiarelli, C. (1986), *Sicily During the Fatimid Age*, Ann Arbor
- Chronicon Salernitanum (1956), hg. v. U. Westerbergh, Stockholm
- Chronicon Vulturense (1925), hg. v. V. Federici, 3 Bände, Rom
- Falkenhausen, V. v. (1967), *Untersuchungen über die byzantinische Herrschaft in Süditalien vom 9.-11. Jahrhundert*, Wiesbaden
- Gabrieli, F. / Scerrato, U. (1985), *Gli Arabi in Italia (1979)*, Milano
- Gil, M. (1983), "The Jews in Sicily under Muslim Rule in the Light of the Geniza Documents", in *Italia Judaica Atti del Convegno internazionale*, Bari 18-22 maggio 1981, Rom (Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Saggi 2), S. 87-134
- (1995), "Sicily 827-1072 in Light of the Geniza Documents and Parallel sources", in *Italia Judaica*, Bd. 5, S. 96-171
- Goitein, S.D. (1967-1993), *A Mediterranean Society. The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents of the Cairo Geniza*, 6 Bände, Berkeley · Los Angeles
- (1967), *A Mediterranean Society. The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents of the Cairo Geniza. Volume I: Economic Foundations*, Berkeley · Los Angeles
- (1973), *Letters of Medieval Jewish Traders*, Princeton
- (1983), *A Mediterranean Society. The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents of the Cairo Geniza. Volume IV: Daily Life*, Berkeley · Los Angeles
- (1987), "Portrait of a Medieval India Trader: Three letters from the Cairo Geniza", in *Bulletin of the School of Oriental and African Studies*, Band 50, S. 449-464
- (2001), "From Aden to India: Specimens of the Correspondence of Indian Traders of the 12th century", in R. Chakravarti, Hg., *Trade in Early India*, New Delhi, S. 416-434
- Golb, N. (1973), "A Judeo-Arabic Court Document of Syracuse A-D.1020", in *Journal of Near Eastern Studies*, Band 32, S.105-123.
- Hodges, R., Mitchell, J., Hg. (1985), *San Vincenzo al Volturno: The Archaeology, Art and Territory of an Early Medieval Monastery*, Oxford (BAR International Series 252)
- Ibn Hawqal (1964), *Configuration de la terre*, hg. u. eingel. v. J.H. Kramer und G. Wiet, 2 Bände, Paris
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter*, München · Düsseldorf

- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Kreutz, B.M. (1991), *Before the Normans: Southern Italy in the Ninth and Tenth Centuries*, Philadelphia
- LP = *Le Liber Pontificalis* (1955), hgg. v. L. Duchesne, 3 Bände, Paris
- Martino, G. (2002), *A Bibliography of Jewish Sicily*, <http://dieli.net/BibliographyPage/biblioebraismo.html>
- Pryor, J.H. (1992), *Geography, Technology and War: Studies in the Maritime History of the Mediterranean, 649-1571* (1988), Cambridge
- Rill, B. (2000), *Sizilien im Mittelalter: Das Reich der Araber, Normannen und Staufer* (1995), Stuttgart
- Rizzitano, U. (1975), *Storia e Cultura nella Sicilia saracena*, Palermo
- Rosenfeld, G. (1896), *Über die Komposition des Liber Pontificalis*, Marburg (Dissertation)
- Simonsohn, S. (1997), *The Jews of Sicily: Volume I*, Leiden
- Tangheroni, M. (1996), *Commercio e navigazione ne Medioevo*, Rom
- (1997), "Fonti i problemi della storia del commercio mediterraneo nei secoli XI-XIV", <http://192.167.112.135/NewPages/EDITORIA/SAP/12/12-01.pdf>
- Walker, P.E. (2002), *Exploring an Islamic Empire: Fatimid History and its Sources*, London

Anschrift siehe Impressum

Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems

Heribert Illig

Auf dem mittlerweile vorletzten Jahrestreffen hat Andreas Birken zu der Prüfung aufgefordert, ob nicht die Ursprünge und Ursachen des Zeitenssprungs im frühen Mittelalter besser auf der islamischen Seite gesucht werden, wobei ihm insbesondere die Fatimiden am Herzen lagen und liegen. Auch Jan Beaufort [2002] ist Parteigänger dieser Gedanken (s. S. 515). Um hier einer Antwort näher zu kommen, stelle ich einige Überlegungen vor: zu der angesprochenen Fatimidendynastie, zur Siebenschläferlegende, zum Horoskop des Konstantin VII. und zum Filioque-Problem. So disparat diese Themen auch wirken, lassen sie sich doch überraschend zusammenführen.

Die Fatimiden

Diese mächtige Dynastie leitet sich von Mohammeds Tochter Fatima ab (gest. 632). Demnach müssten ihre Wurzeln zwingend im 7. Jh. liegen. Doch so einfach ist die Wahrheit nicht. Der Aufstieg der Fatimiden ist eine abenteuerliche Geschichte, die erst viel später einsetzt.

“Im 9. Jahrhundert tritt der erste namentlich bekannte Fatimide im südwestlichen Iran als Verkünder einer umstürzlerischen religiös-politischen Heilslehre aus der Anonymität ans Licht der Öffentlichkeit; verfolgt und aus seiner Heimat vertrieben, muß er nach Syrien fliehen. Von dort lenken er und seine Nachkommen unter konspirativen Bedingungen die Propaganda ihres Geheimbundes, der Ismailiten, und überziehen die gesamte islamische Welt - vom Kaspischen Meer bis zum Jemen, vom Indischen Subkontinent bis nach Nordafrika - mit einem Netz revolutionärer Zellen. Im Jahre 905 ist der Urenkel des Gründers erneut auf der Flucht; nach abenteuerlicher Irrfahrt wird er ins heutige Marokko verschlagen, doch schon fünf Jahre später läßt sich der heimatlose Flüchtling im tunesischen Kairuan als Kalif inthronisieren; das Oberhaupt einer obskuren Sekte wird Herrscher eines Reiches, das den ganzen Maghreb und Sizilien umfaßt. 969 unterwirft sich Ägypten den Fatimiden; sie gründen Kairo als ihre neue Hauptstadt und regieren fortan als islamische Pharaonen das Nilland. Durch die Unterwerfung Palästinas und Syriens wird das fatimidische Kalifat zur Großmacht, die im Mittelmeerraum und im Nahen Osten mit dem christlichen Kaiserreich von Byzanz und dem Kalifat von Bagdad um die Vorherrschaft rivalisiert. Im 12. Jahrhundert sinkt der Stern der Dynastie”

[Halm 11].

910 wird also der Fatimide al-Mahdi Billah bei Kairuan zum Kalifen ausgerufen. Er tritt damit in direkte Rivalität gegen die Kalifen von Damaskus (später Bagdad), die bis dahin als einzige diesen Titel führten. Wenige Jahre später wird auch noch der seit 912 amtierende Abd ar-Rahman III. in Córdoba vom Emir zum Kalifen aufsteigen, so dass ab 929 drei Kalifen miteinander konkurrieren. Die Fatimiden sind Schiiten, während die Kalifen von Damaskus und Córdoba Sunniten sind. Die Rivalität ist also sowohl eine Macht- wie eine Religionsfrage.

Um die Stellung der Fatimiden innerhalb des Islams zu verstehen, hilft folgende Übersicht konventioneller Geschichte weiter:

- Mohammed (gest. 632, 10 Jahre nach der Hidschra, 622), gefolgt von Kalifen (= Nachfolger).
- Abu Bekr (gest. 634), der bis Syrien und Persien vorstößt.
- Omar (ermordet 644); unter ihm Eroberung von Syrien, Palästina, Persien und Ägypten.
- Othman (ermordet 656); bekämpft Byzanz, Flottenbau.
- Ali (ermordet 661, Schwiegersohn Mohammeds); Residenz von Medina nach Kufa. Abspaltung der Charidschiten.
- Muawija (gest. 680); Hauptstadt Damaskus, Eroberung von Kabul, Buchara und Samarkand.

Mit Muawija haben sich die Sunniten gegen den Schwiegersohn Mohammeds durchgesetzt. Anhänger Alis sind dagegen die Schiiten. Die Unterschiede zwischen den beiden Hauptrichtungen des gegenwärtigen Islams betreffen im Wesentlichen die Leitung der Gemeinde (= Imam).

Die **Sunniten** (heute ca. 92 % aller Moslems) betrachten sich als Besitzer der orthodoxen Sunna und wählen den Kalif aus den Angehörigen des Prophetenstammes. Sunnitische Dynastien waren ***Omajjaden, Abbasiden*** und Osmanen.

Die **Schiiten** erkennen das Imamatum nur Ali und seinen Nachfolger als Trägern göttlicher Inspiration zu (extreme Richtungen sahen im Imam sogar die Gottheit verkörpert [Herder]). Ihre Glaubensquellen: der Koran, die Entscheidungen der Imame und eine eigene Sunna. Wegen der Frage, welche Imame anzuerkennen sind, spalteten sie sich unter anderen in die Seiditen, die ***Ismaeliten*** (ursprünglich ein Geheimbund; Oberhaupt Aga Khan) und die ***Zwölferschiiten***. Die erste schiitische Dynastie waren die ***Fatimiden***.

Die ***Charidschiten*** empfanden sich als die Frömmsten und bekämpften deshalb Ali, doch starben sie nach mehrfacher Spaltung schon im 10. Jh. fast aus. [nach Brockhaus]

Das schwer lösbare Problem einer Erklärung dafür, wie angesichts derartiger religiöser Spaltungen, Mord und Blutrache gleichzeitig ein riesiges Reich erobert werden konnte, ist früher schon angesprochen worden [Illig 1999, 141]; es lässt sich im herkömmlichen Geschichtsbild nicht lösen.

Die Fatimiden, die erst ab 902 so genannt werden [Halm 63], 'regierungsamtlich' unter der Bezeichnung Qarmaten liefen [Halm 83] und von Halm auch als Ismailiten angesprochen, haben also im 9. Jh. ein konspiratives Netz über den gesamten islamischen Raum gelegt. 874 starb das letzte allgemein anerkannte Oberhaupt der Schiiten, der elfte Imam ohne männlichen Erben. Es gab aber das Gerücht, es lebe ein verborgener zwölfter Imam [Halm 38], dessen Hervortreten vorbereitet werden müsse. Dafür arbeitete diese Geheimorganisation. So wurde in den Jahren nach 874 ein Iraki namens Ibn Hausab für diese Geheimmission rekrutiert: Angesprochen wurde er bei der Koranlektüre am Euphrat. Nach den rituellen Waschungen und Gebeten begann er, Sure 18 (*Die Höhle*) zu rezitieren. Daraufhin wurde er von zwei ehrfurchtsgebietenden Männern angesprochen, die sich als Schiiten zu erkennen gaben [Halm 38].

Siebenschläfer

Es liegt schon fast zehn Jahre zurück, dass Uwe Topper die Sure 18 im Rahmen der Phantomzeitthese behandelt hat [Topper 1994]. In ihr wird die **Siebenschläferlegende** wiedergegeben, die bei Christen wie Moslems kursierte.

Ihr zufolge tobte unter Kaiser Decius (250/51) eine Christenverfolgung, worauf sieben opferunwillige Brüder aus Ephesos in eine Höhle flohen und bis in die Zeit Kaisers Theodosius' II. (446) geschlafen hätten, also ca. 196 Jahre lang. Die Legende war im christlichen Orient bereits im 5. Jh. verbreitet, während das Abendland sie erst mit den Kreuzzügen kennengelernt haben soll [WuB > Siebenschläfer]. Im 13. Jh. nahm sie Jacopo de Voragine in seine Sammlung *legenda aurea* auf.

Der Korantext stellt klar, dass der beschriebene Zeitsprung über genau 300 (Sonnen-)Jahre ging, die mit neun zusätzlichen Jahren 309 (Mond-)Jahre ergeben. Die islamische Darstellung verhehlt also nicht das ursprünglich christliche Legendengut.

Selbstverständlich war die **Siebenschläferhöhle** ein Ort christlicher Verehrung. In *Ephesos* steht die Siebenschläferkirche mit Anfängen aus dem 5. Jh., doch sie scheint kunsthistorisch so irrelevant zu sein, dass sie in einer 30-seitigen Schilderung von Ephesos für Touristen nicht erwähnt wird [Föllmi].

Die arabische Welt kennt mehrere eigene Siebenschläferhöhlen, wie Beaufort [2002] unter Berufung auf Kandler hervorgehoben hat. Die bekannteste liegt südöstlich der jordanischen Hauptstadt Amman in dem Dorf **Rajib**. Zwischen spätrömischen und byzantinischen Gräbern öffnet sich als Eingang

eine aus dem Fels geschlagene Scheinfassade, die mit einem griechischen Kreuz geschmückt ist. Im Inneren bergen zwei große Nischen insgesamt sechs Sarkophage. Im frühen 6. Jh. ist über der Höhle eine kleine Kirche errichtet worden. Sie wurde später in eine Moschee umgewandelt, außerdem eine weitere Moschee vor dem Höhleneingang errichtet.

Die noch in situ erhaltenen Säulenbasen der ursprünglichen Kirche beweisen, dass auch an diesem legendären Platz die Siebenschläfer vor den Moslems zunächst von Christen verehrt worden sind [Bisheh79 f.].

Christentum und Islam

So war das Wissen um den Zeitsprung ursprünglich christlich; seine Länge wird allerdings im Koran anders und eindeutiger angegeben als in den hier divergierenden christlichen Überlieferungen. Der Koran ist vor der Hidschra entstanden, die jedoch in die Phantomzeit fällt (622). Die geschilderten Anfänge der Fatimiden im späten 9. Jh. sind – umgerechnet – vor 614|911 zu erwarten. Gab es damals schon den Koran? Hier spielt das Jahr 544 eine wichtige Rolle. Zeller [1993, 87] hat es als Jahr der Hidschra errechnet, Weissgerber [2000, 443] über das “Jahr des Elefanten” als Geburtsjahr Mohammeds bezeichnet. Beide sahen es anfangs als Ausgangsjahr der Hidschra-Rechnung, wobei letzterer nun die Hidschra bei 591 sieht (s. S. 592). Bei Weissgerber bleiben für die erste Ausbreitung des Islams rund 20 Jahre vor dem Zeitsprung 614|911, bei Zeller fast 75 Jahre. Die Endredaktion des Koran wird allgemein im frühen 10. Jh. erwartet, also nach der Sprungstelle.

Die christlichen Wurzeln des Islam werden regelmäßig erinnert und wieder vergessen. Lüling [ausführl. 1981; zusammengefasst 1985, 175-180] hat sie für den Koran wie für den arabischen Raum, insbesondere für Mekka herausgearbeitet, Halm [1991] für den nordafrikanischen Raum. Aber schon 1953 betonte das *Herder Bildungsbuch*, dass das Christentum vor Mohammed einen weit- aus tieferer Einfluss auf die arabische Welt erreicht hat als das Judentum.

“In dieser vielfach schon christlichen Welt stiftete Mohammed seine Religion, die man anfänglich geradezu als eine christliche Häresie ansah” [Herder 220].

Halm gibt uns markante Hinweise auf das überaus späte Vordringen des Islam, aus denen er selbst allerdings keine Schlüsse ziehen kann.

So wirkt ihm **Salameya** symptomatisch, jener Ort hart am Rand der syrischen Wüste, in dem sich die fatimidischen Sektenführer Ende des 9. Jhs. verborgen gehalten haben sollen – in diesem Ort war die Kathedrale in eine Moschee umgewandelt worden, bevor er um 750 gänzlich verlassen wurde. Als sich die Sektenmitglieder hier niederlassen, kennen sie den alten griechischen Namen; er überdauert die arabische Eroberung und wird im 10. Jh.

noch immer gekannt. Ebenso auffällig: Es gibt damals noch 24 christliche Klöster [Halm 21].

Auch **Rusafa** in Nordsyrien war im 10. Jh. noch mehrheitlich christlich. Nachdem der Ort durchgehend besiedelt gewesen sein soll, ist der christliche Ortsname Sergiopolis [Halm 71] nicht auffällig. Er rührt vom hl. Sergios her, dessen Schrein damals noch verehrt worden ist.

In **Nordafrika** war nicht nur das Christentum zu verdrängen, sondern auch die vorwiegend berberische Bevölkerung:

“Der Prozeß der sprachlichen und zum Teil auch ethnischen Arabisierung Nordafrikas sollte erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts mit der Einwanderung von Beduinenstämmen vom Sinai her einsetzen; er ist bis heute nicht abgeschlossen” [Halm 96; auch 182].

Angesichts der Wüstensituation des Sinai, die seit dem Alten Reich Ägyptens dokumentiert ist und der traditionell nur wenigen Nomaden Lebensraum gewährt, muss diese Tradition entschieden bezweifelt werden. Weiter:

“Die Küstenstriche zwischen den Syrten waren zu Beginn des 10. Jahrhunderts noch nicht arabisiert; das westliche Libyen war - von den lateinischen und griechischen Städtern einmal abgesehen - noch ein berberisches Land” [Halm 180].

Gerade in Nordafrika spricht auffällig wenig für ein seit ca. 680 islamisiertes Gebiet [so schon Topper 1994b, 58]). Das bleibt ein Rätsel, nachdem islamische Truppen schon 711 nach Spanien übergesetzt und ein weiteres Reich gegründet haben sollen.

Halm [262] teilt auch mit, dass die meisten antiken Texte erst aus dem Griechischen ins Aramäische und dann von Christen ins Arabische übersetzt worden sind. Damit wird die vermittelnde Rolle der arabischen Welt zwischen Antike und Abendland erheblich relativiert. Hinzu kommt, dass die römische Geschichte in Nordafrika den dortigen Arabern mehr oder weniger unbekannt ist [Halm 292] – kein Indiz für ein so viel besseres Wissen innerhalb des frühen Islam.

Das Horoskop bei Kaiser Konstantin VII.

Wechseln wir nach Byzanz, das unter Justinian († 565) noch einmal Nordafrika bis über das heutige Tunesien hinaus erobert. Die Region kann bis zu den Angriffen der Moslems, um 700, gehalten werden. Unter Konstantin VII. waren diese Gebiete verloren. Konstantin weiß Mitte des 10. Jhs. von den Anfängen des Islam mehr als von seinen potenziellen Gegnern, den Fatimiden. In seiner Geheimschrift *De administrando imperio* widmet er der Hidschra einen Abschnitt.

“Der Auszug der Sarazenen fand am 3. September der 10. Indiktion, im 12. (Regierungs-)Jahr des (Kaisers) Herakleios, im Jahre 6130 (621 n. Chr.) seit der Gründung der Welt statt. Das Horoskop über diese Sarazenen wurde am 3. September, einem Donnerstag erstellt.” [Konstantin 103]

Die Herausgeber erklären, was es mit dem Horoskop auf sich hat. Demnach habe im Jahr 621 ein Stephan von Alexandria ein Horoskop für den 3. September des nächsten Jahres erstellt. Dieses Horoskop wird von Leon Grammatikos und Georgios Kedrenos nicht nur erwähnt, sondern auch inhaltlich wiedergegeben:

“Es besagt, daß die volle Macht der Sarazenen 309 Jahre (also bis 930 bzw. 931) dauern und sich daran eine Periode des Niedergangs von 27 bzw. 56 Jahren anschließen werde.” [ebd.]

Die hypothetische Vorstellung eines überaus rechtzeitig gestellten Horoskops verdient keinen Glauben. Aber es ist klar, dass wir wieder den **309** Jahren der 18. Sure begegnen; unklar ist jedoch, ob es sich dabei um Sonnen- oder Mondjahre handelt.

Es gibt eine weitere, sehr ähnliche Prophezeiung, diesmal auf arabischer Seite. Bei den Qarmaten im Nordiran wie in Bahrain, damals Bezeichnung des Festlands gegenüber der gleichnamigen Insel, war eine Prophezeiung im Umlauf, wonach der Mahdi im Jahr **300** der Hirschra, also 912/13 hervortreten werde. Sie ist jedoch nicht erfüllt worden: für die Fatimiden im Westen lag das Datum zu spät, da der fatimidische Mahdi bereits 909 hervortrat; bei den Qarmaten im Norden und Osten ist nie jemand hervorgetreten [Halm 225]. Zur Erläuterung: Der Mahdi ist “der von Gott Geleitete”, ursprünglich eine Vorstellung der Sunniten. Sie sahen im Mahdi den Erlöser, der die Gerechtigkeit auf Erden wiederherstellen wird, verbunden mit zuvor erfolgreichem Auftreten des Antichrists und Jesu Christi [Brockhaus]. Die Vorstellung wandelte sich vom baldigen endzeitlichen Retter zu einer Fernsterwartung, bei der die Zeit durch weitere Imame überbrückt werde [Halm 178] – ähnlich dem Wandel von der christlichen Naherwartung Christi hin zur Fernerwartung. Im Falle des fatimidischen Mahdi war die Bezeichnung zugleich Eigenname.

Neuerlich ist von den 300 Jahren die Rede. Wir sehen hieraus, dass die Kombination von 300 bzw. 309 Jahren im Islam eine gewichtige Rolle spielte. Das Datum der Hirschra folgt dagegen einem bislang unbeachteten Intervall in Sprüngen von 297 Jahren:

- Die Jahre 622 und 325 liegen 297 Sonnenjahre auseinander, so von mir im Hinblick auf das Konzil von Nicäa angedeutet [Illig 1992, 39 f.], von Topper [1998, 480] dahingehend verstanden, dass die Entstehung des Islam bis ins frühe 4. Jh. zurückverlegt werden könne und müsse.

- Gehen wir von 614, dem Stichjahr des Zeitsprungs, 289 Sonnenjahre und damit 297 Mondjahren zurück, so kommen wir wiederum bis 325.

- Das Jahr 911, wiederum das Jahr des Zeitsprungs, liegt 289 Sonnenjahre und damit ca. 297 Mondjahre nach der Hidschra, wie Detlev Büscher aus unseren Reihen als erster beobachtet hat.

- Die vierte Beziehung ist bereits vertraut: Von 614 bis 911 reichen nach der bislang vertretenen Arbeitstheorie die 297 Jahre der Phantomzeit.

$$\begin{array}{ccccccc} & \leftarrow & 297 \text{ Sonnenjahre} & \rightarrow & 622 & \leftarrow & 297 \text{ Mondjahre} & \rightarrow \\ 325 & & & & & & & 911 \\ & \leftarrow & 297 \text{ Mondjahre} & \rightarrow & 614 & \leftarrow & 297 \text{ Sonnenjahre} & \rightarrow \end{array}$$

Ob dies eine Bestätigung des 297-Jahres-Zeitsprungs oder nur eine zufällige Fügung ist, bleibe noch dahingestellt. (Zu beachten ist dabei, dass die Umrechnung von Sonnen- in Mondjahre und umgekehrt zu keinen glatten Zahlen führt.) Auf jeden Fall ist es signifikant, dass die Mischform aus Sonnen- und Mondjahren allein mit der Zahl 297 auskommt. Die Form in reinen Mondjahren, also die islamische Darstellung, stützt sich nicht auf die beiden Zahlen 300 / 309, die der Koran vorgibt, sondern auf 297 / 306. Das ist ein neuerlicher Hinweis darauf, dass es sich hier eher um eine christliche Vorgabe handelt.

Kommen wir zu den Fatimiden zurück. Eine Sekte, die sich an der Siebenschläfer-Sure erkennt, wird von christlicher Seite so eingeschätzt:

“Ähnlich wie in der christlichen Häresie des *Montanismus* wird **die Geschichte um die Dimension der Verheißung verkürzt** und auf die unmittelbare Errichtung des Gottesreiches in der reinen Gegenwart beschränkt” [Herder 220; Hvhg. HI].

Verhießen waren ihnen für den Mahdi 300 Jahre, für das Gewinnen der Macht 309 Jahre. Ist hier die Geschichte tatsächlich einfach um die Dimension der Verheißung erweitert worden – doch durchaus anders verstanden als im bisherigen Sinne?

Damit erklärten sich etliche Seltsamkeiten der Fatimidenlegende. Sie ist entstanden irgendwann im 9. Jh.; es wurden zwar drei verschiedene, doch in keinem Fall zielführende Stammbäume zurück zu Fatima, der Tochter des Propheten in Umlauf gebracht [Halm 148]. Es gibt kein Zurück bis ins 7. Jh.; stattdessen geht es eher um den letzten rechtmäßigen Imam, der je nach Lehre als der fünfte, siebte oder zwölfte angesehen wird. Die verfolgte Geheimlehre sei im 9. Jh. vom Iran über Syrien bis Marokko gewandert.

Dasselbe gilt für den Urenkel des ersten Fatimiden, der als mittellose Flüchtling weit im Westen eintrifft, doch 910 in Kairuan zum neuen Kalif erhoben wird und die neue, archäologisch nachgewiesene Hauptstadt al-Mahdiya bauen lässt. Er tritt wohl nicht zufällig am äußersten Westen des byzantinischen Nordafrikas auf. Denn dort herrschten kurz zuvor, am Ende des 6. Jhs. permanente Unruhen:

“Seine Stellung in Nordafrika behauptete freilich das Reich, wenn auch in dauerndem, aufreibendem Kampf mit den lokalen maurischen Stämmen, bis zur großen arabischen Invasion” [Ostrogorsky 56].

Hier stoßen wir auf ein sauberes Scharnier zwischen 6. und 10. Jh. Unter dem Mahdi (874–934) beginnt eine schnelle aggressive Ausbreitung: Schon 914 soll Alexandria attackiert worden sein [Halm 183, 187] – ein schneller, doch erfolgloser Vorstoß über 2.735 km nach Osten!? Der Kalif Mahdi stirbt 934. Nach etlichen inneren Wirren wird Ägypten 968 neuerlich angegriffen, diesmal erfolgreich. Zwischen 968 und 973 wird das neu gegründete Kairo als Residenzstadt 2 km nördlich von al-Fustat (Misr) erbaut und dann von Kairuan aus bezogen. Spätestens ab dieser Zeit sind wir wieder in der realen Geschichte.

Heinsohn hat hier im selben Heft die unglaublich vielen islamischen Eroberungen Siziliens vorgestellt und als mehrfache Rückprojektionen erkannt. Speziell die fatimidisch-kalbitische Schlussinvasion Siziliens wird von 911 bis 948 angesetzt, so dass man die eigentliche Fatimiden-Herrschaft über die Insel erst bei 948 mit der Erhebung Palermos zur Hauptstadt beginnen lässt. Selbst die Eroberung Taorminas anno 911 könnte noch eine Rückprojektion von 962 sein. Noch die Eroberung Palermos, 917, ist nicht ganz frei vom Verdoppelungsverdacht; bei ihrer erstmaligen Erhebung zur Hauptstadt, 831, ist das evident.

So ergibt sich, dass die fatimidische Entwicklung erst 910 mit Begründung des neuen Kalifats an Realismus gewinnt, ohne dass wir für ihre ersten Jahre bereits die Hand ins Feuer legen könnten. Hier sind wir in den Düsternissen des Zeitsaums. Die vorangegangene Großverschwörung kann so fiktiv wie manch andere Verschwörungstheorie sein; sie kann aber, so nötig, zwanglos vor 614 untergebracht werden. Nach Weissgerber wie nach Zeller bleibt Zeit, damit die 614 den Sinai und Ägypten erreichenden Perser den Koran kennenlernen können.

Filioque

Nachdem es hier nicht zuletzt um die Frage geht, wer als erster die Uhr vorgedreht hat, kommt eine öfters gestellte Frage aufs Tapet: Durfte die Kirche überhaupt an der Uhr drehen? Wäre das nicht ein unerlaubter Eingriff in die

göttliche Weltordnung? Bislang konnte geantwortet werden, dass die Kirche in Gestalt von Papst Silvester II. doch nur den Willen Gottes ausgeführt habe. Darauf ist nunmehr eine bessere Antwort möglich.

Ein lange ungeklärtes Phänomen war der Umstand, dass gerade innerhalb der "Karolingerzeit" das "filioque" große Bedeutung gehabt hätte. Knapp gesprochen geht es dabei um den theologischen Streit, ob der Hl. Geist allein vom Vater oder "vom Vater und vom Sohn" ausgeht, wie es also um die Relationen innerhalb der Trinität steht.

Nach dem Streit um die Natur oder die Naturen Jesu Christi und der schließlich festgeschriebenen Lösung: "gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater", ging es den Kirchenvätern um die Herkunft des Hl. Geistes. Ist er allein aus dem Vater hervorgegangen oder ist er aus dem Vater durch den Sohn hervorgegangen? [Waldmann 130]

Die älteste Äußerung steht beim hl. Ambrosius in seiner Schrift *De Spirito*. Dort heißt es lapidar: "Spiritus Sanctus procedit a Patre et Filio", der Hl. Geist ist vom Vater und vom Sohn ausgegangen. Nach dieser Formel des 5. Jhs. ist der Streit im 6. Jh. geführt und beigelegt worden. Doch die Auseinandersetzung flammt neuerlich und unerwartet heftig am Ende des 8. Jhs. auf. Der Einschub wäre 791 auf der Synode von Friaul genauso diskutiert worden wie 794 auf der Synode von Frankfurt oder 809 auf der Synode von Aachen. Damals hätte sich Papst Leo III. geweigert, diesen Einschub anzunehmen, nicht etwa, weil er die dahinterstehende Lehre verwerfe, sondern weil er davor zurückschrecke, einer überlieferten Formel etwas hinzuzufügen [Denzinger-Schönmetzer 40 f.; nach Waldmann 2002, 129].

Mit dem Tod des großen Karls scheint das Problem zweitrangig geworden zu sein.

"Später aber erlangte der hl. Kaiser **Heinrich II.** anlässlich seiner Krönung i.J. 1014 von Benedikt VIII., daß dieses Glaubensbekenntnis in Rom bei der Messe gesungen wurde, und zwar unter Hinzufügung des 'Filioque'. Diesem wurde endlich in den ökumenischen Konzilien von Lyon II (1274) und Florenz (1439) von den Lateinern wie von den Griechen zugestimmt" [Waldmann, 129; Hvhg. HI].

Warum aber gerade unter Karl das dringende Bedürfnis, das Nicaeno-Constantinopolitanum um diese 'Erklärung' des Heiligen Geistes zu ergänzen, dem Hl. Geist seine eigentliche Position innerhalb der Trinität zuzuweisen? Ein Theologe und Verschwörungstheoretiker vor dem Herrn, Helmut Waldmann, hat eine Lösung aufgezeigt [Waldmann 2002, 127-138, aus dem nachfolgender Abschnitt gewonnen ist].

Waldmann stellt klar, dass es der Hl. Geist ist, *der Perioden setzt*. Das beginnt vor allen Zeiten, wenn der Geist Gottes über den Wassern schwebt

und die *Periode der Weltschöpfung* einleitet. Im Neuen Testament setzt die *Periode des Heils*, der Neuen Schöpfung ein mit der Verkündigung Jesu mit Maria als der Braut des Hl. Geistes [Lk 1,35]. Es folgt die Taufe Jesu, "*Berufungsepiphanie* durch den Geist" [Mt 3,16; Waldmann 128; Hvhg. HI] und schließlich Pfingsten, als der Hl. Geist den *Durchbruch der Botschaft in die Öffentlichkeit* setzt [Apg 2,2-4]. Diese Fähigkeit ist dem Vater, nicht aber Gott Sohn gegeben:

"Tatsächlich ist der Sohn jedoch machtlos, was die Setzung von Perioden durch Geistsendung angeht: Nicht von sich aus wird er mit seinem 'Auftreten' bis zum Alter von dreißig Jahren gewartet haben, sondern, Mensch, der er war, mit Ungeduld – wie jeder Prophet – den Tag seiner Sendung herbeigesehnt haben; auch 'den Tag' seiner Wiederkunft, er weiß ihn nicht einmal: Mt 24,36"

»Über jenen Tag aber und jene Stunde weiß niemand etwas, auch die Engel in den Himmeln nicht, sondern allein der Vater!«

Aber auch – und das ist die Grundlage aller Verwerflichkeit einer Lehre wie der vom *filioque* – auch die Kirche weiß den Tag nicht: s. Mt 24,42. In betonter Wiederholung heißt es unmittelbar anschließend in Vers 44:

»Denn der Sohn des Menschen kommt zu einer Stunde, wo ihr es nicht meint.«" [Waldmann 131].

Wenn der Geist vom Vater und vom Sohn ausgeht, dann kann auch der Sohn Perioden setzen. Und die Kirche als "Fortlebender Christus" kann dann ebenfalls Perioden setzen. Primäre Bedeutung hat dies für die *Wiederkehr Christi*.

"Hier ist zunächst darauf hinzuweisen, daß Christi Wiederkunft und der Anbruch seines Reiches fraglos das Ereignis von Geistsendung schlechthin darstellt, von Geist, der unter mehr als nur Pfingstgebraus die Schöpfung in einer ersten Auferstehung (Off 20,5) gleichsam in einer *Neuschöpfung* (ich erinnere an Gn 1,2!) umwandelt zu einer gottförmigen Welt, deren Gottförmigkeit gar in Gottes sichtbarem Reich, Jesu Gottesherrschaft öffentlich wird.

Erst mit diesem Öffentlich-Werden der Gottesherrschaft ist also sichtbares, weltlich-reales Machtausüben durch geistliche Instanzen möglich. Christus hatte vor Pilatus erklärt: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt etc. etc.« (Jo 18,36). Schon vorher hatte er Mt 16,26 seine Jünger, vor allem aber Petrus, gewarnt: »Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden nimmt an seiner Seele.« – Denn, sieht man auf Jesu Paränese in Mt 16,24-26, dürfte es ein Vorschlag Petri gewesen sein, »die ganze Welt zu gewinnen«, den Jesus, kaum daß er ihn zum »Felsen« eingesetzt hatte, durch ein »Weiche von mir, Satan« in Mt 16,23 zurückweisen mußte.

Dann trotzdem 'die ganze Welt zu gewinnen', erlaubt aber nur eine Lehre, wie die vom *filioque*, die es – gegen alle Intentionen der Botschaft Jesu – ermöglicht, den Geistessturm, der das Kommen von Jesu Reich bewirkt, in der Kraft des 'Fortlebenden Christus' als geschehen zu erklären und auf dieser Grundlage den Anspruch auf Weltherrschaft, auf dreifache Krone, auf einen Kirchenstaat, auf geistliche Kurfürstentümer, Fürstabteien und auf was noch immer zu erheben, bis hin zum staatlich verbürgten Recht auf Kirchensteuer heute, und diesen Anspruch auch durchzusetzen." [Waldmann 131 f.]

Waldmann hat hier noch einmal die zentrale These seiner Arbeit *Petrus und die Kirche* [1999] wiedergegeben, wonach schon mit Petrus jener Einfluss stark wird, der dann die Kirche, insbesondere die katholische Kirche entschieden geleitet hat und einen Teil ihres Personals immer noch leitet, wenn man die Kommentare aus ihren Reihen zu Waldmanns Thesen begutachtet [Waldmann 2002, passim]. Aus üblicher Sicht beginnt dieser Einfluss ab Gregor VII. (1073–1085) neuerlich zu tragen, worauf die Päpste über Innozenz III. (1198–1216) bis Bonifaz VIII. (1294–1303) besonders versuchen, die Mächten dieser Welt zu beherrschen.

Doch die Kaiserkrönung Heinrichs II. (anno 1014) liegt deutlich davor. Warum wird – erst oder schon? – bei dieser Festivität erstmals das *Filioque* ins Glaubensbekenntnis aufgenommen? Nun, es handelt sich um **die erste Kaiserkrönung seit Otto III.!** Gemäß der von mir vertretenen These hat Otto III. erst in der zweiten Hälfte des Jahres 702 n. Chr. – Papst Silvester II. war gerade inthronisiert – die Uhr um 297 Jahre auf 999 n. Chr. vordrehen lassen, um endzeitlicher Statthalter Christi auf Erden zu werden, um eine 1.000-jährige Heilszeit einzuleiten. Die Kirche setzte damit Periode, ein Vorgang, der den Papst beschäftigt haben muss. Doch beider Tod (1002 resp. 1003) stoppte weitere Pläne vorzeitig. Gleichwohl wird bereits die Kaiserkrönung des direkt nachfolgenden Königs und damit die allererste Möglichkeit dazu genutzt, der Kirche und dem Kaisertum eine Rechtfertigung für diesen raschen Griff zur Uhr zu liefern. Um Ottos Vorhaben nachträglich zu rechtfertigen, war es obendrein notwendig, bereits in der Zeit 'Karls des Großen' den Problembereich *filioque* mit gleich drei Synoden felsenfest zu verankern – ein für die laufende Diskussion wichtiges Argument.

Es gibt ein weiteres Dokument, das uns noch dichter an Otto III. und Silvester II. heranbringt. 1009 zeigte Papst Sergius IV. seine Erhebung in Byzanz an, wobei er das *filioque* einschaltete. Dass dieses Schreiben von einigen Theologen als Beginn des Großen Morgenländischen Schismas angesehen wurde (1054 für fast ein Jahrtausend verfestigt), ist genauso ein Hinweis auf die Abgrenzung von Machtsphären wie der Umstand, dass dieser Papst (1009-1012) die ersten Aufrufe zum Kreuzzug verfasst hat, der für Waldmann

von Anfang an primär *gegen Byzanz* und nur sekundär gegen den Islam gerichtet war [Waldmann 64-67]. So erfahren wir zudem, dass schon 1009 das 'Fenster' zugeschlagen worden ist, das eine Zusammenarbeit zwischen byzantinischem Kaiser, westlichem Kaiser und Papst ermöglicht hatte. Später ist keine irgendwie 'konzertierte' Aktion mehr zu erwarten.

Davon unberührt bleiben natürlich alle Absichten der Kirche, sich in weltliche Belange einzumischen. Doch solche sind auch schon vor der Phantomzeit unternommen worden. Das beginnt mit Kaiser Konstantin I. d. Gr. im 4. Jh.; Waldmann [133 ff.] nennt Augustinus und seine Schrift *De Trinitate*, die bereits im 5. Jh. entstanden ist und sich mit dem *filioque* respektive einer Vorstufe von ihm beschäftigt. Unberührt bleibt auch das Faktum, dass sich die Kirche als "Fortlebender Christus" per *filioque* in den Status des Vaters hochstilisiert hat [Waldmann 136].

Fazit

Die Siebenschläferlegende ist im byzantinischen Reich im 5. Jh. entstanden, nicht erst unter islamischer Herrschaft. Das beweisen die zum Teil von Moscheen überbauten Siebenschläferkirchen. Das steht im Einklang mit Sure 18, die keinen Bezug zu einem islamischen Geschehen bringt. Die islamischen Bewegungen galten anfänglich als christliche Häresien.

Die Fatimiden sind eine Gruppierung, die sich ausdrücklich auf Sure 18 bezieht, in der Manier eines Geheimbundes. Damit erklärt sich zwanglos, dass erst im 10. Jh. die Ansprüche einer Gruppierung angemeldet werden, die sich über dubiose Stammbäume auf Mohammeds Tochter Fatima zurückführen möchte, ohne begründen zu können, warum sie diese Abstammung über 200 Jahre lang vergessen hätte.

Halm liefert keinen Beleg dafür, dass das Vordrehen der Uhr auf islamischer Seite initiiert worden wäre.

Es gibt eine Reihe von Anzeichen, dass die arabisch-islamische Kultur der christlichen keineswegs um Jahrhunderte voraus war. Vielmehr setzen sich in Syrien und im fatimidischen Nordafrika sowohl der Islam wie der arabisch-persische Einfluss erst ab dem 10. Jh. durch.

Das Phantomzeitintervall ist nicht mit den Koran-Zahlen 300 und 309 konstruiert, sondern mit 297, der Zahl für neun Generationen.

Papsttum und westliches Kaisertum haben sich rasch bemüht, die Legitimation für den Zeitsprung rückwirkend zu kreieren. Doch die erste einschlägige Datierung (1009) ist Indiz für einen christlich induzierten Zeiteinsatz. Eine Arbeitshypothese: Die Fatimiden haben sich den byzantinischen Zeiteinsatz

sprung zunutze gemacht, indem sie die Phantomzeit als Zeit der Verheißung, als Aufstieg islamischer Herrschaft ausgestaltet haben. Dahinter verbirgt sich eher eine von Anfang an bestehende Rivalität zwischen Sunniten und Shiiten, die sich bei verkürzter Chronologie in der raschen Gründung dreier konkurrierender Kalifate ausdrückte, die teils kooperierten, teils sich bekämpften. Das wird durch die Plünderung der Kaaba, gegen 930 (und die verspätete Rückkehr des schwarzen Steins, 951) illustriert. Übrigens hat Mohammed der Prophet um 630, also 300 Jahre früher, Mekka erobert und dabei die Kaaba verwüstet [Lüling 1985, 176].

Insgesamt sehe ich noch kein zwingendes Argument, das den Zeitsprung als islamisch induziert ausweisen würde.

Literatur

- Beaufort, Jan (2003): "Die Fälschung des Almagest und ihre Verdrängung durch Franz Krojer"; in: ZS 15 (3) 508-515
- (2002): "Dreißig Fragen zur Phantomzeittheorie"; in: www.lerule.de/faq.html (28 Seiten)
- Birken, Andreas (2002): "Byzantinische Phantomzeit und Islam"; in: ZS 14 (3) 488-511
- Bisheh, Ghazi (2000): "The Umayyads and their Christian Subjects"; in: *The Umayyads. The rise of Islamic art* (Hg. Tourismusministerium, Abteilung für Altertümer, Amman), S. 53-58; Wien · Beirut · Amman
- Denzinger, Heinrich / Schönmetzer, Adolf (1965): *Enchiridion Symbolorum. Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum*; Barcelona
- Föllmi, Hugo (1975): *Türkei. Istanbul, West- und Südküste, Mittelanatolien*; Olten · Freiburg
- Halm, Heinz (1991): *Das Reich des Mahdi. Der Aufstieg der Fatimiden (875-973)*; München
- Heinsohn, Gunnar (2003): "Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke"; in: ZS 15 (3) 540-555
- Herder Bildungsbuch* (1953): *Der Mensch in seiner Welt. Zehnter Band des Großen Herder*; Freiburg
- Illig, Heribert (2002): "Korrekturen, Konsequenzen"; in: ZS 14 (3) 512-519
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- (1992): "Wann lebte Mohammed? Zu Lülings 'judenchristlichem' Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam"; in: ZS 4 (2) 26-41
- Kandler, Hermann (1994): *Die Bedeutung der Siebenschläfer im Islam*; Bochum
- Konstantin VII. (1995): *Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die De administrando imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Porphyrogenetos für seinen Sohn Romanos. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von Klaus Belke und Peter Soustal*; Wien
- Lüling, Günter (1985): *Sprache und archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*; Erlangen

- (1981): Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am «christlichen» Abendland; Erlangen
- Ostrogorsky, Georg (1996): Byzantinische Geschichte 324-1453; München (1965)
- Topper, Uwe (1998): "Ein neues Bild des mittelalterlichen Spaniens"; in: ZS 10 (3) 466-491
- (1994b): "Zur Chronologie der islamischen Randgebiete. Drei Betrachtungen"; in: ZS 6 (3) 50-71
- (1994a): "Die Siebenschläfer von Ephesus. Eine Legende und ihre Auswirkungen"; in: VFG 6 (1) 40-55
- Waldmann, Helmut (2002, hier ausschließlich zitiert): Pro-Athanasius. Vom Werden und Wachsen des geplanten Buches; Tübingen
- (2000): "Die Funktion religiöser Texte bei Stabilisierung und Destruktion religiöser und sozialer Strukturen"; Vortrag, abgedruckt in: Hallesche Beiträge zur Orientwissenschaft 31, 2001, 301-315, nachgedruckt in Waldmann 2002, 127-138
- (1999): Petrus und die Kirche. Petri Versuchung (Mat 16: »Weiche von mir, Satan! ... Was nützt es dem Menschen ...«) und der Kampf der Kirche mit dem Kaisertum um die Weltherrschaft; Tübingen
- Weissgerber, Klaus (2000): "Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)"; in: ZS 12 (3) 419-448
- WuB = Wissen und Bildung. Das große Lexikon in Wort und Bild (1979); Tübingen
- Zeller, Manfred (1993): "Der Iran in frühislamischer Zeit"; in: ZS 5 (3-4) 87-110

Zur äthiopischen Frühgeschichte I Traditionen, Belege und Probleme (Aethiopica I)

Klaus Weissgerber

1. Vorbemerkungen

Wie einige andere Autoren der *Zeitensprünge* versuche ich seit vielen Jahren, die frühmittelalterliche Geschichte ost- und außereuropäischer Länder und Völker auf Grund der originalen Schriftquellen und des archäologischen Befundes neu zu analysieren und so auch auf diesem Weg die Phantomzeit-Theorie zu beweisen. Ich freue mich, dass die ungarische Fassung des Buches *Ungarns wirkliche Frühgeschichte* [Weissgerber 2003b], die Heribert Illig in Budapest vorstellte, dort so begeistert begrüßt worden ist.

Wie ich schon mehrfach dargelegt habe, sind für mich besonders die Länder interessant, die von den Fälschern der frühmittelalterlichen Geschichte 'vergessen' worden sind, z.B. Thüringen, Georgien und Ungarn. Zu diesen Ländern gehört auch Äthiopien, das bis jetzt ein fast „weißer Fleck“ der Phantomzeit-Forschung ist. Das verwundert schon deshalb, weil das **Reich von Aksum**, das früheste archäologisch und schriftquellenmäßig gut belegte äthiopische Reich, zweifellos in der Spätantike und im Frühmittelalter eine bedeutende Rolle gespielt hat. Ich möchte diese Lücke schließen.

Allerdings: Bis jetzt habe ich nur die Frühgeschichte von Ländern analysiert, in denen ich selbst gewesen bin und an Ort und Stelle Recherchen durchführen konnte. In Äthiopien war ich nie, habe aber – neben der Analyse der mir bekannten Literatur – mit Experten Briefe gewechselt und auch interessante Gespräche geführt. An erster Stelle möchte ich den Äthiologen Reinhard Escher nennen, der jetzt einen heimatkundlichen Verlag in Gehren (bei Ilmenau) leitet. Viele Anregungen erhielt ich von dem russischen Afrikanisten Juri Kobischtschanow, dessen Buch *Aksum* noch heute als Standardwerk gilt. Er war mein Mitstreiter im Kampf gegen die dogmatische These von einer „Sklavenhaltergesellschaft“, die zwischen Urgesellschaft und Feudalismus als notwendige Gesellschaftsformation bestanden haben soll. Kobischtschanow vertrat die Auffassung, dass auch das Römische Reich im wesentlichen ein Feudalstaat war; in meinen EAZ-Beiträgen habe ich mich öfters auf ihn bezogen [Weissgerber 1973 und meine in ZS XIII (4) 690 aufgelisteten Beiträge].

In den *Zeitensprüngen* (damals noch *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*) hat bis jetzt nur Ilya Ullrich Topper (der Sohn von Uwe Topper) die „äthiopische Problematik“ angesprochen. Er brachte schon im Titel seines 1994 veröffent-



Die Siedlungsplätze der voraksumitischen und aksumitischen Kulturepochen [Erhardt 82]. / Die Entstehung des äthiopischen Staates [Geschichte mit Pffiff 1996, 82].

lichten Beitrages „300 Jahre Phantomzeit? Kritische Anmerkungen“ seine Zweifel an der Phantomzeit-Theorie zum Ausdruck, die er dann im Text selbst ausdrücklich betonte:

„Gegen die These von H. Illig, daß vor allem rund 300 Jahre zu streichen seien, sprechen allerdings einige schwerwiegende Einwände. Abgesehen davon, daß mir die astronomische Notwendigkeit, 300 Jahre zu streichen, nicht stichhaltig erscheint, gab es bei meinen Untersuchungen über die kritischen Jahrhunderte in anderen Kulturen rund ums Mittelmeer sowohl Beobachtungen, die einen Sprung von mehreren Jahrhunderten bestätigen, als auch solche, die eine derartige These deutlich widerlegen“ [Topper 1994, 64].

In Bezug auf Äthiopien schrieb I. Topper:

„Die geschichtlich ‘leere’ Zeit, aus der keine sicheren Anhaltspunkte vorliegen, beträgt in Äthiopien nämlich volle 600 Jahre. Ein Sprung von sechs oder auch nur viereinhalb Jahrhunderten aber ist in Europa völlig undenkbar. Wir müssen also akzeptieren, daß Äthiopien nach der Christianisierung wieder in eine fast kulturlose Stufe zurücksank, die Kontinuität der Geschichte jedenfalls nicht gewährleistet ist. Diese Epoche noch künstlich zu verlängern, kann aber den äthiopischen Geschichtsschreibern kein Bedürfnis gewesen zu sein, nur eine Verkürzung wäre verständlich. Wenn sie aber die Schaltung zwecks einer Koordinierung mit den mittelmeerischen Zeitrechnungen vornahm, müßte der Sprung 300 Jahre betragen, jedenfalls die in Europa anwendbare Zahl. Anders gesagt: Aus den ziemlich verworrenen Rechnungen der Äthiopier, bei denen man Kontinuität und durchlaufendes Geschichtsbewußtsein keinesfalls antreffen kann, ist ein ernsthaftes Argument zugunsten Illigs These momentan nicht ableitbar.“ [Topper 1994, 71]

Da dieser Beitrag unverändert auch heute im Internet zu lesen ist, gehe ich davon aus, dass Topper noch voll zu seinen damaligen Auffassungen steht. In seinem Beitrag ging er mit keinem Wort auf den archäologischen Befund ein; er stützte sich lediglich auf einige Gedanken, die Otto Neugebauer 1989 geäußert hatte, ohne zu begründen, wie er zu der Behauptung von einer 600 Jahre langen Phantomzeit gekommen ist. Topper hielt es nicht einmal für nötig, konkret darzulegen, von wann bis wann diese Phantomzeit anzusetzen wäre.

Neugebauer untersuchte 72 äthiopische „Texte“, in denen Herrscherlisten enthalten waren, setzte aber beim Leser die Kenntnis dieser Texte voraus. Soweit es um den Inhalt derselben geht, habe ich dem Buch von Kobitschschanow weitaus konkretere Angaben entnommen. Trotzdem hat mir auch der Bericht Neugebauers zu Erkenntnissen verholfen. Er wies vor allem auf Widersprüche zwischen den Texten hin. Viele Listen gingen von Adam,

andere von der „Königin von Saba“ aus, deren Treffen mit Salomo sowohl von israelitischer wie auch auf äthiopischer Seite etwa auf -980 datiert wird. Neugebauer schenkte dieser Datierung Glauben, weshalb er auch nicht dazu kommen konnte, die chronologischen Widersprüche der Handschriften (mit ihren oft erfundenen Jahreszahlen) vernünftig zu lösen. Er unternahm nicht einmal den Versuch einer wirklich historischen Analyse, behauptete aber nirgends in seinem Beitrag, dass es in Äthiopien eine Phantomzeit von 456 Jahren (schon gar nicht von 600 Jahren) gegeben habe. Er stellte lediglich eine „Zyklusverschiebung“ von 456 Jahren fest, worunter er die Differenz zwischen zwei verschiedenen Ära-Chronologien, die in Äthiopien in Gebrauch waren, verstand.

Im Gegenteil: Wie andere Äthiologen machte er sich Gedanken über eine „Zeitlücke“ in den äthiopischen Chroniken von etwa 300 Jahren. Diese bestand zwischen Bazen (dem letzten Herrscher der Menelik-Dynastie, der im Jahr der Geburt Christi seine Regentschaft angetreten haben soll) und den Brüdern Abreha und Asbeha (die ab +313 in Aksum regiert haben sollen und unter deren Regentschaft das Christentum eingeführt worden sein soll). Neugebauer betrachtete diese zeitliche Lücke nicht als „Leerzeit“, sondern vertrat die Ansicht, dass in den späten Chroniken die Herrscher dieser Zeitspanne „vergessen“ worden ist [Neugebauer 1989, 56].

Ich folge gern der Aufforderung Toppers, auf Grund einer allseitigen Analyse der Schriftquellen, archäologischen Funde und Münzen die Richtigkeit der Illigischen Theorie (Phantomzeit zwischen 614 und 911) zumindest glaubhaft zu machen.

2. Die Äthiopier

Der Name „Äthiopier“ stammt von den alten Griechen, die die dunkelhäutigen Menschen Afrikas als „Aithiopoï“ bezeichneten („aithos“ = verbrannt; „ops“ = Gesicht). Der Begriff findet sich schon bei Homer [Ilias 1,423; 23,206; Odyssee 1,23; 5,282]. Seit Herodot [z.B. III,19 ff.] wurden so die Bewohner von Nubien (südlich von Ägypten) bezeichnet. Die Europäer bezeichneten im Mittelalter die „schwarzen“ Afrikaner durchweg als „Äthiopier“; noch Amerigo Vespucci, nach dem Amerika benannt wurde, sprach vom „Äthiopischen Ozean“, womit er den Teil des Atlantischen Ozeans meinte, der sich westlich von Senegal befindet.

Das heutige Äthiopien wurde von den Europäern als „Abessinien“ (Abyssinia, Abyssinie u.s.w.) bezeichnet. Dieser Name wurde von den Arabern übernommen, die von „Habesch“ sprachen. Die frühen semitischen Einwanderer in Äthiopien wurden angeblich „Habeschat“ genannt. Die Äthiopier selbst lehnten den Namen „Abessinien“ entschieden ab und betrachteten ihn als

Schimpfwort; „Habascha“ bedeutet im Arabischen nämlich „Gemenge“ bzw. „Mischlingsbevölkerung“. Als Äthiopien 1945 Gründungsmitglied der UNO wurde, setzte der Kaiser durch, dass der Staat nur noch „Äthiopien“ genannt werden durfte. Der Name „Abessinien“ verschwand sowohl aus der wissenschaftlichen wie auch aus der Alltagssprache.

Das Reich von Aksum nahm schon im 4. Jh., nach der Christianisierung, den Namen „Äthiopien“ (Ityopiya) an. So wurde das Land, das in der hebräischen Bibel noch „Kusch“ hieß, in der griechischen Bibelübersetzung (Septuaginta) genannt.

Die äthiopischen Sprachen

Das heutige Äthiopien wird von vielen Völkern bewohnt, die verschiedene Sprachen und Dialekte sprechen. Wenn man von den Niloten absieht, gehören die Äthiopier zwei Sprachfamilien an: den Hamiten und den Semiten.

Die Hamiten bildeten die ursprüngliche Bevölkerung. Sie leben vor allem im Süden und Osten und sind überwiegend Muslims. Zu ihnen gehören vor allem die Galla (Orumo), Danakil (Afar) und Somali.

Die Semiten wanderten im ersten christlichen Jahrtausend von Südarabien nach Äthiopien ein und leben vor allem im nördlichen Gebirgsland. Zu ihnen gehören die Tigre (Tigray; im Norden) und die Amharen (im Zentrum mit der Hauptstadt Addis Ababa). Bis zum Ende des 19. Jhs. bestand das Kaiserreich Äthiopien nur aus dem semitisch besiedelten Äthiopien. Erst Kaiser Menelik II. (1889–1913) schuf den Großstaat in den heutigen Grenzen. Wenn ich in diesem Beitrag von „äthiopischer Geschichte“ spreche, meine ich deshalb stets die des semitisch besiedelten nördlichen Gebirgslandes.

Die frühe Kultur Aksums ähnelte sehr derjenigen Südarabiens. Zunächst wurden auch südarabische (sabäische) Schriftzeichen verwandt. Es ist kein Zufall, dass die Äthiopier die ursprünglich südarabische Legende über die „Königin von Saba“ übernommen haben.

In Äthiopien bildete sich eine eigene Schriftsprache heraus, die „Ge'ez“ genannt wurde. Während die sabäische Schrift nur Konsonanten kannte, wurden in Ge'ez auch die Vokale bezeichnet; aus dieser Schrift entstand die Silbenschrift, in der das Amharische, die heutige Staatssprache Äthiopiens, geschrieben wird. Ge'ez war die Literatur- und Liturgiesprache des frühen Äthiopiens. Sie ist inzwischen als Umgangssprache ausgestorben, wird aber noch heute als Liturgiesprache verwandt. Sie ist, anders als das Amharische, eng mit der heutigen Tigre-Sprache („Tigrinya“) verwandt. Die frühe Hauptstadt Aksum lag in der heutigen Provinz Tigray in Nord-Äthiopien.

In den semitischen Sprachen Äthiopiens gibt es sieben Vokale, die in wissenschaftlichen Werken mit besonderen Zeichen wiedergegeben werden. Dies

ist in diesem Beitrag aus drucktechnischen Gründen nicht möglich, aber auch nicht unbedingt erforderlich. Der Buchstabe „z“ ist wie ein stimmhaftes „s“ auszusprechen.

Die äthiopische Chronologie

In Äthiopien wird nach dem koptischen Kalender datiert. Das Jahr hat 365 Tage (12 Monate mit je 30 Tagen; 5 Schalttage). Der Kalender beginnt mit der Geburt Christi. Diese wird aber nach koptischem Brauch auf das Jahr 8 v. Chr. angesetzt, so dass wir uns nach dem äthiopischen Kalender jetzt im Jahr 2011 befinden.

Vorher begann die Jahreszählung mit der Weltschöpfung. In Äthiopien waren zwei Ären in Gebrauch. Beide differierten um 456 Jahre, so dass z.B. der Regierungsantritt des Yekuno Amlak (1270) nach der einen Ära auf das Jahr 6306, nach der anderen auf das Jahr 6762 datiert wurde [Neugebauer 1989, 57]. Das ist der „Zyklenunterschied von 456 Jahren“, den Topper völlig missverstanden hat.

3. Die äthiopischen Dynastien

Die äthiopischen Kaiser (Singularbezeichnung: „Negusa Nagast“) leiteten ihre Abstammung von Menelik I., dem Sohn von Makeda (der „Königin von Saba“) und von Salomo, dem Sohn Davids, der als König eines jüdisch-israelitischen Großreiches in Jerusalem residiert haben soll, ab. Der letzte äthiopische Kaiser, Haile Selassie (1930–1974) galt als der 225. Nachfolger von Menelik I. und führte (unter anderen) den Titel „Siegreicher Löwe von Juda“. Die „salomonische Dynastie“ galt als die älteste Dynastie der Welt.

Sieht man sich die äthiopische Geschichte aber etwas näher an, muss man feststellen, dass von einer fortlaufenden Dynastie keine Rede sein kann. Bartnicki und Mantel-Niečko [1.369 ff.] unterschieden fünf aufeinander folgende Dynastien:

- die Menelik-Dynastie (von -982 bis kurz nach der Zeitenwende),
- die Aksum-Dynastie (313–857),
- die Judith-Dynastie (857–929),
- die Zagwe-Dynastie (927–1270),
- die salomonische Dynastie ab Yekuno Amlak (1270–1974).

Die Menelik-Dynastie

Am verworrensten sind die Überlieferungen zur Menelik-Dynastie. Die Angaben über die Zahl, die Namen und die Regierungszeiten der Herrscher unterscheiden sich von Königsliste zu Königsliste. Späte Listen gehen von einem

König Arwe aus, der der fünfte Vorgänger von Makeda, der „Königin von Saba“, gewesen sein soll. (Diese Annahme steht in krassem Gegensatz zu einem früheren Text, der *Kebra Nagast*, auf die ich noch ausführlich zu sprechen komme.)

Aufschlussreich sind schon die Angaben über die Zahl der Könige, die zwischen Arwe und Bazan, dem letzten König dieser Dynastie, in Äthiopien regiert haben sollen:

25 Könige [Neugebauer 58, 115, 142; Text 59; Handschrift aus dem Jahr 1796],

21 Könige [Dillmann 1853, 341],

27 Könige [Conti Rossini 1909, 289],

51 Könige von Arwe bis Nalke, dem Vater Bazens [Neugebauer 59, Text 63].

Bartnicki/Mantel-Niečko [369 f.] erwähnten nicht den seltsamen Arwe. In ihrer Liste steht die Königin an 1. Stelle, Bazan (hier Bazin genannt) an 68. Stelle. Die Zahl der Könige hat sich somit auf seltsame Weise verdreifacht.

Offenbar wurden Königsnamen, die in frühen oder späten Handschriften erwähnt wurden, einfach mechanisch addiert, ohne dass eine gründliche Analyse erfolgt ist. Manche Historiker [z.B. Helfritz 1972, 74] haben dieses Wirrwarr damit zu begründen versucht, dass nach ägyptischem Vorbild die äthiopischen Herrscher zunächst einen Personennamen, dann aber einen Thronnamen getragen hätten. So seien Verdopplungen entstanden.

Auf ein Grundübel der wissenschaftlichen Äthiopien-Forschung haben Bartnicki/Mantel-Niečko [1978, Vorseite XVII] aufmerksam gemacht:

„Dieser sonderbare Zustand der Forschung, wonach sich der Historiker auf Grund der Unkenntnis der dortigen Sprachen mit Äthiopien nicht beschäftigte und der Philologe die Geschichte nicht erforschte, weil ihm eine entsprechende fachliche und methodologische Ausbildung fehlte, hatte zur Folge, daß trotz der umfangreichen äthiopistischen Literatur, die sich, wenn es um philologische Untersuchungen geht, vieler ausgezeichnete Werke rühmen kann, dennoch keine allgemeinen Versuche einer historischen Synthese zu finden sind. Eigentlich gibt es bis jetzt nur wenige Bücher, die die Gesamtheit der politischen Geschichte Äthiopiens erfassen. Das wertvollste unter ihnen hinsichtlich des Reichtums an Quellenmaterial schrieb der zeitgenössische äthiopische Gelehrte Tekle Sadep Mekuriva.“
Das letztgenannte, in amharischer Sprache geschriebene Werk ist mir leider nicht zugänglich.

Auch Otto Neugebauer muss ich zu diesen 'Philologen' zählen. Obwohl er in seinem Bericht konkret auf die widersprüchlichen Daten der Königslisten eingegangen ist, kam er nicht zu einer umfassenden historischen Analyse und damit nicht zu einer befriedigenden Lösung der von ihm erkannten chronologischen Probleme.

Zwischen Bazen und Aksum

Bartnicki und Mantel-Niećko [370] datierten die Regierungszeit des Königs Bazen, des angeblich letzten Herrschers der Menelik-Dynastie, wie folgt: „-8 bis in u. Z.“. Alle äthiopischen Listen gaben an, dass Bazen im Jahr der Geburt von Jesus Christus König wurde. Nach dem koptischen Kalender war dies das Jahr 8 v. Chr. Mir ist nicht klar, warum Bartnicki/Mantel-Niećko das Endjahr der Regentschaft Bazens offen ließen. Aus vielen, m. E. in dieser Hinsicht glaubhaften äthiopischen Handschriften ergibt sich, dass Bazen 18 Jahre regiert hat [Neugebauer 1989, 61]. Das würde bedeuten, dass Bazen bis 10 n. Chr. regiert hat.

Bartnicki/Mantel-Niećko gaben die nach ihrer Ansicht glaubwürdigsten Herrscherlisten wieder. Für einen Zeitraum von 303 Jahren nach Bazen konnte von den beiden Autoren kein Herrschernamen genannt werden. Die nächste Dynastie, die sie angaben, die Aksum-Dynastie, begann nach ihrer Aufstellung mit den Brüdern Abreha und Asbeha (313–339). Es ist dies die Lücke, auf die auch Neugebauer [1989, 56] hingewiesen hat. Bartnicki/Mantel-Niećko ermittelten die Länge dieser „Leerzeit“, indem sie zwei verschiedene Berechnungsmethoden anwandten:

- Die Regierungszeiten ab Menelik I. berechneten sie ab dem angeblichen Regierungsantritt desselben (-982) vorwärts.
- Die Regierungszeiten vor Haile Selassie (1930–1974) berechneten sie dagegen rückwärts, bis zum Beginn der Aksum-Dynastie.

Natürlich besteht die Frage, ob es ein Zufall ist, dass die Länge dieser „Leerzeit“ in etwa der Länge der inzwischen bewiesenen frühmittelalterlichen europäisch-byzantinischen Phantomzeit entspricht. Immerhin kamen fast alle Äthiologen, die sich mit dieser Frage beschäftigten, zu dem Ergebnis, dass für ca. 300 Jahre keine Herrschernamen überliefert worden sind.

Lediglich Neugebauer [1989, 59 f.] wies auf eine Handschrift [Text 63 D, E] hin, wonach Abreha/Asfeha 245 Jahre nach Bazen die Aksum-Dynastie begründet hätten. In dieser, offensichtlich späten Chronik wurden sogar 18 Herrschernamen zwischen Bazen und Abreha/Asfeha genannt. Peter Truhart [2000, 247 f.] füllte in seinen Regentenlisten die „Leerstelle“ ebenfalls mit Herrschernamen, ohne seine Quelle anzugeben. Die von ihm genannten Namen sind mit denen des Textes 63 nicht identisch. Bei Neugebauer kommen diese Namen überhaupt nicht vor.

Ich habe gewichtige Zweifel an der chronologischen Richtigkeit der Überlieferungen über die Menelik-Dynastie. Wie ich noch begründen werde, konnte es um -980 keine „Königin von Saba“ gegeben haben. Andererseits bestand Aksum, wie der archäologische Befund beweist, schon seit dem +1. Jh.; es kann somit vor 313 hier keine Phantomzeit gegeben haben. Vor

Abreha und Asbeha müssen hier sabäische Könige geherrscht haben. Zu diesen könnte Bazen, möglicherweise sogar Mekeda und Menelik I. gehört haben. (Ich werde in den nächsten Kapiteln näher auf diese Problematik eingehen.) Die scheinbare „Leerzeit“ ist nur der chronologischen Überlieferung geschuldet, die sich verpflichtet fühlte, von einer „Königin von Saba“ um -980 auszugehen!

4. Die Königin von Saba und Menelik I.

Nach den biblischen Texten [1. Buch Könige 10,1-13; 2. Buch Chroniken,1-12] reiste die Königin von Saba (hebräisch: Sheba) nach Jerusalem, um König Salomo kennen zu lernen und von seiner Weisheit zu lernen. Ist dieser Salomo aber überhaupt eine historische Gestalt ?

Als ich 1997 mit meinem Sohn in Jerusalem war, unternahm unser Reiseleiter, ein Hobby-Archäologe, mit uns eine spätabendliche Wanderung durch die dortigen archäologischen Fundstätten. Er betonte immer wieder, dass bis jetzt keine einzige Spur von David und Salomo entdeckt worden ist. (Das „Grab Davids“ stammt aus der Kreuzritterzeit.)

Gunnar Heinsohn und Heribert Illig haben schon 1991 die These vertreten, dass das jüdisch-israelitische Großreich von David und von dessen Sohn Salomo niemals bestanden hat. Johannes Neumann [1997] hat in seinem Buch *Der historische David* auf Grund einer allseitigen Analyse der biblischen Zeugnisse und des archäologischen Befundes diese These überzeugend untermauert. Er hielt es jedoch für möglich, dass ein politisch machtloser und militärisch ambitionsloser Herrscher in Hebron den Titel „David“ geführt haben könnte. Salomo war auf jeden Fall eine mythische Gestalt; es hat nie den Tempel gegeben, den er in Jerusalem errichtet haben soll. (Der erste nachweisbare Tempelbau erfolgte durch Herodes den Großen, einem jüdischen König zur Zeit des Augustus.) Auch in der Folgezeit gab es keinen jüdischen Herrscher namens Salomo, so dass eine Begegnung zwischen der Königin und Salomo gar nicht stattfinden konnte, weder um -980 noch zu späteren Zeiten.

Der biblische Text über die Königin von Saba (Sheba) bezieht sich eindeutig nicht auf Äthiopien, sondern auf das südliche Arabien. Im heutigen Jemen bestand seit dem -4./3. Jh. das Königreich Saba, dessen Existenz auf Grund des archäologischen Befundes und der gefundenen Steininschriften nicht bezweifelt werden kann. Bezeichnend ist, dass in Jemen auch eine uralte Sage bekannt ist, wonach Bilqis, eine Königin des südarabischen Saba, König Salomo besucht haben soll. Dieser Besuch wurde auch im Koran [27. Sure: „Die Ameisen“] erwähnt. Offensichtlich haben die Äthiopier die Bilqis-Sage aus Saba übernommen und nach ihren Bedürfnissen umgeformt.

Die ältesten äthiopischen Nachrichten über den Besuch der „Königin von Saba“ (die hier Makeda genannt wurde) in Jerusalem finden sich in einem Epos des frühen 14. Jhs., der *Kebra Nagast* (Herrlichkeit der Könige). Sie soll zwischen 1314 und 1322 von Issaak (Yehshaq) in der Ge'ez-Sprache niedergeschrieben worden sein. Dieser versuchte, den Anschein zu erwecken, dass es sich um einen sehr alten Text handelt. Den Urtext habe der Patriarch Domitius in der Hagia Sophia (Konstantinopel) entdeckt [Kap. 19]. Dieser Text sei bereits im Jahr 409 aus dem Koptischen ins Arabische übersetzt worden [Kap. 117]. Böck [6], der keine Zweifel an der historischen Existenz Salomos hatte, bemerkte zu der in der *Kebra Nagast* geschilderten Makeda-Legende lakonisch:

„Die Legende um die Königin des Südens, ihren Sohn und die gestohlene Bundeslade sind frühestens 1300 Jahre (eher später) nach Salomos Lebzeiten notiert worden und stehen damit auf wackligen Beinen.“

In Aksum stand das Bauwerk *Tekla Maryam*, das als „Palast der Königin von Saba“ bezeichnet wird. Von diesem ist, wie auch von den anderen Palästen in Aksum, nur der Unterbau erhalten geblieben. Böck schrieb zu diesem Palast:

“Die archäologischen Funde beweisen, dass Tekla Maryam nicht der Palast der Königin von Saba gewesen sein kann. Dafür ist der Palast zu jung. Die Anlage stammt aus axumitischer Zeit.“ [Böck. AXUM Empire: Tekla Maryam]

Sollte es sich hierbei wirklich um den Palast von Makeda gehandelt haben (jede traditionelle Überlieferung kann auf einer realen historische Grundlage beruhen), so kann diese Makeda nur in frühaksumitischer Zeit, vielleicht im +1./2. Jh. gewirkt haben. (Natürlich kann sie auch zu dieser Zeit keinen jüdischen König Salomo getroffen haben.)

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass nach einer äthiopischen Handschrift die „Königin von Saba“ 59 Jahre vor der Geburt Christi zur Regierung gekommen ist [Neugebauer 1989, 59]. Es handelt sich hierbei um eine koptische Überlieferung, die die These von Johannes Neumann [2003], dass die historische ägyptische Königin Kleopatra VII. (52–30) das Vorbild für die Sage über die „Königin von Saba“ gewesen ist, stützen kann.

Kebra Nagast

Die Äthiopier betrachten *Kebra Nagast* als ihr Nationalepos; sie gehört zur Weltliteratur. Obwohl sie für die Erforschung der tatsächlichen Frühgeschichte Äthiopiens nur von geringer Bedeutung ist, sollte jeder, der sich für Äthiopien interessiert, ihren wesentlichen Inhalt kennen.

Angabo, der Vater Makedas

In alten Zeiten wurde Äthiopien von dem Drachen Zendo beherrscht. Ihm mussten täglich 1.000 Ziegen zum Verzehr gebracht werden. Angabo bot sich an, den Drachen zu töten, jedoch unter der Bedingung, dass er für diese Tat zum König gewählt werde. Dies wurde ihm zugesichert. Seine Frau bereitete nun aus den Blättern eines Baumes ein Gift, das von ihr in das Futter einer Ziege gemischt wurde, die nach dem Verzehr verstarb. Angabo brachte nun die vergiftete Ziege vor die Höhle des Drachens. Als dieser die Ziege erblickte, würgte er sie gierig hinunter und verendete unter entsetzlichen Zuckungen.

Angabo wurde tatsächlich zum König gekrönt. Bald darauf schenkte ihm seine Frau eine Tochter, Makeda, die Angabos Nachfolgerin wurde. In der äthiopischen Chronik wurde sie nicht „Königin von Saba“, sondern „Königin des Südens“ (Negesta Aziab) genannt.

Der Besuch Makedas in Jerusalem

Dieses für die Äthiopier so wichtige Ereignis wird im 29. und 30. Kapitel der *Kebrä Nagast* geschildert. Danach erfuhr Makeda von einem ihrer Händler, der Gold, Ebenholz und Saphire nach Jerusalem geliefert hatte, von dem Reichtum und der Weisheit Salomos und wollte sich selbst ein Urteil bilden. Sie ließ die größte Karawane zusammenstellen, die Äthiopien je verließ: 797 Kamele und Maultiere, beladen mit allen denkbaren Schätzen des Orients. Salomo empfing Makeda mit allen Ehren. Sie blieb ein halbes Jahr sein Gast und philosophierte mit ihm über viele Themen. Schließlich überzeugte Salomo sie, ihren Glauben (Anbetung von Sonne, Mond und Sternen) aufzugeben, um fortan dem Gott Israels zu huldigen. Als sie nun sechs Monate geblieben war und sie heimkehren wollte, sprach Salomo zu sich:

„Sollte eine so schöne Frau vom Ende der Welt zu mir gekommen sein, ohne dass Gott wünschte, durch sie den Stamm Salomos fortzupflanzen?“

Er veranstaltete ein prächtiges Abschiedsfest, wobei er den Köchen auftrug, die Speisen Makedas reichlich zu würzen. Ihr wurden auch gesalzene Fische und saure Getränke serviert. Schließlich bat Salomo die Königin, die letzte Nacht in seinem Schlafzimmer zu verbringen. Makeda zögerte, bis Salomo ihr zusicherte, sie nicht zu berühren, so sie im Gegenzug versprach, nichts ohne seine Erlaubnis an sich zu nehmen. So übernachteten beide in Salomos Schlafzimmer. Vorher hatte Salomo seinen Diener beauftragt, in das Zimmer einen Krug mit Wasser zu stellen. Makeda konnte nicht einschlafen, ihre Kehle war wie ausgedörrt. Sie sah den Krug und trank aus diesem. Da sprang Salomo, der sich nur schlafend gestellt hatte, auf, ergriff Makedas Hand und sprach: „Du bist eine Diebin - eine Wasserdiebin. Du hast dein Versprechen gebrochen!“

Makeda war verwundert, weil sie nicht verstand, wieso ihr Versprechen sich auch auf Wasser beziehen soll. Salomo antwortete: „Auf Erden gibt es nichts Kostbareres als Wasser.“ Die Königin musste eingestehen, dass er sie überlistet hatte und gab sich ihm hin.

„Da erschien eine leuchtende Sonne, die stieg hoch vom Himmel und leuchtete stark über Israel. Danach flog sie nach dem Land Äthiopien und leuchtet dort bis in Ewigkeit.“

Am Morgen danach überreichte Salomo ihr einen Ring: „Sollte aus unserer Verbindung ein Sohn erwachsen, so gib ihm diesen Ring. Mit diesem soll er zu mir zurückkommen.“ Und der Königin wurde tatsächlich ein Sohn geboren, den sie Menelik nannte.

Der Raub der Bundeslade

Als Menelik erwachsen war, besuchte er tatsächlich seinen Vater in Jerusalem. Nachdem er sich durch den Ring 'ausgewiesen' hatte, wollte Salomo ihn als seinen Erstgeborenen zum König von Israel machen. Menelik lehnte jedoch ab.

Salomo gab ihm zwölf Begleiter mit, die Erstgeborenen seiner vornehmsten Ratgeber. Diese zwölf, die später Leviten in Äthiopien wurden, nahmen die Bundeslade mit der Gesetzestafel des Moses aus dem Tempel mit. Die Idee hierzu hatte Azariah, der Sohn des Hohenpriesters Zadak, der in den Maßen der Bundeslade ein Floß anfertigen ließ. Eines Nachts schlich Azariah dann zum Tempel – „und siehe, der Engel des Herrn öffnete ihm alle Pforten“. Er tauschte das Floß gegen die Bundeslade und verhängte alles wieder mit den gewohnten Tüchern. Auf einem „Windwagen“ geleitete dann der Erzengel Michael Menelik mit seinem Gefolge und der Bundeslade nach Äthiopien:

„Es war niemand, der ihren Wagen gezogen hatte, sondern er selbst zog den Wagen. Eine Elle über die Erde wurden erhoben sowohl Menschen wie Pferde, Maultiere und Kamele: und alle Leute, die auf den Tieren ritten. Aber auch alle aufgeladenen Gerätschaften wurden ebenso wie die Leute, die aufgeladen hatten, eine Elle hoch erhoben, und auch die Tiere wurden eine Elle hoch erhoben. Alles eilte auf dem Wagen dahin wie ein Schiff auf dem Meer, wenn es der Wind hebt, und wie eine Fledermaus in der Luft und wie ein Adler, wenn er auf dem Wind leicht dahinfliegt, so eilten sie auf dem Wagen dahin, ohne nach vorn oder nach hinten, nach rechts oder links zu schwanken. [...] Und als die Kinder der Würdenträger Israels sahen, dass sie an einem Tag eine Strecke von 13 Tagen zurückgelegt hatten, ohne müde zu sein, zu hungern oder zu dürsten [...], da erkannten und glaubten sie, dass dies vom Herrn sei.“ [nach Böck; leicht gekürzt]

Dieser Text zeigt deutlich, dass die *Kabre Negest* kein Geschichtswerk, sondern eine Dichtung ist.

Nach seiner Rückkehr überließ Makeda ihrem Sohn den Thron. Die Fürsten des Reiches mussten schwören, dass nie ein anderer als ein Nachkomme Salomos über sie herrschen darf. (Der Text wurde nach Errichtung der salomonischen Herrschaft, 1270, verfasst !).

Das Schicksal der Bundeslade

Die Legende weiß darüber folgendes zu berichten:

„Als die Lade Sion Aksum erreicht hatte, blieb sie vierzig Jahre (im Feld), ohne dass sie in die Stadt kam. Danach aber, zurZeit des Abreha und Asbeha, ward inmitten der Stadt ein Heiligtum gebaut, und sie wurde dorthin gebracht, wo sie jetzt steht.“ [nach Helfritz 1972, 190]

Abreha und Asbeha sollen von 313 bis 339 als Könige über Aksum geherrscht haben. Mit anderen Worten: Der Verfasser des Epos datierte somit den Regierungsbeginn Meneliks I. auf das Jahr +263 !

Gab es vielleicht wirklich einen Menelik I., der als Ahnherr der Aksum-Dynastie im +3. Jh. gelebt hat und natürlich kein Windwagenfahrer gewesen ist? In Aksum befindet sich ein „Grab des Menelik“. Leider habe ich bis jetzt noch keine näheren Informationen über dieses Grab beschaffen können.

Die äthiopische Kirche behauptet, dass sich die Bundeslade nach wie vor in der Kathedrale von Aksum, „Maryen Sejon“ (Maria Zion), befindet. Sie wird aber keinem Besucher gezeigt: „Niemand außer den von Gott ausersehenen Hütern kann den Anblick der heiligen Lade ertragen.“

Nur eine Ausnahme soll gemacht worden sein. Pater Dimotheus aus Jerusalem, ein Gesandten des armenischen Erzbischofs Isaak, behauptete, dass ihm 1867 der Stein mit den Gesetzen des Moses gezeigt worden sei. Der Stein habe keine Spur einer Beschädigung aufgewiesen. Der Pater vertrat die Ansicht, dass die Schrift frühestens im 13./14. Jh. auf dem Stein angebracht worden ist [Dimotheus 1871; nach Huyn/Kalmer 229 und Helfritz 1972, 192].

5. Das Reich von Aksum

An der Existenz des spätantiken Reiches vom Aksum kann kein Zweifel bestehen. Es gibt eine spätere äthiopische Chronik, *Tarike negest* (Geschichte der Könige), in der die Geschichte des Reiches, beginnend mit den Brüdern Abreha und Asbeha (+4. Jh.) geschildert wird. Die Angaben dieser Chronik werden durch außeräthiopische Schriftquellen und vor allem durch den archäologischen Befund bis etwa 600 weitgehend bestätigt.

Antike Berichte

Ich möchte hier nicht eingehen auf die ägyptischen (pharaonischen und ptolemäischen Berichte) über Expeditionen in das Land Punt, weil aus diesen nach meinem jetzigen Kenntnisstand keine verwertbaren Angaben über das Reich von Aksum zu entnehmen sind. Der Bericht des Agatharchides von Knidos (-2. Jh.) liegt mir nicht vor.

Bedeutsam ist das Buch *Periplus maris Erythraei* (Umschiffung des Roten Meeres) eines namenlosen Handelsreisenden aus Alexandria, das eine Anleitung für Seefahrten nach Indien und die Ostküste Afrikas darstellt. Die Datierung dieser Schrift ist umstritten. Die meisten Autoren sprechen sich wegen der Nennung nabatäischer Königsnamen dafür aus, dass sie zwischen 40 und 80 entstanden ist. Selbst wenn sie ein Werk des 2. oder 3. Jhs. sein sollte, ist dies für meinen Chronologieansatz ohne wesentliche Bedeutung.

In dem Buch wird konkret über die Beschaffenheit der Häfen und der dort zu kaufenden und absetzbaren Handelswaren berichtet. Es gilt als erstklassiges Dokument für die wirtschaftlichen Beziehungen des Römischen Reiches mit dem Orient und mit Indien, aber auch für die politischen Verhältnisse der Staaten, die von der Handelsroute berührt wurden. Der Bericht über den indischen Herrscher Membnonon [Kap. 41] entspricht den indischen Berichten über Nohapana, einem Herrscher, der seinerzeit das Gebiet des heutigen Bombay beherrscht hatte.

Im *Periplus* wurde auch eingehend der Hafen von Adulis, südlich des heutigen Massawa (Eritrea) beschrieben [Schoff 1912, 16 ff.]. Im Kapitel 4 heißt es weiterhin:

„Drei Tagesreisen entfernt von dem Hafen Adulis liegt Koloé, eine Inlandstadt und der bedeutendste Markt für Elfenbein. Von diesem Platz bis zur Hauptstadt des Volkes der 'Auxumiten' sind es fünf Tagesreisen mehr. Zu diesem Platz wird alles Elfenbein aus dem Land jenseits des Nils gebracht.“ [Ki-Zerbo 92; Brentjes 117; Helfritz 1972, 88 f.]

Diese Nachricht wird dadurch bestätigt, dass längs der Straße von Adulis nach Aksum besonders viele aksumitische Kunstgegenstände gefunden worden sind [Helfritz 56]. Über Adulis berichtete um +60 auch Plinius senior [VI.172]; er bezeichnete die Stadt als Handelszentrum der „Troglodyten“. Claudius Ptolemaios [IV.7.10] erwähnte ebenfalls Adulis und die „Aksumitoi“. Der Hafen von Adulis ist inzwischen versandet. Italienische Archäologen haben Überreste von Wohnstätten ausgegraben, die aus dieser Zeit stammen können [Böck: AXUM Empire: Adula]. Die dortige Basilika wurde im aksumitischen Stil erbaut [Helfritz 107].

Über Adulis wurde besonders ausführlich in einer anderen griechischsprachigen Schrift berichtet, in der *Christlichen Topographie gegen die frevelhaf-*

ten und heidnischen Theorien über die Rundheit der Erde des Kosmas Indikopleustes (des „Indienfahrers“). Dieser Autor ist in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen, weil er die Theorie des Ptolemaios über die Kugelgestalt der Erde vom christlichen Standpunkt aus widerlegen wollte. Nach der Überlieferung verfasste er sein Werk um 550. Diese Zeitangabe ist glaubhaft, weil der Titel in dem berühmten Bücherverzeichnis des Photias enthalten ist, das vor der Büchervernichtung unter Kaiser Konstantin VII. entstanden ist, jedoch kein Buch aus der Zeit nach 600 enthält. Auch sind Autoren des 6. Jhs. auf dieses Buch eingegangen.

Kosmas vertrat die Auffassung, dass die bewohnte Erde eine rechteckige Platte bildet, die bis zu einem abschließenden Gebirge steil ansteigt. Diese Platte ist von einem unbefahrbaren Ozean umgeben. Dahinter steht eine riesige Mauer, die den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen stützt. Das Himmelsgewölbe bildet gewissermaßen ein Obergeschoss über der Erdplatte.

Er gab an, dass er in seiner Jugend Kaufmann war und auch das Rote Meer, den Persischen Golf und den Indischen Ozean befahren habe. Seine Informationen über Indien und Taprobone (Sri Lanka) haben in neuer Zeit vielfache Bestätigung gefunden.

Kosmas berichtete, dass er in Adulis zu einem Herrscher von Aksum gerufen wurde, den er nicht mit Namen nannte. Wahrscheinlich handelte es sich um Kaleb (laut Bartnicki/Mantel-Niećko 500–530), der gute Beziehungen zu Byzanz anstrebte. Dieser Herrscher zeigte Kosmas einen Thronessel aus Marmor mit griechischen Inschriften auf der Rückenlehne und den Seitenwangen mit der Bitte, diese Texte zu übersetzen. Die Inschriften sollen sehr alt sein. Wie sich herausstellte, handelte es sich um einen Bericht des aksumitischen Königs Afilas, der sich siegreicher Kämpfe gegen die Bedscha und gegen Stämme im Hedschas (westliche arabische Halbinsel) rühmte ([Helfritz 1972, 75; Ki-Zerbo 92]; dessen Versuch, Afilas mit dem König Abraha zu identifizieren, der 544 den „Elefantenfeldzug“ gegen Mekka unternahm, ist abwegig). In Aksum wurden Münzen eines Herrscher Afilas gefunden, die Kobischtschanow [1966, 37] in die frühe Aksum-Zeit (240–325) einordnete. Dieser Name findet sich nicht in den Herrscherlisten von Bartnicki/Mantel-Niećko und von Neugebauer [120, Text 63 E], wohl aber bei Truhart [1990, 248], der eine Regierungszeit von 222 bis 290 (mit Fragezeichen) für möglich hält. Weiterhin wurden in Aksum Überreste von Thronen gefunden, die der Beschreibung des Kosmas ähneln [Helfritz 1972, 74]. Der Thronessel von Adulis wird übrigens von den Äthiologen als „Monumentum Adulitanum“ bezeichnet.

Im frühen 6. Jh. schickte Kaiser Justinian I. einen Julian als Botschafter an den Hof von Aksum. Er hinterließ eine malerische Beschreibung des aksumitischen Königshofes. Der König war in Baumwollschals mit Perlen vorn und

hinten gekleidet. Aufrecht in einem von vier Elefanten gezogenen Wagen stehend, trug er Armreifen und Halsketten aus Gold, weiterhin einen Schild und zwei kleine vergoldete Lanzen [Ki-Zerbo 93].

Sabäische Bauwerke, Inschriften und Münzen

Die frühesten erhalten gebliebenen Bauwerke Äthiopiens werden als „sabäisch“ bezeichnet. Ihr Baustil ähnelt sehr dem der frühen Bauanlagen in Jemen („Reich von Saba“); die Inschriften sind sabäisch bzw. himyaritisch.

Soweit mir bekannt, sind in diesen Inschriften keine Jahreszahlen enthalten, mit Ausnahme von Afilas und Sembrites auch keine Herrschernamen. Die sabäischen Bauwerke in Äthiopien sind eindeutig vorchristlich; sie zeigen als Symbole Mond, Sonne und Sterne sowie Steinbock-Muster. Die Sabäer verehrten als höchste Götter den Mondgott Almanyah, die Sonnengöttin und beider Sohn, den Venus-Gott Athtar. Die Sonnengöttin trug in jedem Tempel einen anderen Namen; in Yaha hieß sie Nuru. Die Gottheiten wurden nie als Menschen dargestellt, nur als Symbole (Mondsichel, Sonnenscheibe, Sterne).

Typisch hierfür ist der Tempel von Yaha nordöstlich von Aksum, der als ältester Tempel Afrikas südlich der Sahara gilt [Helfritz 1972, 82-88; Böck: AXUM Empire: Tempel von Yaha]. Nach *Kebra nagast* stammte der „Drachentöter“ Angebo, der Vater Makedas, aus Yaha.

Eine Stele in Matara (im heutigen Eritrea) mit einer Inschrift in Ge'ez zeigt ebenfalls eine Mondsichel und darüber eine Sonnenscheibe [Böck: AXUM Empire: Matara].

Mitunter wird [z.B. von Erhardt 1966, 82 ff.] ohne den Versuch einer Begründung behauptet, dass der Tempel von Yaha und die Stele von Matara aus dem -3. Jh., ja sogar aus dem -5. Jh. stammen sollen. Da sie unmittelbar den christlichen Bauten im Gebiet von Aksum vorausgehen, kann ich sie logischerweise nur der Zeit vom +1. bis 3. Jh. zuordnen. Ansonsten müsste von einer unerklärlichen Baulücke von mehr als 600 Jahren ausgegangen werden!

Bis zum +3. Jh. wurden in Äthiopien ausschließlich fremde, vor allem römische Münzen benutzt. Seit dem 3. Jh. wurden eigene Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit den Symbolen Mond, Sonne und Sterne geprägt. Seit dem 4. Jh. wurden diese Symbole durch das christliche Kreuz ersetzt.

Die eindeutig vorchristlichen äthiopischen Münzen trugen, in Griechisch oder Ge'ez, Herrschernamen wie Endubis, Afilas, Usannas und Wazeba [Kobischtschanow 1966, 37]. Diese Namen fehlen in den Herrscherlisten der späten äthiopischen Chroniken; anscheinend gehören sie, um an Neugebauer [1989, 66] zu erinnern, zu den „vergessenen“ Herrschernamen der Zeit vor

Abreha/Asbeha und müssen dem +2. oder 3. Jh. zugeordnet werden. Auch die Tatsache, dass die sabäischen Münzen unmittelbar den christlichen vorausgehen, beweist die Richtigkeit meiner diesbezüglichen These.

In Dakka-Maher, auf dem Wege zwischen Adulis und Aksum, hat die *Deutsche Aksum-Expedition* (1905–1910) die Inschrift eines Sembritis (Sembruthes) gefunden, in der sich dieser „Großkönig der Aksumiten“ nannte und die er in seinem 24. Regierungsjahr errichten ließ. Er rühmte sich siegreicher Feldzüge gegen Nubier, Somali und Südarabien [Littmann 1913, IV. Nr. 3, S. 3]. Bartnicki/Mantel-Niećko [1.5] schrieben irrtümlich, dass diese Inschrift auf Steinen enthalten war, die zum Bau des Felsenklosters Pentalewon östlich von Aksum verwendet wurden. Dort fanden sich allerdings auch griechische Inschriften aus sabäischer Zeit; es wurde jedoch kein Herrschernamen genannt. Conti Rossini [1909, 292] und Drewes [1962, 106 f.] nahmen Sambritis, über den sonst nichts bekannt ist, als „Ella Schamer“ (mit Fragezeichen) in ihre Listen auf. Kobischtschanow [1966, 20] ordnete ihn dem 2./3. Jh. (auch mit Fragezeichen) zu. Neugebauer und Truhart erwähnten ihn nicht.

Wie schon erwähnt, halte ich es für möglich, dass Bazen, nach den äthiopischen Herrscherlisten der letzte König der Menelik-Dynastie, nicht lange vor Asbeha/Asbeha, jedenfalls in sabäischer Zeit, regiert hat. In Aksum befindet sich eine traditionell als „Grab des Bazen“ bezeichnete Grabanlage. Hierbei handelt es sich um einen kleinen Grabbezirk mit fünf Grabschächten und einer aufrecht stehenden Stele. Zum Hauptgrab des Königs führen 16 oder 17 Stufen hinab. Neben dem Hauptgrab gibt es 12 vollendete und 3 unvollendete Grabkammern. Böck [AXUM Empire: Grab des Königs Bazen] schrieb:

„Angeblich sollen die Gräber zwischen dem 8. vorchristlichen und dem 6. nachchristlichen Jahrhundert entstanden sein. Doch es sieht eher so aus, als sei dieser Grabbezirk zur Blütezeit Aksums im 2. bis 4. Jahrhundert angelegt worden.“ [Hvhg. K.W.]

Die archäologische Erforschung der sabäischen und frühaksumitischen Kulturen wurde, nach vielversprechenden Anfangserfolgen, 1974 durch Bürgerkriege und den Krieg mit Eritrea jäh unterbrochen. (Die interessanten Stätten liegen im Grenzgebiet zwischen Äthiopien und Eritrea.) Ich bin überzeugt, dass die Ausgrabungen irgendwann wieder aufgenommen werden und bin recht sicher, dass die dadurch gewonnenen neuen Erkenntnissen meine Thesen weiter stützen und vervollkommen werden.

Die Christianisierung Aksums

Aksum wurde ab der Mitte des 4. Jhs. von Ägypten aus durch Priester der koptischen Kirche christianisiert. Als „Apostel Äthiopiens“ gilt der aus Tyrus stammende Grieche Frumentios (äthiop. Feriamnatos), den Kobischtschanow

[1966, 57] ausdrücklich als „historische Person“ bezeichnet hat. Immerhin ist seine Existenz durch mehrere zeitgenössische Schriftquellen und vor allem durch in Aksum gefundene Inschriften des Königs Ezana [zu letzteren ausführlich Kobitschschanow 61 f.] gut belegt.

Der grundlegende Text zu Frumentios wurde in der *Kirchengeschichte (Historia ecclesiastica)* des oströmischen Theologen Rufinus Turranius (2. Hälfte des 4. Jhs.) überliefert [„Synaxar zum 26. Hamlé“; vollständige deutsche Übersetzung bei Brentjes 1963, 121 f.]. Dieser Text ist auch in der Ge'ez-Sprache erhalten geblieben [Littmann 1913, IV, Nr. 4, 9]; beide Fassungen stimmen inhaltlich überein. Danach wurde ein griechischer Seefahrer, Meropius, an der „Küste von Ge'ez“ von „Feinden“ überfallen und mit seiner Verwandtschaft getötet. Nur die zwei Knaben Frumentius und Aedesios wurden verschont:

„Die Leute des Landes nahmen sie gefangen, lehrten sie das Kriegshandwerk und brachten sie als Geschenk dem König von Aksum, welcher Ella Alada hieß. Der König setzte den Aedesios zum Verwalter des Sklavenhauses ein und Frumentius zum Hüter des Gesetzes und zum Schreiber von Aksum. Bald darauf ging der König zur Ruhe und hinterließ ein kleines Söhnchen mit seiner Mutter, und König wurde Ella Azguagua. Aedesios und Frumentius erzogen das Kind in dem Glauben Christi.“ [Brentjes 121]

Als Azguagua dann selbst die Regierung antrat, erlaubte er Frumentios und Aedesios, die inzwischen als christliche Missionare erfolgreich waren, in ihre Heimat zurückzukehren. Aedesios blieb bei seinen Eltern in Tyrus;

„Frumentius aber begab sich nach Alexandria zum Patriarchen Abba Athanasius. Er traf ihn eben neu in seinem Amt und berichtete ihm alles, was ihnen begegnet war, auch über den Glauben des Landes der Ge'ez und wie sie zum Glauben an Christus, dem Lob sei, ohne Bischof und Priester gelangt seien. Darauf setzte Abba Athanasius den Frumentius zum Bischof des Landes der Ge'ez ein, d.h. von Äthiopien, und entließ ihn mit großen Ehren.

Und als er im Lande der Ge'ez angekommen war unter der Regierung des Abreha und Asbeha, predigte er in allen seinen Gebieten den Frieden Christi, dem Lob sei, und deshalb wurde er Abba Salama genannt. Nachdem er die Leute von Äthiopien zum Glauben bekehrt hatte, ging er zur Ruhe ein in Frieden.“ [Brentjes 122]

Die (spätere) *Tarique negest (Geschichte der Könige)*, gab an, dass Abba Salama („Vater des Friedens“) im Jahr 360 gestorben sei, sechs Jahre nach dem Tode Abrehas. Sein Grab befindet sich auf dem Berg Edda Abba Salama. Der Patriarch von Alexandria setzte den Mönch Abba Minas zu seinem Nachfolger ein [Huyn-Kalmer 233].

Wegen ihrer Verbindung zur koptischen Kirche in Alexandria wurde die

äthiopische Kirche in den Strudel der oströmischen Kirchenkämpfe gerissen. Nach äthiopischer Tradition soll Frumentius im Jahr 326 von Athanasius als Bischof eingesetzt worden sein. Kurz vorher (325) hatte sich Athanasius auf dem Konzil von Nikaia gegen Arius durchgesetzt, Letzterer lehrte, dass Jesus nicht gottgleich, sondern nur gottähnlich sei. Christus war ein Mensch, die Gottgleichheit hätte ihn nur wie ein Mantel umgeben. Dagegen versicherte Athanasius, dass das Menschsein Christi in seiner Göttlichkeit aufgehe. Letztlich konnte sich aber auch die Lehre des Athanasius nicht durchsetzen; schon zu Lebzeiten wurde er vom römischen Kaiser als „Ketzer“ verfolgt.

Auf dem Konzil von Chalkedon (451) kam es zu einem Kompromiss, den die „monophysitischen“ Kirchen, z. B. die Nestorianer, die Kirche von Armenien und die koptische Kirche von Alexandria, nicht mitmachten. Monophysitische Darstellungen des gekreuzigten Jesus zeigen diesen ohne jedes Anzeichen körperlicher Leiden („Ein Gott kann nicht leiden“). Die äthiopische Kirche blieb Alexandria und damit dem Monophysitismus treu. Sie folgt bis heute dem koptischen liturgischen Ritus und dem koptischen Kalender. Bis 1959 wurde das Oberhaupt der äthiopischen Kirche („Abuna“) vom Patriarchen von Alexandria eingesetzt und war stets ein koptischer Ägypter. Erst Kaiser Haile Selassie machte die äthiopische Kirche unabhängig von Alexandria.

Die Existenz des Frumentius wird auch durch ein Schreiben des römischen Kaisers Constantius (337–361) aus dem Jahr 356 an die äthiopischen Herrscher Aizanas und Sazanas belegt. Es ist in der von Athanasius verfassten „Apologie des Kaisers Constantius“ enthalten [J.P. Migne: *Patrologia graeca*, Band 25. Paris 1884, S. 635ff.; vollständige deutsche Übersetzung Brentjes 122f.]. Dieser Brief wurde geschrieben, nachdem Athanasius beim Kaiser in Ungnade gefallen und von ihm als Patriarch abgesetzt worden war. Die äthiopischen Herrscher wurden in diesem Schreiben aufgefordert, Frumentius zur Abkehr von der Lehre des Athanasius zu bewegen:

„Wenn nun Frumentius freiwillig gehorcht, in Anbetracht der gesamten Lage der Dinge die Folgerungen zieht und zurückkehrt, wird es überall erkannt werden, dass er von den kirchlichen Gesetzen und vom rechten Glauben in nichts abweicht, wie er angibt. Und wenn er von denen, die befugt sind, solche Fragen zu beurteilen, geprüft worden ist und Rechenschaft von seinem ganzen Leben abgelegt hat, so wird er von ihnen in sein Amt eingesetzt werden, falls er in der Tat wünscht, satzungsgemäßer Bischof zu sein. Wenn er dies aber hinauszögert und sich dem Urteil entzieht, so wird es offenkundig sein, dass er selber von den Reden des Frevlers Athanasius verführt worden ist, gegen das Göttliche sündigt und fürwahr ebenso als Ketzer zu betrachten ist, wie jener Frevler als Ketzer erkannt wurde.“ [Brentjes 123]

Frumentius blieb aber Athenasius treu. Die äthiopischen Herrscher, die das kaiserliche Schreiben offensichtlich als Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten betrachteten, haben ihn in seiner Haltung gestützt.

Alle mir bekannten Äthiologen identifizieren Aizanas/Sazanas mit Abreha/Asbeha, von denen übrigens so gut wie nichts bekannt ist. Die Sache scheint mir aber etwas komplizierter zu sein.

König Ezana

Die *Deutsche Aksum-Expedition* (1905–1910 [Bericht: Littmann 1913]) fand mehrere Inschriften, die König Ezana hinterlassen hat. In diesen berichtete er über seine Herkunft und über seine Feldzüge. Besonders bedeutsam ist eine Steinplatte mit inhaltlich identischen Inschriften in drei Schriftsprachen, in Sabäisch, Ge'ez und Griechisch. In der griechischen Übersetzung wurde Ezana als „Aizanas“ bezeichnet. Dieser berichtete, dass der König seine Brüder Sazanas und Adelphas gegen die aufständischen Bodscha ausgeschiedt und nach deren Unterwerfung dem unbesiegbaren Ares (in der Ge'ez-Sprache: Mahrem) zum Dank eine goldene, eine silberne und drei bronzene Statuen dargebracht hat [Littmann 1913, IV. Nr. 4; vgl. Rosen 476; Huyn-Kalmer 232]. Es kann somit kein Zweifel bestehen, dass Ezana mit Aizanas (dem Empfänger des Constantius-Briefes) identisch war. Sein Bruder Sazanas war anscheinend, wie Adelphas, nur Unterkönig [Kobischtschanow 1966, 216-218].

Diese Inschrift ist offensichtlich vorchristlich. In Aksum befindet sich aber auch eine andere Ge'ez-Inschrift Ezanas auf einer Votivtafel, die sich ursprünglich an einem geweihten Thronessel befand und jetzt in der Kirche Edda Mariam verwahrt wird. In dieser berichtete er über einen Feldzug gegen „Kusch“ (gemeint ist wohl das nubische Meroë). Nach dessen siegreichem Ende dankte der König „dem Herrn des Himmels, welcher auf Himmel und Erden mächtig ist“ [Huyn-Kalmer 232 f.; Helfritz 1972, 76]. Ezana war somit inzwischen zum Christentum übergetreten. Dafür spricht auch, dass Münzen Ezanas sowohl mit sabäischen Symbolen als auch mit dem Kreuzzeichen gefunden worden sind [Kobischtschanow 1966, 55 f.]. Ezana war offensichtlich der Herrscher, unter dem Frumentios gewirkt hat.

In einer Inschrift [Littmann 1913, Nr. 4, 6-11] nannte Ezana den Namen seines Vaters, Ella Amida, der auch in den Herrscherlisten genannt wurde [Conti Rossini 1909, 272, 292-295]. Kobischtschanow [1966, 43] verwies auf drei Versionen der aksumitischen Herrscherliste. In keiner wurde Ezana erwähnt. In den Versionen A und B wurde ein Tavena als Sohn des Ella Amida genannt. In der Version C hatte Ella Amida einen Sohn Ella Ahyava, der nur drei Jahre regierte und dem dessen Söhne Abreha und Asbeha folgten, die 27 Jahre und drei Monate regierten. Kobischtschanow verwies auch darauf, dass ein aksum-

mitischer König des 6. Jhs., Kaleb, nach einer Inschrift gleichzeitig den Namen Ella Asbeha geführt hatte und schloss hieraus, dass dies auch bei seinen Vorgängern der Fall war.

Die Äthiologen sind bis jetzt zu keiner Klärung gekommen. Ich habe mir meine eigenen Gedanken gemacht. Wie aus dem zitierten Bericht des Rufinus hervorgeht, wurde schon Ella Azguagua von Fromentius zum Christentum bekehrt. Nach einer Herrscherliste hat Ella Azguagua 76 oder 77 Jahre regiert. Er muss somit mit Ezana identisch gewesen sein (diese These hat meines Wissens bis jetzt nur Lemke [62], allerdings nur beiläufig vertreten.) Der Ella Alada des Berichtes könnte mit Ella Amida, dem Vater Ezanas, identisch gewesen sein.

Die Brüder Abreha und Asbeha wurden in keiner Inschrift erwähnt. Wenn ihre Namen nicht erfunden worden sind, waren sie Nachfolger von Ezana. Im Text 63 E [Neugebauer 1989, 120] wurden als Vorgänger von Abreha die Herrscher Ar'ad und Agdar genannt. Diese können mit Alada/Amida und Azguagua/Ezana identisch gewesen sein.

Die Blütezeit von Aksum

In Aksum blieben viele Bauwerke oder Überreste aus dem 4. bis zum 6. Jh. erhalten. Besonders beeindruckend sind die über 130 Stelen und Obelisken, von denen die größte, die allerdings inzwischen umgestürzt ist, 33,3 m hoch ist. Von den vielen Palästen sind allerdings nur noch die Unterbauten vorhanden. Das lag an der eigenartigen aksumitischen Bauweise. Nur der Unterbau bestand aus Steinquadern; der obere Teil dagegen zum größten Teil aus Holz und aus kleineren Feld- oder Bruchsteinen:

„Ein solcher Maueraufbau verwittert natürlich wesentlich schneller als eine Steinmauer und war außerdem leichter der Zerstörung durch Menschen oder Flammen preisgegeben.“ [Helfritz 1972, 61]

Der größte Palast nahm eine Fläche von 80 x 120 m ein und schloss Türme, und Terrassen neben dem mehrstöckigen Hauptschloss ein. Daneben blieben Steindenkmäler (z.B. Thronessel), Plastiken und Grabanlagen erhalten.

In der *Tarique negest* wird ausführlich die Geschichte der Könige von Aksum in diesem Zeitraum beschrieben. Mehrere Könige bis zum 6. Jh. sind durch Inschriften gut belegt. Weiterhin wurden Münzen gefunden, die von den Herrschern Wazeba II., MHDYS, Eon, Esbael, Tezena, Kaleb, Nezana und (oder) Nezona geprägt worden sind. Auf einer Münze wird Kaleb als Sohn des Tezena bezeichnet [Kobischtschanow 75].

Umwelt von Aksum befindet sich die Grabanlage der Könige Kaleb (500–530) und Gabral Masqal (530–544), das sind Vater und Sohn [ausführlich: Helfritz 81 ff.; Böck: AXUM Empire: Gräber von Kaleb und Gabral Masqal]. Ersterer

nannte sich auf einer Münze auch Ella Asbeha. Von griechischen Schriftstellern dieser Zeit, wie Prokopios und Joannes Malalas, wurde er „Ellesbaas“ oder „Elimifaios“ genannt [Linde/Brettschneider 212; Kobischtschanow 1989, 95]. Nach deren Berichten eroberte er 525 den Jemen, der vorher von dem jüdischen König Dhu Nuwas beherrscht wurde. Dieses Ereignis hat auch at-Tabari in seiner Sassanidengeschichte [198 ff.; 215 ff.] beschrieben. Danach wurde der Jemen 72 Jahre (Mondjahre) von äthiopischen Statthaltern (die sich „basileos“ nannten) regiert: Ariat, Abraha, Jaksum und Masruq. Dann eroberten die Perser den Jemen, ihr Statthalter ging nach der Hidschra zum Islam über.

Abraha führte, unterstützt von Byzanz, den berühmten „Elefantenfeldzug“ gegen Mekka durch [s. Weissgerber 2000, 441-445]. Dieser Feldzug erfolgte in den Jahren 543/44, welche Datierung durch Prokopios in seinem Werk *De bello persico* [I.20; III.241, 278] bestätigt wurde.

Im Jemen wurde eine (griechisch beschriftete) Münze des Jaksum gefunden, die vom Statthalter („Basileos“) Jaksum, dem Sohn Abrahams, geprägt wurde, auf der anderen Seite aber einen „Gersem“ als äthiopischen „Oberkönig“ nannte [at-Tabari 219, Anm. 3]. Bei letzterem handelte es sich um Gersem I. [Kobischtschanow 110].

Es kann somit kein Zweifel daran bestehen, dass die Blütezeit Aksums, die von Kobischtschanow ausführlich und unter verschiedenen Aspekten analysiert wurde, richtig datiert worden ist.

Die letzten historischen Aksum-Herrscher

Die Zeit zwischen Gabral Masqal und der (islamischen) Hidschra wurde in der *Tarika negest* ausführlich, wenn auch etwas romanhaft geschildert [Einzelheiten s. Huyn/Kalmer 236 f.]. Aus dieser Zeit stammen Münzen der Herrscher Anesba, Alamiris, Joel, Israel, Gersem I., Ella-Gabaz, Armach und Hataz [Kobischtschanow 106, 110]. Damals wurden auch die Kirche von Danga und zwei Klöster errichtet [ebd., 101]. Vor der Hidschra kann somit von einer Phantomzeit in Äthiopien keine Rede sein.

Der Prophet Muhammad unterhielt vor der Hidschra gute Beziehungen zu Äthiopien. Darüber berichtete Ibn Ishaq, ein frühislamischer Historiker, ausführlich im 23. Kapitel seines *Lebens des Propheten*. Damals wurden die Muslime in Mekka von der herrschenden Quraish-Sippe verfolgt. Einige Muslime, unter ihnen Dscha'far ibn Abu Talib, der Cousin des Propheten und Bruder des späteren Kalifen Ali, flohen auf Muhammads Empfehlung „sieben Jahre vor der Hidschra“ nach Aksum [Ibn Ishaq 67]:

„Denn dort herrscht ein König, bei dem niemals Unrecht geschieht. Es ist ein freundliches Land. Bleibt dort, bis Gott eure Not zum Besten wendet.“

Sie fanden auch „sichere Obhut“; ein Auslieferungsverlangen der Quraish wurde vom aksumitischen König abgelehnt [ebd., 70]. Ibn Ishaq hat den Namen dieses Königs nicht genannt; Kobischtschanow [106] identifizierte ihn mit Armach.

Von der Hidschra bis Yekuno Amlak

Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Neugebauer schrieb Ilya Ullrich Topper [1994, 70], nach Erörterungen über einen angeblichen „Zeitsprung von etwa viereinhalb Jahrhunderten“:

„Merkwürdig exakt ist das einzige dazwischenliegende Datum: Ausbreitung des Islam im Jahre 6114 der Welt-Ära bzw. 614 nach der Geburt Jesu, als[o] 622 A.D.“

Anscheinend ist Topper entgangen, dass Neugebauer [1989, 15, 21] auf vier verschiedene Datierungen der Hidschra in den von ihm untersuchten Texten hingewiesen hat:

6102 (= 594 A.D.) Text 54

6109 (= 603 A.D.) Texte 6, 39

6114 (= 622 A.D.) Texte 8, 15, 40, 46

6139 (= 631 A.D.) Texte 12, 13.

Von neun einschlägigen Texten nannten somit nur vier das Jahr 6114 = 622.

Bekanntlich vertreten Illig [1992], Zeller [1993] und ich [Weissgerber 2000] die Ansicht, dass Muhammad viel früher als bisher angenommen gelebt und dass die Hidschra tatsächlich einige Jahrzehnte vor dem Jahr 622 stattgefunden hat. Wie ich begründet habe, wurde der Prophet im Jahr 544, dem „Jahr des Elefanten“ geboren. Aus seinen Lebensbeschreibungen ergibt sich, dass er zur Zeit der Hidschra etwa 50 Jahre alt war; die Hidschra muss also um 594 stattgefunden haben, übrigens eine Jahreszahl, für die auch einige Angaben im Koran sprechen.

Rätselhaft ist mir, wie Neugebauer in Bezug auf die Texte 6 und 39 auf das Jahr 6109 gekommen ist. In seinen Einzelanalysen [73, 100] schrieb er, dass nach dem Texten 6 und 39 zwischen dem Konzil von Chalkedon (451) und der Hidschra 140 Jahre vergangen sind. Logischerweise muss nach diesen Texten die Hidschra im Jahr 591 stattgefunden haben, was meinen Thesen entspricht. Eine solche Frühdatierung erlaubt es, auch die Geschichte der frühen Kalifen in die noch historische Zeit bis 614 einzuordnen.

Äthiopien etwa von 600 bis 900

In allen Werken zur äthiopischen Geschichte, die ich eingesehen habe, gilt die Zeit nach der Hidschra als seltsame Zeit. So schrieb Bartnicki/Mantel-Niecko über die Zeit zwischen dem 8. und dem 10. Jh.: „Historische Denkmä-

ler aus dieser Zeit fehlen vollkommen.“ Helfritz [1972, 39] bemerkte über die Zeit „nach der Ausbreitung des Islams“: „Über die geschichtlichen Ereignisse der folgenden drei Jahrhunderte sind wir nur sehr lückenhaft informiert.“ Er gab aber nicht an, welche Informationen, wenn auch nur lückenhaft, überhaupt vorliegen. Es kann sich nur um (spätere) Herrscherlisten handeln.

Huyn/Kalmer [237] haben sich mit diesen Listen befasst und sie bis zu Area, dem Sohn Armachs, für zuverlässig erklärt. Sie datierten dessen Regierungsantritt auf das Jahr 630; ich möchte diesen aber viel früher ansetzen. Immerhin hat Armach Dscha'far ibn Abu Talib sieben Jahre vor der Hidschra, nach meinem chronologischen Ansatz also um 584 empfangen. Armach soll 16 Jahre regiert haben. Über Area wussten Huyn/Kalmer nur zu berichten, dass dieser sich erst dann für das Christentum erklärte, als er eine Empörung seines Volkes befürchten musste:

„Sonst ist weder über ihn, noch über die 24 Könige aus der Salomoniden-Dynastie, die ihm folgten, etwas bekannt. Über die folgenden 320 Jahre der äthiopischen Geschichte sind nur ganz bedeutungslose Aufzeichnungen vorhanden“ [ebd.; Hvhg. K.W.].

Kobischtschanow [1966, 101-118], der damals nichts von der Phantomzeit-Theorie ahnen konnte, hat sich redlich bemüht, die „Leerzeit“ ab etwa 600 in den Griff zu bekommen. Aber auch er hat weder archäologische Funde noch Münzen aus diesen Jahrhunderten vorweisen können. Erst zu Beginn des 10. Jhs. gab es in Äthiopien wieder Bauten. (Münzprägungen sind in ihren Datierungen noch unklar. Ich werde auf diese in *Aethiopica II* eingehen.)

Außer dubiosen islamischen Schriften mit ungenauer Chronologie konnte er die Existenz von Aksum in diesen Jahrhunderten nur mit den Fresken des Jagd- und Badeschlösschens Qusair Amra in Mesopotamien 'beweisen', das nach der konventionellen Chronologie etwa 711–715 errichtet worden ist. Eines dieser Fresken zeigt vier Großherrscher: die Kaiser von China und von Byzanz, den westgotischen König von Spanien und den Herrscher von Äthiopien [Conti Rossini 1928, 214; Kobischtschanow 1966, 113]. In *Islamica I* schrieb ich:

„Die Malereien in den Wüstenschlössern sind spätantik und sassanidisch geprägt. Von der Bilderfeindschaft des Islams ist nichts zu spüren. Es gibt sowohl Abbildungen von Herrschern wie auch von Frauen, die teilentblößt sich Badefreuden hingaben.“ [Weissgerber 2000, 421; vgl. Zeller 1993, 74 ff.]

Ich ordne diese Fresken der Sassanidenzeit zu. Sie passen in das frühe 6. Jh., als Aksum noch eine Großmacht war; seit etwa 550 hat es diese Rolle verloren.

Ich habe keine Zweifel, dass in Äthiopien wie in Byzanz und dem übrigen Europa zwischen 614 und 911 eine echte Phantomzeit bestanden hat. Danach kann jedoch von einer solchen keine Rede mehr sein. So entstand schon im

frühen 10. Jh. die Klosterkirche von Debre Damo, östlich von Aksum [Beschreibung Helfritz 1972, 193-199].

Königin Judith

Nach den äthiopischen Chroniken eroberte in der Mitte des 10. Jhs. die jüdische Königin Judith (äthiopisch: Gedit oder Godit) Aksum, tötete den letzten Aksum-König, zerstörte die christlichen Kirchen und bemächtigte sich des ganzen aksumitischen Reiches [so Helfritz 39]. In einigen Chroniken wurde dieses Ereignis in das 9. Jh. datiert. So gaben Bartnicki/Mantel-Niečko [372] eine Herrscherliste wieder, wonach Judith bereits im Jahr 857 Königin wurde. Diese Datierung hielten sie aber selbst nicht für richtig; im Buch schrieben sie: „Ungefähr in der Mitte des 10. Jhs. regierte sie 40 Jahre mit den grausamsten Methoden.“ [ebd., 13 f.]

Kobischtschanow [1966, 117] datierte das Ende der Aksum-Dynastie ohne konkrete Begründung auf 896 oder 898. Judith war die Tochter des Felascha-Königs Gedewon. Die Felascha unterscheiden sich rassisch nicht von den anderen Völkern Nord-Äthiopiens, gehören aber noch heute dem jüdischen Glauben an. Anscheinend wurden sie im 5. oder 6. Jh. von Jemen aus, wo es damals viele Juden gab, bekehrt.

Judith heiratete einen christlichen Fürsten von Lasta, den sie zu ihrem Glauben bekehrte. Nach einer Herrschaft von 40 Jahren folgten ihr nacheinander zwei Könige aus ihrer Familie. In Aksum gibt es ein „Grab der Godit“ und ein „Stelenfeld der Godit“. In letzterem „liegt und steht eine große Anzahl an Stelen, Obeliskten und Menhire. Archäologisch ist der Fund nicht erforscht.“ [Böck: AXUM Empire: Stelenfeld der Gudit]

Ich neige aus einer einfachen Überlegung heraus der Ansicht zu, dass Judith eine historische Person gewesen ist. Die salomonidische Dynastie legte bekanntlich großen Wert auf ihre unmittelbare Abstammung von Salomo und Menelik I. Hätte es die Judith-Dynastie (und die ihr folgende Zagwe-Dynastie) nicht gegeben, wäre es für sie ein leichtes gewesen, eine ununterbrochene Herrscherabfolge von Salomo bis Haile Selassie zu vertreten.

Die Chronisten haben aber die Judith- und Zagwe-Dynastie nicht verschwiegen bzw. nicht verschweigen können. Sie konnten nicht einmal die Herkunft von Yekuno Amlak, der 1270 die Herrschaft der salomonidischen Dynastie begründete (angeblich wiederbegründete), von den Herrschern der Aksum-Dynastie, die als Salomoniden gelten, belegen. Angeblich sollen die Salomoniden während der Judith- und Zagwe-Zeit in Schowa regiert haben. Es gibt aber meines Wissens nicht einmal eine Namensliste dieser Salomoniden.

Die Zagwe-Dynastie

Nach den äthiopischen Chroniken übernahm im Jahr 927 Takla Haymanot die Herrschaft über Äthiopien. Er begründete die Zagwe-Dynastie; das Christentum wurde wieder Staatsreligion (deshalb bezeichnet ihn die äthiopische Kirche als Heiligen). Die (nicht-salomonische) Zagwe-Dynastie regierte bis 1270 und trat dann freiwillig die Macht an Yekuno Amlak ab („Historischer Bund“ zwischen Zagwe und Salomoniden). Seit diesem Jahr gilt die Chronologie Äthopiens als gesichert, was aber nicht bedeutet, dass vor 1270 eine Leerzeit bestanden hat. Immerhin hat die Zagwe-Dynastie Bauwerke und Inschriften hinterlassen. Besonders bemerkenswert sind die Felskirchen von Lalibela in der entlegenen Bergwelt von Lasta, die der Zagwe-König Gebre Masqel (konventionell 1140–1180), der den Beinamen Lalibela annahm, errichten ließ [hierzu ausführlich: Lemke 66-75; Bidder 1959; 1966]. In den Jahrhunderten davor entstanden ähnliche Felskirchen überall in Nord-Äthiopien und Eritrea:

„Im Herzen des Bundeslandes Tigray finden wir Hunderte von Felsenkirchen aus dem Mittelalter, die noch darauf warten, in ähnlicher Weise wie jene in Lalibela wissenschaftlich erforscht zu werden.“ [Lemke 68]

Die gleiche Auffassung vertritt die Lalibela-Forscherin Irmgard Bidder:

„Da sich nicht nur in dieser Provinz und ihrer jahrhundertlang berühmten Hauptstadt Lalibela Monolith-Heiligtümer fanden, sondern viele zwar einfacher, aber im gleichen Stil ausgeführte am Tana-See bei Debre Tabor, ja bis in die Nähe Addis Ababes existierten, konnten diese Felskunsträume nicht, wie die Überlieferung behauptete, einem einzigen König zu verdanken sein, sondern mußten einer ganzen Epoche angehören“ [Bidder 1966, 52].

Unter Lalibela wurde ein großer Staudamm errichtet, um Zuflüsse zum Nil nach Süden abzuleiten:

„Was für ein hoher Stand der Mathematik, Geographie, Meteorologie und anderer Wissenschaften gehörte dazu, um ein derartiges Bauvorhaben zu verwirklichen.“ [Linde/Brettschneider 218]

Ich kann somit die Behauptung von Topper [71], dass Äthiopien in der Zeit zwischen Christianisierung und Yekuno Amlak „auf eine sehr niedrige Kulturstufe zurückgefallen war“, nicht teilen. Es befremdet mich vor allem, dass nach Toppers Auffassung dieser Niedergang schon mit der Christianisierung begonnen haben soll. Wie ich aufzeigte, begann gerade mit dieser die Blütezeit Aksums !

7. Probleme

Nach der konventionellen Chronologie regierten die Zagwe-Herrscher von 927 bis 1270. In diesem langen Zeitraum sollen nur 16 Könige regiert haben, davon die letzten fünf jeweils 40 Jahre, wobei auch die runden Regierungs-

jahre auffallen [Bartnicki/Mantel-Niećko 373]. Nach dem Text 33 [Neugebauer 97] vergingen aber seit dem Regierungsantritt des Takla Haymanot und dem des Yekumo Ablak nur 133 Jahre. Diese Dynastiedauer scheint mir realer zu sein als die konventionelle von 343 Jahren. Geht man von nur 133 Jahren aus, ist es möglich, auch die letzten 24 Herrscher der Aksum-Dynastie in die Zeit nach 911 einzuordnen.

Um dies zu prüfen, bedarf es jedoch weiterer intensiven Studien. Ich beabsichtige, auf Grund einer allseitigen Analyse des archäologischen Befundes, der Inschriften und der Schriftquellen die tatsächliche Geschichte Äthiopiens zwischen 911 und 1260, die keine Phantomzeit war, in *Aethiopica II* zu rekonstruieren.

Literatur

- Äthiopien gestern und heute. Akten der 1. Tagung der Orbis Aethiopicus Gesellschaft zur Erhaltung und Förderung der äthiopischen Kultur (Hg.: Piotr Scholz). Warschau
- Altheim, Franz / Stiehl, Ruth (1969): Die Araber in der Alten Welt. Band 5/2: Das christliche Aksum; Berlin
- (1971): Christentum am Roten Meer. Band 1; Berlin · New York
- Anfray, Francis (1990): Les anciens Éthiopiens. Siècles d'histoire; Paris
- Bartnicki, Andrzej / Mantel-Niećko, Joanna (1978): Geschichte Äthiopiens. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. I-II. (fortlaufend paginiert; Berlin/DDR; Übersetzung aus dem Polnischen)
- Bertaux, Pierre (1966): Afrika. Von der Vorgeschichte bis zu den Staaten der Gegenwart (Fischer Weltgeschichte Band 32); Frankfurt/Main
- Bezold, Carl (1905): Kebra Nagast. Die Herrlichkeit der Könige; München (Bayerische Akademie der Wissenschaften. 1. Klasse. Band 23/1)
- Bidder, Irmgard (1959): Lalibela. Monolithische Kirchen in Äthiopien; Köln
- (1966): „Das Rätsel von Lalibela“; in: Merian 1966, 52-56
- Böck (o.J.): AXUM Empire. www.fortunecity.com/victorian/bacon/313/axum2.htm mit zahlreichen Links zu Archäologischen Stätten in und um Axum
- Äthiopischen Legenden
- Brakmann, Heinzgerd (1999): „Religionsgeschichte Aksums in der Spätantike“; in: Äthiopien gestern und heute (Warschau), 401-430
- Brentjes, Burchard (Hg.; 1963): Uraltes junges Afrika. 3000 Jahre afrikanischer Geschichte nach zeitgenössischen Quellen; Berlin/DDR
- Brooks, Michael F. (1995): The Kebra Nagast. The Modern Translation of the Kebra Nagast (The Glory of Kings); Kingston/Jamaica
- Budge, Ernest Alfred Wallis (1928): A History of Ethiopia - Nubia and Abyssinia. Vol. I (According to the Hieroglyphic Inscriptions of Egypt and Nubia and the Ethiopian Chronicles); London
- (1932): The Queen of Sheba and Her Only Son Menyelek; London
- Büttner, Thea (1976): Geschichte Afrikas. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Teil

- I; Berlin/DDR
- Buxton, David (1970): *The Abyssinians*; London
- The Cambridge History of Africa (1977): Vol. 3: From c. 1050 to c. 1600 (Hg. Roland Oliver); Cambridge
- (1978): Vol. 2: From c. 500 BC to AD 1050 (Hg. J. D. Fage); Cambridge
- Chaine, Marius (1925): *Le chronologie des temps chrétiens de l'Égypte et de l'Éthiopie*; Paris
- Conti Rossini, Carlo (1909): *Les listes des rois d'Aksoum*; in: *Journal Asiatique* (Paris) XIV, 263-320
- (1928): *Storia d'Etioopia*; Bergamo/Italien
- (1948): *Tabelle comparative del calendario romano*; Rom
- Daum, Werner (Hg.; 1987): *Jemen*; Innsbruck · Frankfurt
- (Hg.; 1988): *Die Königin von Saba. Kunst, Legende und Archäologie zwischen Morgenland und Abendland*; Stuttgart
- Dieterich, Karl (Hg.; 1912): *Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde - 5. - 15. Jahrhundert*; Leipzig
- Dihle, Albrecht (1965): *Umstrittene Daten. Untersuchungen zum Auftreten der Griechen am Roten Meer*; Köln · Opladen (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen; Band 32)
- Dillmann, August (1853): "Zur Geschichte des abyssinischen Reichs"; in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* (Leipzig u. a.) VII 338-364
- (1880): *Zur Geschichte des Aksumitischen Reichs im vierten bis sechsten Jahrhundert*; Berlin (Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften)
- (1950): *Chrestomathia Aethiopica*; Leipzig (Nachdruck der Ausgabe von 1866)
- Dimotheos, Pater (1871): *Deux ans de séjour en Abyssinie*; Paris
- Dinkler, Erich (1977): „König Ezana von Aksum und das Christentum“; in: *Ägypten und Kusch (= Schriften zur Geschichte und Kultur des Alten Orients, Band 13)*; Berlin, 121-132
- Drewes, Abraham Johannes (1962): *Inscriptions de l'Éthiopie antique*; Leiden/NL
- Erhardt, Siegfried (1966): „Was die Spaten enthüllen. Archäologie in Nordäthiopien“; in: *Merian* (Hamburg), 1966, 82-86
- Escher, Reinhard (Hg.; 1985): *Studien zur gesellschaftlichen Entwicklung. Äthiopien in Geschichte und Gegenwart. Sonderheft der Ethnographisch-Archäologischen Zeitschrift* (Berlin/DDR). Heft XXVI/1
- Ethiopian History (o.J.) = www.ethiopianhistory.com (mit zahlreichen Links)
- Ewert, Kurt (1959): *Äthiopien*; Bonn
- Gerlach, Eva (1966): *Sand über den Tempeln Arabiens. Archäologen auf den Spuren der Königin von Saba*; Leipzig
- Gerster, Georg (Hg.; 1968): *Kirchen im Fels. Entdeckungen in Äthiopien*; Stuttgart
- Geschichte mit Pfiff (1989): *Schwarzafrika, bis die Weißen kamen; Geschichte mit Pfiff* (Nürnberg); Heft XI/8
- (1996): *Äthiopien. Salomos schwarze Enkel. Geschichte mit Pfiff*; Heft XVIII, 7
- Glaser, Eduard (1895): *Die Abessinier in Arabien und Afrika*; München
- Göbl, Robert (1970): „Der Kudhanische Goldmünzenschatz von Debra Damo (Äthiopien)“; in: *Central Asiatic Journal* (Wiesbaden) XXIV, 241-252
- Hable Selassie Sergew (1964): *Beziehungen Äthopiens zur griechisch-römischen*

- Welt; Bonn (Habelts Dissertationsdrucke, Alte Geschichte, Band 2)
- (1972): *Ancient and Medieval Ethiopian History to 1270*; Addis Ababa/Äthiopien
 - Hahn, Wolfgang (1983): „Die Münzprägung des Aksumitischen Reiches“; in: *Litterae Numismaticae Vindobonenses* (Wien); II.113-180
 - Hammerschmidt, Ernst (1968): *Äthiopistik an deutschen Universitäten*; Wiesbaden
 - (1977): *Äthiopische Kalendertafeln*; Wiesbaden
 - Helfritz, Hans (1966): „Auf den Spuren der Königin von Saba“; in: *Merian* (Hamburg) 1966, 15-20
 - (1972): *Äthiopien - Kunst im Verborgenen. Ein Reiseführer im Land des Löwen von Juda*; Schauberg
 - Heinsohn, Gunnar (1991): „Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzaufsatz zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden“; in: *VFG III* (5) 37-52
 - Heyer, Friedrich (1971): *Die Kirche Äthiopiens*; Berlin · NewYork
 - Huyn, Graf Ludwig / Kalmer, Josef (1935): *Abessinien. Afrikas Unruheherd*; Salzburg
 - Ibn Ishaq (1999): *Das Leben des Propheten* (Hg.: Gernot Rotter); Kandern
 - Illig, Heribert (1991): „Jüdische Chronologie. Dunkelzonen, Diskontinuität, Entstehungsgeschichte“; in: *VFG III* (5) 21-36
 - (1992): „Wann lebte Mohammed?“; in: *VFG IV* (2) 26-41
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
 - Jäger, Otto A. (1965): *Antiquities of North Ethiopia. A Guide*; Stuttgart
 - Jones, A.H.M. / Munroe, Elizabeth A. (1955): *A History of Ethiopia*; Oxford
 - Kammerer, Albert (1926): *Essai sur l'histoire antique d'Abysinie. Le royaume d'Aksum et ses voisins d'Arabie et de Méroé*; Paris
 - Ki-Zerbo, Joseph (1981): *Die Geschichte Schwarz-Afrikas*; Frankfurt/Main
 - Kobischtschanow, Juri (1963): „Obschtschestwennye otnoschenija w Aksumskom zarstwe“ (Gesellschaftliche Verhältnisse im Reich von Aksum); in: *Afrikanskij etnografitscheskij sbornik*; Leningrad, V
 - (1966a): Aksum; Moskau (in russischer Sprache; in meinem Beitrag nur als Kobischtschanow 1966 bezeichnet)
 - (1966b): „Feodalism, rabstwo i asiatskij sposob proiswodstwa“; in: *Obschtscheje i osobennoje w istoritscheskom raswitii stran Wostoka. Materialy diskussii ob obschtschestwennych formazijach na Wostoke (asiatskij sposob proiswodstwa)*; Moskau. 42 ff. (deutsch: „Feudalismus, Sklaverei und asiatische Produktionsweise“; in: *Allgemeines und Besonderes in der geschichtlichen Entwicklung der Länder des Orients. Diskussionsmaterialien über die Gesellschaftsformationen des Orients (asiatische Produktionsweise)*)
 - (1968): „Istotschniki po istorii Aksuma“; in: *Nekotorye woprosy istorii stran Afriki*; Moskau, 141-174 (deutsch: „Quellen zur Geschichte Aksums“; in: *Einige Probleme der Geschichte der Länder Afrikas*)
 - (Kobischchanov, Yuri, 1979): *Axum*; Philadelphia · London (Überstzg. von 1966a ins Englische)
 - Kunkel, Wolfgang (1987): *Geschichte als Prozeß. Historischer Materialismus oder Marxistische Geschichtstheorie?*; Hamburg (enthält eine ausführliche kritische Re-

zension meiner Marx-Interpretation)

- Lassery, François (1979): „Periplus maris Erythraei“; in: Der kleine Pauly. Band 4; München, Spalte 640 f.
- Lenke, Frank W. (Text; 1998): Äthiopien. Kultur - Religion - Geschichte; Stuttgart (Mit Fotos von Peter Weikenmeyer u.a.)
- Leuenberger, Hans (1955): Äthiopien. Kaiserreich seit Salomon; Zürich
- Leuenberger, Hans / Schelz, Ulrike (1974): Äthiopien. Polyglott-Reiseführer; München
- Linde, Günter / Brettschneider, Edmund (1962): Bevor der weiße Mann kam. Afrika entdeckt seine Vergangenheit; Leipzig
- Littmann, Enno (1904): The Legend of the Queen of Sheba and the Tradition of Axum; Leyden/Niederlande
- (Hg.; 1913): Deutsche Aksum-Expedition. I-IV. Reisebericht der Expedition. Topographie und Geschichte Aksums / Ältere Denkmäler Nord-Abessiniens / Profan- und Kultbauten Nord-Abessiniens aus älterer und neuerer Zeit / Sabäische, griechische und altabessinische Inschriften; Berlin
- (1935): Abessinien; Hamburg
- (Hg.; 1958): Arabische und abessinische Dichtungen; Zürich
- Marcus, Harold G. (1994): A History of Ethiopia; Berkeley/California
- Merian (1966): Äthiopien. MERIAN Heft XIX/10; Hamburg
- Müller, David Heinrich (1894): Epigraphische Denkmäler aus Abessinien; Berlin
- Müller, Walter (1974): „Äthiopische Chroniken“; in: Kindlers Literaturlexikon. Band 3 (München), 820 ff.
- Munro-Hay, Stuart C. (1991): Aksum. An African Civilization of Late Antiquity; Edinburgh/Schottland
- (1999): „Ethiopia and Alexandria. Chronology of the Conversion of Ethiopia“; in: Äthiopien gestern und heute; Warschau, 455-464
- Neugebauer, Otto (1962): The Exact Sciences in the Antiquity; New York
- (1989): Chronography in Ethiopic Sources (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Band 512); Wien
- Neumann, Johannes (1997): Der historische David. Legende und Wirklichkeit in der Geschichte Israels und Judas von der Frühzeit bis zur Dynastie Omris; Radebeul
- (2003): „Das Alte Testament - jüdische Literatur aus der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger“; in: ZS XV (1) 46-66
- Oberlack, Markus (1994): Das präkoloniale Afrika und die Kontroverse um die „Asiatische Produktionsweise“ in der DDR-Historiographie; Münster · Hamburg (enthält eine ausführliche positive Rezension meiner frühen Orient-Beiträge)
- Olderogge, Dmitri / Potechin, Iwan (1961): Die Völker Afrikas. Ihre Vergangenheit und Gegenwart. Band II; Berlin/DDR
- Oliver, Roland (Hg.; 1968): The Middle Age of African History; London
- Pankhurst, Richard (2001): The Ethiopians: A History; Oxford
- Pankhurst, Sylvia (1955): Ethiopia. A Cultural History; Essen
- Pearse, Roger (2003): Cosmas Indicopleustes. Christian Topography. Preface to the online edition. www.tertullian.org/fathers/cosmas_00_0_eintro.htm
- Perruchon, Jules (1892): Vie de Lalibela; Paris
- Phillipson, David W. (1998): Ancient Ethiopia. Aksum: its antecedents and succes-

- sors; London
- (Hg.; 2000): *Archaeology at Aksum, Ethiopia 1993-7. I-II*; London
 - Pigulewskaja, Nina (1969): *Byzanz auf den Wegen nach Indien. Aus der Geschichte des byzantinischen Handels mit dem Orient vom 4. bis 6. Jahrhundert*; Berlin/DDR
 - Plinius (1996): *C. Plinius Secundus der Ältere: Naturkunde. Buch VI. Geographie: Asien* (Hg.: Kai Brodersen); Zürich · Düsseldorf
 - Pritchard, James B. (Hg.; 1974): *Solomon & Sheba*; London
 - Prokopios (1970): *De bello persico. Werke* (Hg.; Otto Veh). Band 3; München
 - Prouty, Chris / Rosenfeld, Eugene (1994): *Historical Dictionary of Ethiopia and Eritrea*; New Jersey/USA
 - Rosen, Felix (1907): *Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien*; Leipzig
 - Schippmann, Klaus (1998): *Geschichte der alt-südarabischen Reiche*; Darmstadt
 - Schoff, H. W. (Hg.; 1912): *Periplus of the Erythrean Sea*; New York
 - at-Tabari (1879): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden* (Hg.: Theodor Nölteke); Leyden/NL (Reprint Graz 1973)
 - Tadesse Tamrat (1972): *Church and State in Ethiopia 1270 - 1520*; Oxford
 - Topper, Ilya Ullrich (1994): „300 Jahre Phantomzeit? Kritische Anmerkungen“; in: VFG VI (4) 64-75
 - Truhart, Peter (2000): *Regents of Nations. Part 1. Antiquity worldwide*; München
 - (2002): *Regents of Nations. Part 2. America & Africa*; München
 - Uhlig, Siegbert (1988): *Äthiopische Paläographie. (Aethiopistische Forschungen. Band 22)*; Stuttgart
 - Ullendorf, Edward (1965): *The Ethiopians. An Introduction to Country and People*; Oxford
 - (1968): *Ethiopia and the Bible*; London
- VFG = Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart; Gräfelfing (ab 1995 s. ZS)
- Weissgerber, Klaus (1973): „Zur Definition der vorkapitalistischen Produzentenklassen“ (mit Diskussionsbemerkungen von Töpfer, Assing und Günther; Entgegnungen von Weissgerber); in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* (Berlin/DDR), XIV (2) 223-276
- (2000): „Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)“; in: ZS XII (3) 419-448
 - (2003a): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*; Gräfelfing (authentische Fassung)
 - (2003b): *Magyarok a kitalált közepekorban. Budapest* (ungarische Übersetzung von 2003a; mit Vorwort von Heribert Illig; der ungarische, mit K.W. nicht abgesprochene Titel lautet auf deutsch: *Die Ungarn im erfundenen Mittelalter*)
- Winstedt, E. O. (Hg.; 1909): *The Christian Topography of Cosmas Indicopleustes*; Cambridge
- Wissmann, Hermann von (1957): *De mari Erythreo* (Stuttgarter Geographische Studien, Band 69); Stuttgart
- Zeller, Manfred (1993): „Das Kalifat der Omaidjaden“; in: VFG V (3-4) 69-86
- ZS = Zeiteinsparungen. Interdisziplinäres Bulletin; Gräfelfing (von 1989-94 s. VFG)

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Geheimnisvolles Erfurt - eine Stadt als Kunstwerk

Axel Brätz

Mit Städten ist es wie mit Träumen:
Alles Vorstellbare kann geträumt werden,
doch ist auch der unerwartetste Traum
ein Bilderrätsel, das einen Wunsch oder
dessen Kehrseite, eine Angst birgt.

Italo Calvino: *Die unsichtbaren Städte*

Die Burg auf dem Petersberg von 438, zur Zeit des Thüringerkönigs Merwig oder Merowig, der auch die Stadt Erfurt erbaut haben soll, geht auf eine Urkunde zurück, die gefälscht ist [vgl. hierzu und zu den anderen Angaben über Erfurt Giesecke].

In der dunklen Zeit von 560 bis 936 finden sich für Erfurts Existenz die Zeugen Bonifatius, Adolar, Karl Martell, Karlmann, Pippin und natürlich Karl der Große in Schriften. Archäologische Spuren lassen sich aber – natürlich – nicht mit Sicherheit lokalisieren.

Es war der Wunsch von Bonifatius, der in einem Brief an den Papst Zacharias 742 die Orte Erfurt, Eichstätt, Büraburg und Würzburg erwähnte, ihre Bestätigung als Bistümer zu erreichen. Und siehe, der Papst kennt Bonifatius, den Apostel der Deutschen, erfüllt ihm diesen Wunsch, der auch wie zufällig mit den Expansionsinteressen der Frankenherrscher übereinstimmt.

Die erste Glanzzeit Erfurts wird wohl wirklich erst nach dem Reichstag Heinrich I. 936 angebrochen sein. Seine Erben kamen aber schon nicht mehr nach Erfurt, denn die Herrschaft an dieser reichen und zukunftssträchtigen Stadt ging auf Grund der Urkundenlage an den Erzbischof zu Mainz. Wohl deswegen waren die Urkunden gefälscht worden.

Von der Stadt selbst wird gesagt, sie sei nicht gegründet worden, sondern aus uralten Siedlungen zusammengewachsen. Sie verfügt ja auch nicht über das für die gegründeten Städte des Mittelalters typische

„gitterförmige Straßensystem, dessen Hauptachse zwei parallel geführte Längsverbindungen bilden“ [Rohowski 16].

„Die Straßen lehnten sich, soweit sie nicht radial durch die Stadt führen, an die Krümmung der Gera an.“ [Giesecke 34]

Haben der Erzbischof von Mainz als Grundherr und Marktherr bzw. seine Beauftragten, die Grafen von Tonna-Gleichen tatsächlich die Entwicklung

dem Zufall überlassen und nur das Vorhandene übernommen? Humpert und Schenk [2001] sehen das ganz anders. Für sie hat nur der „Kern des alten Handelsplatzes [...] offensichtlich (!) ungeplante Struktur“ [ebd., 41].

„Die notwendigen Erweiterungen werden in der Epoche der Stadtgründungen jedoch auch nach den inzwischen üblichen Methoden angelegt, wie man am doppelten Straßenbogen von Anger und Johannesstraße erkennen kann.“

Urbanoglyphen, wie sie H. Brätz [2001] erkennt, setzen die Stadtplanung nach Humpert/Schenk voraus. „Erst durch den Nachweis methodischer Stadtgründungen [erhalten sie] ihre historische Möglichkeitsform“ [Illig 4]. Wenn sich also in der „offensichtlich ungeplanten Struktur“ von Erfurts Kern Urbanoglyphen finden lassen, ist auch der „Kern des alten Handelsplatzes“ „offensichtlich“ **geplante Stadt**.

Die Suche nach Urbanoglyphen beruht auf folgenden Thesen :

1. In mittelalterlichen Städten mit mehr als drei Kirchen ist die Dislozierung der sakralen Bauten einem Sternbild entlehnt und entspricht den Hauptsternen des jeweiligen Sternbildes. Wenn vorhanden, sind die Marienkirchen meist alpha-Sterne.
2. Der Umriss der Stadtmauer und/oder das Straßenbild können
 - mythologische Formen eines Sternbildes und/oder
 - eines flugfähigen Tieres (Vogel oder Insekt) und /oder
 - Fisches (bei Städten an Gewässern) bzw. völlig
 - überraschende, gut erkennbare (z.T. historisch) aber nicht immer sofort aus dem gegebenen Zusammenhang erklärbare Figuren und Tiere nachbilden/nachzeichnen, die oft dem Physiologus entlehnt sind.
3. In Städten mit mehr als drei Kirchen sind z.T. mehrere Personen oder Tiere dargestellt. Die Kirchen kennzeichnen jede für sich deren Organe in großer Variabilität. Die sakralen Bauten nehmen in der Darstellung der (in mythologischer Form) dargestellten Figuren die Stellen wichtiger Organe ein, wie Gehirn, Herz oder Brust, Stimme, Geschlechtsteil, Knie, Füße.
4. Der öffentliche Raum des Marktplatzes ist in allen Darstellungen von Lebewesen der Bauch (Magen) (einer) der abgebildeten Figuren (vgl. Emile Zola: „*Der Bauch von Paris*“). Bei dargestellten Köpfen ist er meist die Mundhöhle.
5. Wie zur Bestätigung des Bildes der Gründungsstadt finden sich in diesen Städten oft historisch jüngere Darstellungen des selben Motivs in künstlerischer Form oder Bauwerke mit Bezeichnungen/Funktionen in Anlehnung an das Sternbild oder die Urbanoglyphe.

Das beweist, dass immer Menschen von dem Bild wussten und es in dieser Form wieder zum Ausdruck bringen wollten, gleichsam um zu testen, ob das Bild erkannt wurde.

Womit wird uns Erfurt überraschen? Erfurt hat neben seinen Kirchen eine große Zahl berühmter Gebäude mit seltsamen Bezeichnungen: „Haus zum Guldernen Strahl“, „Haus zum Paradies und Esel“ 1469, „Haus zum Palmbaum“, „Haus zum Krönbacken“, um nur einige zu nennen.

Darüber hinaus lehrte Eulenspiegel zu Erfurt einen Esel den Psalter lesen! In den Chorfenstern des Doms und der Barfüßerkirche ist Christus auf einem Esel reitend dargestellt. Lasst uns nach dem Esel suchen!

Am Andreastor stehend betrachten wir den Plan der Stadt vom Ende des 14./Anfang des 15. Jhs.:

St. Marien – der Dom (1119) – und Severikirche (Nr. 5) sind im **Kopf** des Esels Gehirn und Augen;

der Domplatz macht den langen **Hals** mit Salz- und Kohlenmarkt;

der Fischmarkt soll der **Magen** sein;

die Michaeliskirche(1183; Nr. 9) stellt sich als **Geschlecht** heraus: ein männlich Tier? Es ist wohl Bileams Esel, der eine Eselin war und sich nicht entscheiden konnte, was er fressen soll, denn neben der Michaeliskirche ist die Marienkapelle (in jedem Manne steckt ein bisschen Frau, wie die Hormonproduktion beweist: der duale Charakter der Figuren der Mythologie.) Der Erfurter Esel weiß, was er fressen will: er frisst am vor ihm liegenden Petersberg. Oder erbricht er sich? Spuckt gar Gold aus auf den schon vorhandenen Haufen? Oder trinkt er aus der Quelle am Berg Parnass? Die Antwort kann hier nicht gegeben werden. So eindeutig ist die Darstellung nicht.

Predigerkirche (Ende 13. Jh.; Nr. 12), Dominikanerkloster (1228), Paulskirche (Nr. 29) und Martini intra (Nr. 8) liegen ihm wie Säcke schwer auf dem Rücken; es sind die Kirchen der Bettelorden, belastend.

Georgenkirche (Nr. 6) ist an den **Hinterbeinen**, und mit Andreaekirche (1216) und dem Cyriakoskloster (Nr. 4) sind die **Vorderbeine** wohl gefesselt.

Allerheiligen (vor 1117) (Nr. 3) muss das **Herz** sein!

Die Straßen nachgezogen wird es ganz deutlich! Erfurts alter Kern ist eine geplante Stadt. Die Kirchen sind die wichtigsten Organe des dargestellten Tieres. Die Urbanoglyphe von Erfurt ist ein Esel !

Geschrieben steht im Buche Hiob: Wer hat den Wildesel so frei lassen gehen [Seel 17].

Wie sind wir darauf gekommen? Das “Haus zum Paradies und Esel“ wies uns den Weg. (Das Paradies muss noch kommen). Das Haus befindet sich auf

dem Grundstück Fischmarkt 27 und wurde erst 1469 als Wohn- und Lagerhaus vom Vater Heinrich Kellners erbaut. Dieser Heinrich Kellner wurde gut erzogen. Er konnte – auf dem Erbe bauend – Obervierherr werden und sich zu der Behauptung versteigen: „Dies ist die Gemeinde!“ indem er auf sich zeigte, als der Rat ihn beschuldigte, Schloss und Amt Kapellendorf ohne Wissen des Rates und der Gemeinde ‘verkauft’ zu haben. Das sollte er mit dem Tode bezahlen. Trotzdem hatte er Recht.

Mit seinem Geheimwissen war er der Gemeinde weit voraus. Wer ein Haus mit diesem Namen erbt, kennt die Urbanoglyphe, wie vielleicht kein anderer. Ein ererbtes Wissen – er erwarb es, um es zu besitzen.

Für die Gefrunden war Erfurt ein Paradies, ein Tischlein-deck-dich und Esel-streck-dich. (Die Gefrunden sind die reichen Fernhändler und wohlhabenden Grundbesitzer. Nur sie waren ratsfähig und sie allein wählten den Rat, bis nach dem tollen Jahr 1510 „Gewählte“ den Rat kontrollierten.)

Ist das alles schon das Paradies? Das kleine Gefängnis neben der Kämmeri, das so bezeichnet wurde, wird Kellner sen. nicht gemeint haben. Zum Paradies geht es am Kellnerschen Haus entlang. Der Weg führt direkt zum *After* des Esel. Dort war auch die Benediktikirche (Nr. 30). Benedikt ist der Heiland, der das Klistier verordnet (Und wenn’s nicht hilft, ein zweites Mal).

(Dem Leser der folgenden Zeilen versichert der Autor, dass er nur das Gesehene interpretiert. Er hat es sich nicht ausgedacht, sondern visualisiert nur, was nach den Thesen über die Urbanoglyphen zu visualisieren ist. Urheber der Urbanoglyphen sind die Menschen des Mittelalters, die diese Stadtplanung bestimmten!)

Den After des Esel krönte die Benediktikirche, durch die die Straße hindurchführte. Apropos also (Apriori heißt: von vorne herein).

Ganz in der Nähe, obwohl erst 1534 erbaut, steht das „Haus zum Guldernen Krönenbacken“ des Georg Milwitz in der Michaelisstraße 10. Zu gekrönten goldenen Backen? Ein Schelm, wer Schlechtes dabei denkt. Auch Herr Milwitz kannte wohl die Urbanoglyphe im alten Kern der Stadt.

Im Kern der Stadt Erfurt sind 10 Kirchen in die Urbanoglyphe eingegangen. Erfurt hat in seinen Stadterweiterungen weitere 25 Kirchen, die weitere Urbanoglyphen darstellen können.

Vor die folgende Darstellung sei eine Felszeichnung eingeschoben. Der Abbildungstext lautet:

“Menschen maskierten sich oft bei kultischer Vereinigung. Hier nahm der Mann sogar Vogelsgestalt an, bevor er sich dem Esel näherte” (Kville: Kallsängen [...] Schweden, 1200-900 v. Chr.)” [Evers 105].

Menschen der alten Welt sahen in erotischen Darstellungen Sinnbilder der geheimnisvollen, das Böse abwendenden und den Tod überdauernden Kräfte

des Lebens. So wird auch in der Hierogamie das Leben der Götter und Menschen, ja des ganzen Kosmos auf die gleiche Weise erneuert, wie es einst vor Urzeiten geschaffen wurde: nämlich durch Kopulation. Kultischer Geschlechtsverkehr wurde nicht etwa im Sinne der Schwängerung vollzogen [Evers]!

Der **Waid** war der Hauptexportartikel Erfurts, das Rückgrat seiner Existenz. Auf diese Pflanze ist der Reichtum der Stadt zurückzuführen: Isatis tinctoria, ein Blaufärbemittel. Der Waidanger ist das **Rückgrat** der Urbanoglyphe der Stadt südöstlich der Gera.

Der **Kopf** der Figur, die am besten auch vom Andreastor zu sehen ist, hat als **Gehirn** die Kirche mit dem Neuwerkskloster (Nr. 26). Bezeichnenderweise ist als **Mund** in späterer Zeit (1956!) im ehemaligen Vereinshaus „Resource“ das Schauspielhaus (!) errichtet worden, eine Sprechbühne.

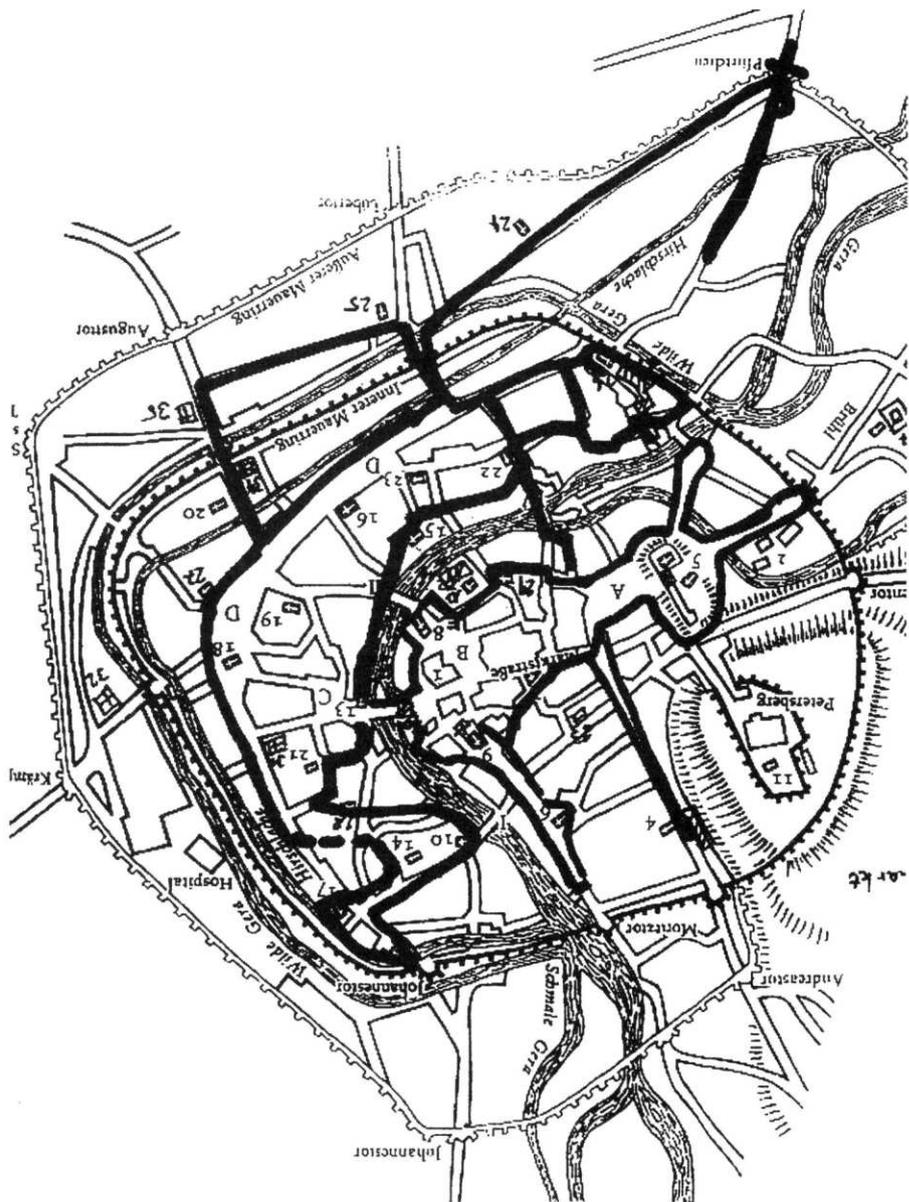
Die Wigbertikirche (Nr. 23) schlägt als mutig **Herz**, das Franziskanerkloster (1237; Nr. 15) ist wohl das **Zwerchfell**, und die Bartholomäikirche (Nr. 16) darf die **Leber** spielen.

Die Schösserbrücke hat ihren Namen vom Gürtelschloss, ein anderes ist nicht zu sehen. Die Lorenzkirche (1140; Nr. 19) müsste der **Magen** sein; die Kaufmännerkirche (vor 1221; Nr.18) ein dicker **Hintern**, der seine Winde gleich durch die dahinter liegenden Tore bis zum Krämpfertor abziehen lassen kann. Das **Rückgrat** ist gebogen, wie der Anger. Das Marien-Magdalenen-Kloster (Nr. 27) kommt als Steißbein gut.

Was macht der Kerl? Zunächst sehen wir, wie er über die Lange Brücke langt und den Esel am Zaumzeug (Kettenstraße) hält. Als **Achselhaar** tritt die Vitikirche (Nr. 22) hervor. Nun aber vit, vit ! Durch die Ägidienkirche (Nr. 13) hindurch führt der Weg ins Paradies! Der erigierte **Penis** ist schon drin. Jacob von Sachsen konnte sich das täglich aus seinem „Haus zum Palmbaum“ (Palmbaum = Weltenbaum) ansehen (Junkersand 7, da wo die Schambehandlung beginnen müsste).

Wie zur Bestätigung baute Johann Reinboth ein Haus mit dem schönen Namen „Haus zum Güldenem Strahl“ in der Futterstraße 7, die zum Wenigemarkt führt. Der Wenigemarkt ist die **Harnblase** unseres Eselbeschälers, die aber nur wenig güldenem Inhalt haben dürfte, wie der Marktname sagt. Dass die Benediktikirche eine Öffnung für die Straße hat, leuchtet für den **Anus** ein. Aber die Ägidienkirche hat auch eine Öffnung für die Straße! An die dahinter liegende Krämerbrücke

„als dem gegebenen Ort für den Durchgangsverkehr, hatte der Stadt- und Marktherr ein besonderes Interesse; vielleicht ist der Bau auch durch ihn 1117 veranlaßt worden“ [Giesecke 33].



Erfurts zweite Urbanoglyphe: Esel und geflügeltes Wesen

Oder schleppt der Esel eine Frau – Maria – aus der Gefahrenzone? Dann wäre Ägide für die Jungfernschaft bedeutsam. Aber was soll der so betonte Schwanz bedeuten, eingeklemmt zwischen den Beinen der Jungfer?

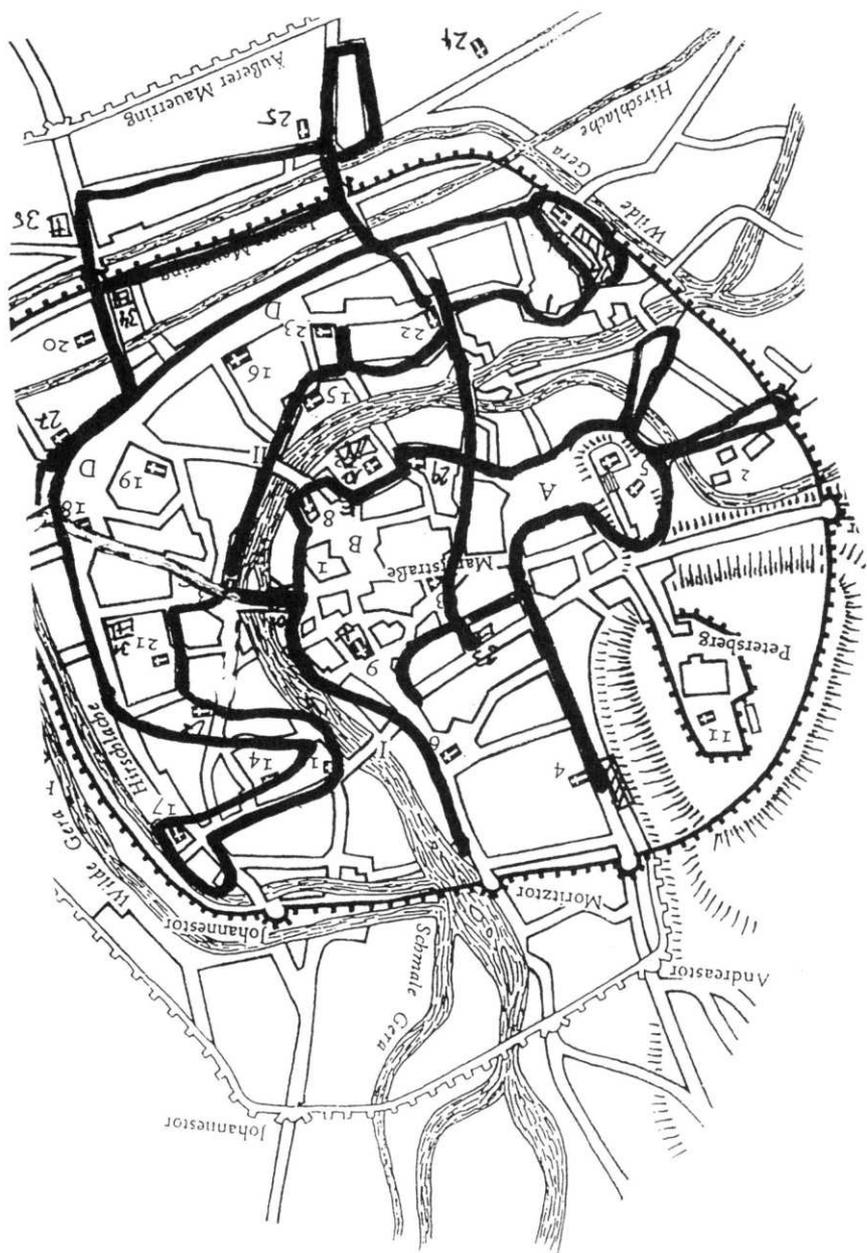
Ein Esel rettete die ganze heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten: Joseph mit der in diesem Zustand verbleiben wollenden Jungfer und Maria mit dem Neugeborenen. So könnte Klein-Jesus auf Maria gereist sein: Gangolfkirche (Nr. 35) als Anus, Albani (Nr. 34) als kleines Geschlechtsteil, die Reglerkirche (Nr. 20) als zweite Hand der Mutter, die das Kind am Oberschenkel festhält. Die Vitikirche (Nr. 22) wäre dann die Hand des Kindes, die sich in der Achsel der Mutter festkrallt. Maria-Magdalenen-Kloster (Nr. 27) ist Hacken des Kindes, seine Fußspitzen die Kaufmännerkirche (Nr. 18), angelegt an das Gesäß der Mutter. Passend dazu wäre die Geschichte vom Palmbaum („Haus zum Palmbaum“), der sich auf Geheiß des Jesuskindes während der Flucht nach Ägypten zur Erde geneigt und seine Früchte als Erquickung dargeboten haben soll. (Als er sich wieder aufrichtete, entsprang an seinem Fuß eine Quelle, die das zur Weiterreise nötige Wasser spendete.)

Der Schwanz des Esels reicht bis zum Servitenkloster (Nr. 32). Ein wichtiger Hinweis: Maria-Magdalenen-Kloster! Und wenn es sich um Maria-Magdalena handelte, die Gefährtin (Braut, Ehefrau?) Jesu? Sie und Joseph von Arimathia mussten Palästina nach der Kreuzigung des Messias (griech. = christos) fluchtartig verlassen. Maria Magdalena als Verkörperung des Heiligen Grals, mit dem leiblichen Erben Jesu auf dem Rücken dargestellt in der Urbanoglyphe zu Erfurt? Das wäre eine Sensation! Aber nicht abwegig: Die Orden der Tempel und Zisterzienser werden auch in Erfurt Einfluss genommen haben auf die Stadtplanung und die Darstellung des Himmelreichs auf Erden.

Natürlich musste sich dieser Joseph an den Esel halten und nicht an die Frau/Gefährtin Jesu. Die Neuwerkskirche (Nr. 26) hätte dann in der Darstellung ihre verstärkte Berechtigung: das Werk einer Neuen Kirche sollte das Denken beherrschen und beherrschte das Denken dieses Mannes! (Und das der Frau sowieso, denn sie war mit Jesu und seinen Jüngern unterwegs gewesen.)

Gleichzeitig ist damit der Name der Stadt erklärt. Auch wenn er mehrmals wechselte von Erphesfurt, Erfordia, Erdfortt, Erpfort zu Erfurt, kommt Erpfort der Sache am nächsten: die Stadt mit der Ehrenpforte (oder Ehre fort?). Dann „bene ictus“! „Gut Stoß“ auf deutsch: Damit wäre auch der „Knüppel aus dem Sack“. (Die Gebrüder Grimm wussten sicher nicht, dass ihre Mär den Verhältnissen in Erfurt entspricht.)

Der Rest ist schnell erzählt: Die irischen Mönche im Kloster St. Jakob (1130) bekamen eine Schottenkirche (um 1520; Nr. 21). Weil ein Dudelsack-



Erfurts zweite Urbanoglyphe, Variante mit Maria und Jesus

pfeifer einfach besser zur Urbanoglyphe passt! Und platziert wurde sie an der richtigen Stelle, dicht bei Pfeife und Sack. Zusammen mit der Matthiaskirche (Nr. 31) könnten mit beiden auch die **Hoden** gemeint sein.

Bei den **Beinen** ist die Urbanoglyphe gestört. (Oder die Karte vom Ende des 14./Anfang des 15. Jhs. die uns hier vorliegt, ist nicht mehr mit dem ursprünglichen Straßenverlauf gezeichnet. Die Klinge (ein Wasserlauf) von der Johannisstraße zur Gotthardskirche (Nr. 28) verläuft auch nicht mehr an Straßen auf dieser Karte.)

Wenn da also Straßen wären, wo die Klingen verliefen, käme die Gotthardskirche in die Funktion der **Oberschenkel**. Nikolaikirche (Nr. 10) bildet wieder deutlich die **Knie** ab (mit Lehm daran - die Lehm an-nsbrücke zeigt das an), das Augustiner-Eremitenkloster (1290; Nr. 14) sind die kräftigen Waden und Johanneskirche (Nr. 17) endlich die **Hacken**.

Die Klingen von Erfurt (künstliche Wasserläufe) leiteten Wasser durch die Straßen der Stadt. Auffällig wird nun, dass sie die Figur des Mannes wie ein Blutkreislauf durchfließen: Am Kopf bis zur Brust (Grüne Schildchenmühle); vom Herz (Wigbertikirche) den Rücken entlang und durch den Bauchraum; auch die Flügel sind vom Kreislauf erschlossen. Vom Gesäß (Kaufmannkirche) fließt es bis zu den Knien bzw. zum Geschlechtsteil und – natürlich – über die Rathausbrücke/Mühlenstege in den Esel. Dessen Geschlecht und Bauchraum wird bewässert, Kopf und Beine werden nass. Eine perfekt geplante Stadt.

Die Frage aus dem Buche Hiob bleibt: Wer hat den Wildesel so frei lassen gehen? Gesehen wurde er zuletzt mit Christus als Reiter (in den Chorfens-tern). Der ritt jedoch in Jerusalem, nicht in Erfurt. War es Eulenspiegel, bevor er dem Esel das Lesen beibringen wollte? Wie dem auch sei: es bleibt auch noch die Frage nach dem Mann im Paradies.

Wieder kommt Eulenspiegel in Frage, aber auch der Stadt- und Marktherr, der besonderes Interesse am Bau der Krämerbrücke hatte. „Die Patriarchen suchten leiblichen Samen zu säen. Die Apostel hingegen, da sie Söhne im Geist waren durch ihr Wirken, übten Enthaltsamkeit“ [See]. Vielleicht mussten sie lange üben, bis es gelang. Da war ein Esel auch schon recht.

„Der Wildesel ist der Teufel. Wenn nun die Nacht, das ist: das Volk der Heiden, gleich geworden ist dem Tag, das ist: der Zahl der Gläubigen und Propheten, dann schreit der Wildesel, nämlich der Teufel.“ [See17]

Andererseits hatten die Juden am Fischmarkt, also dicht am Anus, eine Synagoge. Dann war auch ihre Siedlung westlich vor der Krämerbrücke. Galt ihnen dieser sodomitische Akt? Die Sache wird nicht aufgeklärt. Diese Deutung lässt wieder den politischen Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem Judentum vermuten.

Die aus heutiger Sicht eher pornografische Darstellung hatte im Mittelalter natürlich eine mythologische Bedeutung. Der authentische Glaube ist immer und überall zutiefst menschlich und friedfertig. Warum also diese Darstellung? Jede Religion ist aus unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Elementen und Motiven aufgebaut. Ein und dieselbe Religion widerspricht sich oft genug in ihrer mythologischen Überlieferung und ihren schriftlichen (hier: stadtplanerischen) Zeugnissen. Eklatante Widersprüche weist auch die Bibel auf. Neben dem Sanftmut der Bergpredigt stößt man auf ganz andere Töne. Die großen Erzählungen der Weltreligionen bieten Raum für alles Menschliche und Allzumenschliche, wozu eben auch ein gerüttelt Maß an Unmenschlichkeit gehört.

So gesehen spiegeln auch die Urbanoglyphen das gesamte Spektrum menschlicher Beweggründe und Absichten, Abgründe und Bewegungsrichtungen wider [Weis 32 ff.].

Die Kirchen südlich hinter dem inneren Mauerring: Thomaskirche, Gangolfkirche, Reglerkirche (aus der Romanik und 12. Jh.) und Albanikirche bilden auch in Erfurt die Flügel des Mannes in Vogelgestalt, der sich dem Esel von hinten nähert. Die Felsenzeichnung zeigt den Geschwänzten. Und Erfurt? Das Servitenkloster scheint auch hier die Schwanzspitze darzustellen.

Das Besondere an der Erfurter Darstellung ist, dass schon im 13. Jh. eine Darstellung gewählt wurde, wie sie den Autoren bisher erst mit den Urbanoglyphen des 19. Jh. bekannt geworden ist. Alle bisher auf Urbanoglyphen untersuchten Städte, die nicht so schnell wuchsen wie Erfurt, wurden erst zur Gründerzeit, also am Ende des 19. Jhs., mit Neubauten katholischer Kirchen außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer ergänzt, die die Köpfe solcher kopulierender Figuren sind, wie Erfurt eine schon im 13. Jh. hatte. Das gilt etwa für Bernau oder Prenzlau (Die neueren Figuren sind zum Teil geflügelt; die Kopulation wird z.B. an Löwen, Steinböcken und sogar an Fischen vorgenommen.) Der mythologische Gehalt dieser Darstellung ist also nicht unbekannt geblieben.

Diese neuen Figuren zeigen außerdem das Schwert. Das Zeigen des Schwertes / des Kreuzes (Zwei-Schwerter-Lehre) ist Demonstration der Verschmelzung von weltlicher und geistiger Macht der römischen Amtskirche, die „beide Schwerter ziehen müsse“ [vgl. Sippel 64 ff.] (vgl. Johannes-Offenbarung 19, 11-21: „und aus seinem Mund ging ein scharf Schwert, dass er damit die Heiden schläge“ bzw. im Neuen Testament, Matthäus [10, 34]: „Meint ihr, dass ich gekommen bin, Friede auf Erden zu bringen? Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert.“) Damit sollte wohl der alten Welt entsagt und sich einer neuen zugewandt werden.

Diese Bilder aus der Gründerzeit wurden genutzt für Darstellungen, die auf

den mittelalterlichen Fußten, aber auch sie wurden der Öffentlichkeit natürlich verschwiegen. Die *Gründerzeit* bezog sich also eindeutig auf die „Gründung“ der Stadt und ihren „Gründer“.

Es gilt nunmehr, auch in Erfurt das Schwert zu finden. Die Kartäuserstraße scheint wie aus der Schulter des Mannes zu kommen. Die Kartause (Nr. 24) bildet hier den *Trizeps* (Streckmuskel) des Arms. Am Neuen Tor (seit 1784 Pfortchentor) ist die *Hand*, die die Waffe umschließt. (Die Straße ist extra aufgeweitet, um die Faust darzustellen.) Der Dalbergsweg wäre dann die *Waffe*. (Seine Bedeutung unterstreicht indizienhaft die dort fließende „Klinge“. Heißen die Klingen so, weil sie durch diese Klinge fließen und nicht nur durch ihr Rauschen klingen?) Karl Theodor Dalberg war erzbischöflicher Statthalter von 1772 bis 1802 – ein Freund der Stadt. Dalberg bot der Stadt Schutz und stellte Forderungen. Die Drohgebärde steht ihm.

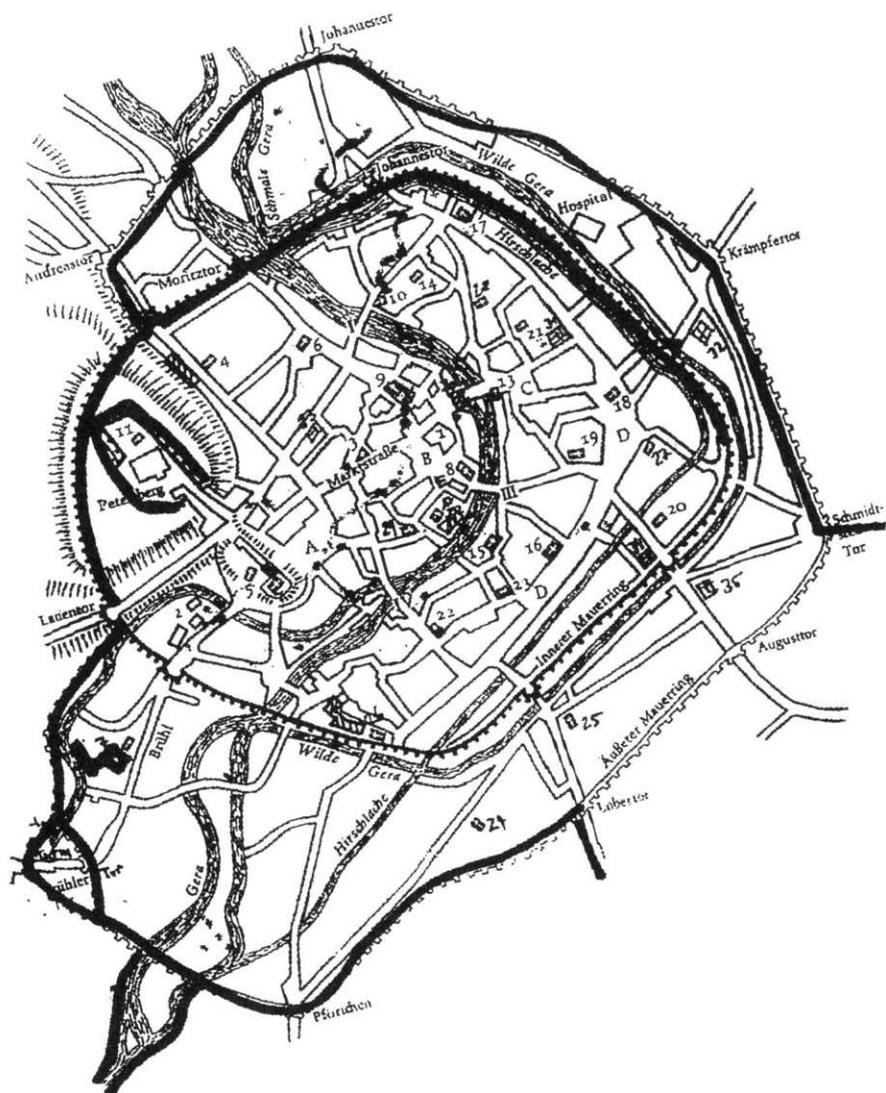
Das *Eselsohr* am Krumpfen Tor lauscht zu Martinskloster und Martini extra hinüber. Was es damit auf sich hat? Es ist vielleicht zu erlauschen, wer die Hostie entwendet hat, die wiedergefunden wurde, und dem Fundort zu Ehren soll dort die Kirche erbaut worden sein. Mit solchen Geschichten wurde der stadtplanerische Aspekt des Standortes fein verschleiert. (Der andere Ohrlöffel ist der Herrmannsplatz.)

Damit nicht genug, hat Erfurt eine weitere Urbanoglyphe. Die Stadtmauer von 1168 konnte die wachsende Stadt nicht mehr aufnehmen. Schon um 1374 hatte der Bau eines zweiten Mauerringes begonnen. Jeder der Mauerringe hatte eigene Tore, die sich in einer Tiefe von 150 bis 200 Metern gegenüber lagen. Am Brühler Tor war noch eine Dopplung des Mauerverlaufs zu verzeichnen. Aus gutem Grund: So ist die äußere Nase des *Hundekopfes*, den der äußere Mauerring – aus südlicher Richtung blickend – bildet, schön darstellbar. Mit diesem westwärts blickenden, großen Hund (seine Augen = Peterskirche auf dem Petersberg) mit angelegten Ohren, dem die Gera in die Schnauze fließt bzw. die Zunge darstellt, sollte wohl der Gefahr für die Stadt aus Westen, aus Mainz wie immer, symbolisch begegnet werden.

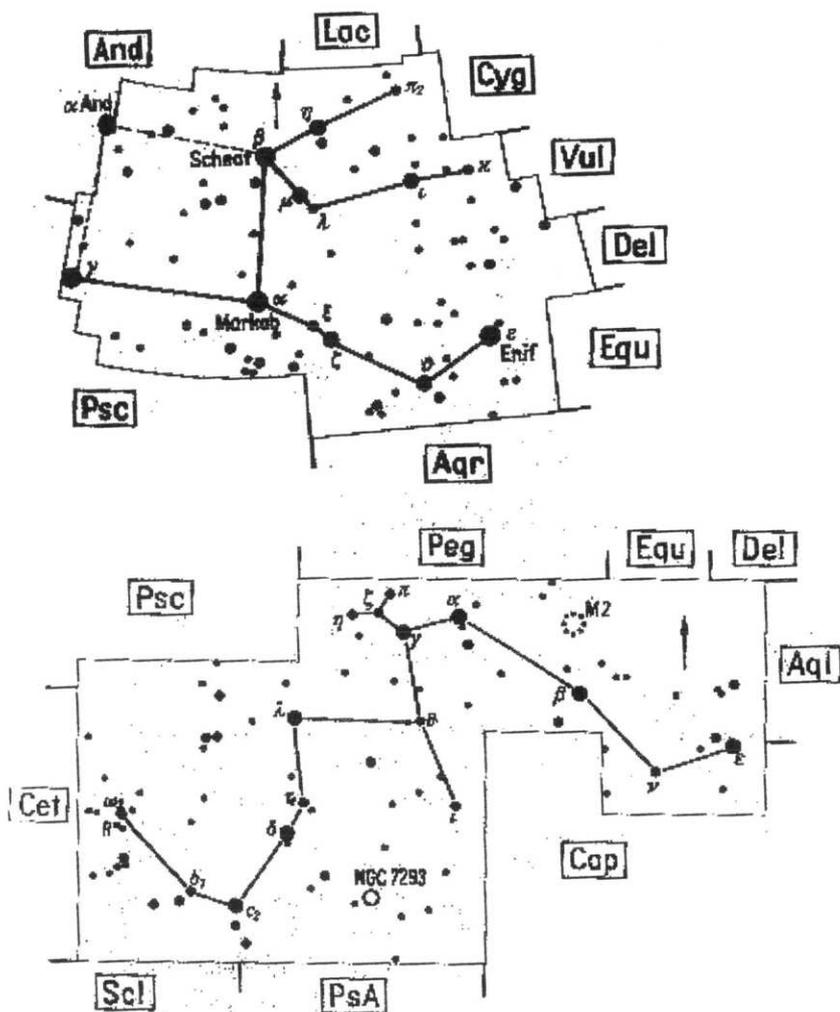
Der Martinikirche extra (Nr. 7) kann mit diesem Bild eine Funktion zugeordnet werden, die der äußerst leistungsfähigen Nasenhöhle. Wie ein Wohlgeruch durchströmt der Bergstrom diesen Bereich.

Ein Hund mit diesem Aussehen ist am Erfurter Dom nachgebildet: links oben über der Aposteltür.

Damit sind alle Kirchen der sehenswerten Stadt in den Urbanoglyphen erfasst (fast alle Kirchen: bei der Servatiuskirche könnte die linke Hand sein, die den Esel hält ! Den Bettelmönchen wurden wirklich die übelsten Aufgaben zugeschoben).



Erfurts dritte Urbanoglyphe: Hundekopf



Die Sternbilder Pegasus (oben) und Wassermann (Aquarius) [Bonov]

Und das Sternbild? Es ist Pegasus mit dem Wassermann im Rücken und dem Füllen im östlichen Bereich. Pegasus? Das klingt nach pecco = sündigen und Asinus = Esel. Der Wassermann (Aquarius) von Erfurt macht seinem Namen alle Ehre, wie schon oben mit den Klingen beschrieben wurde. Es ist ein von Wasser(-läufen durchflossener) Mann, von dem auch die Umgebung nass wird. Und das nicht nur im Frühjahr oder Herbst, wie es das Sternbild andeutet.

Für Freunde der Astronomie und die, die es werden wollen, hier noch die Hauptsterne aller in Anspruch genommenen Sterne mit Sakralbauten:

Stern / -bild:	Pegasus	Wassermann	Füllen	Fische
α Alpha	Dom und Severi	Bartholomäi	Kaufmannsk.	Severi
β Beta	Peter	Reglerk.		
γ Gamma	Martini extra			Neuwerk
η Eta	Andreae			
θ Theta	Franziskaner			
ι Iota	Georgen			
κ Kappa	Nikolai	Thomas		
1	Gotthard			
9	Benedikt			
ξ Xi		Albani		
π Pi		Wigbert		
φ Phi		Kartause		

Der α -Stern von Aquarius ist mit der Bartholomäus-Kirche belegt worden. Der hl. Bartholomäus trägt als Attribut ein Messer. Das ergäbe eine Paralleltät zum Mann mit dem Messer der Urbanoglyphe. Kann das Messer auch ein Hirschfänger sein? Die Hirschlache ist das Gewässer, aus dem die Klingen Erfurts gespeist wurden. Ein Hirsch ist rechts über der Aposteltür des Doms abgebildet.

Die Neuwerkskirche liegt außerhalb des Sternbilds Aquarius. Der zugehörige Stern gehört zum Sternbild der Fische (γ Piscis). Ins Sternbild Fische wurde der Beginn des Christentums datiert: Das Neue Werk begann damit.

Ein berühmter Mann ist aus Erfurts Mauern hervorgegangen. Martinus luther ex Mansfelt (die Stadt hieß seinerzeit noch Erpfort.) Kannte er die Urbanoglyphe?

„Geheiligt war die Quelle auf dem Berg Parnaß. Wer das Glück hatte, aus ihr zu trinken, dem schenkten die Musen dichterische Eingebung und Schöpferkraft. Doch nur mit Hilfe des [...] Pegasus konnte man zu dieser Zauberquelle gelangen. 'Den Pegasus reiten' ist zu einer metaphorischen

Wendung für Schöpferkraft und dichterische Eingebung geworden.“ [Bonov 48 ff.]

Schöpferkraft hatte der Reformator. Zu Erfurt selbst soll er gesagt haben: „Erfurt steht am besten Ort, ist eine Schmalzgrube. Da müsste eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennete“ [Giesecke 76]. Und: „Gott straft uns mit Fülle“. Diese Fülle und die aus ihr erwachsende wankelmütige, auf den Vorteil des Augenblicks bedachte Handlungsweise hatte nicht nur der Reformator und nicht nur an Erfurt auszusetzen.

Quellen

- Bonov, Angel (1986): Sternbilder – Sternsagen; Urania Verlag, Leipzig
- Brätz, Herwig (2001): Geheimnisvolles Rostock – Eine Stadt als Kunstwerk; Redieck & Schade, Rostock
- Evers, D. (1991): Felsbilder – Botschaften der Vorzeit; Leipzig
- Giesecke, Hans (1972): Das Alte Erfurt; Koehler & Amelang, Leipzig
- Humpert, Klaus / Schenk, Martin (2001): Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der ‘Gewachsenen Stadt’, Theiss, Stuttgart
- Illig, Heribert (2002): “Editorial”; in: ZS 14 (1) 3 f.
- Rohowski, Ilona (1997): Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Denkmale in Brandenburg, Landkreis Barnim; Wernersche Verlagsgesellschaft, Worms
- Seel, Otto (1995): Der Physiologus – Tiere und ihre Symbolik; Artemis & Winkler, Zürich
- Sippel, Hartwig (2002): Die Templer ; Bechtermünz, Augsburg
- Weis, Hans-Willi (2002): “Der Mythos vom ‘wahren Kern’ der Religion”; in: Psychologie heute, April 2002, S. 32 ff.

Axel Brätz, 16225 Eberswalde, Schillerstr. 16 MuKi_Braetz@web.de

Humpert/Schenk – Brätz/Brätz

Eine Abwägung von Heribert Illig

Als 2001 das gewichtige Werk von Klaus Humpert und Martin Schenk erschien, waren auch die *Zeitensprünge* des Lobes voll [Schmidt 2002]. Denn den "Mythos der 'gewachsenen Stadt'" als überholt und erledigt nachzuweisen, ist gerade für die Mittelalterforschung von beträchtlicher Bedeutung. Zudem bestach die exzellente Aufmachung des Buches und die gründliche Forschungsarbeit des Teams um Humpert.

Die spätere Lektüre ergab für mich jedoch anderes. Zunächst ist kein Misstrauen gegenüber der herkömmlichen Auffassung zu erkennen: So gibt es weiterhin die Ruinenbischöfe des frühen Mittelalters: "In den mehr oder weniger zerstörten römischen Ruinen residierten die Bischöfe in ihren ummauerten Dombezirken" [H/S 57] – eine kaum vertretbare, längst kritisierte Vorstellung [Illig 1996, 156 f.].

Zentral ist die Überlegung, gewonnen aus den auffällig gekurvten Straßenzügen von Freiburg/Breisgau: Stadtgründungen fanden auf der 'grünen Wiese' statt, weil nur auf einem sauber gerodeten Terrain schier unendlich lange Seile ausgespannt werden konnten. Unter deren Einsatz wurden dann Teilradien von 1.000, 2.000, ja selbst von 5.000 Fuß in den Boden gepflügt. 5.000 Fuß, das sind bei den schwankendem Fußmaßen allemal 1.500 m! Solches Maß wurde etwa in Regensburg gefunden – mit einem Kreismittelpunkt jenseits der Donau. Auch die berühmte Steinernen Brücke ist in einer sanften Krümmung errichtet, hier beträgt der Kreisradius ein Mehrfaches der Brückenlänge, und der Kreismittelpunkt läge in der Donau [H/S 51]! Auch in Lübeck wäre ein Straßenbogen über die Trave hinweg mit einem Radius von 3.000 Fuß konstruiert worden [H/S 20], ähnlich in Mühldorf am Inn [H/S 37].

Nun kennen Humpert und Schenk etliche Städte, bei denen aufgrund des Bodenreliefs das Arbeiten mit den überaus langen Seilen gar nicht möglich war: Rottweil [H/S 120], Siena ([H/S 194]; dies aus eigener Anschauung geschlossen), Bern [H/S 26] und Breisach im Breisgau [H/S 26]. Aber die Autoren kennen hier einen einfachen Ausweg: die Viertelmethode [H/S 355]. Bei ihr wird auf einer Geraden ein Mittellot errichtet. Von dem aus spannt sich nun ein Dreieck über der Geraden aus. Auf den neuen Dreiecksseiten werden wiederum Mittellote errichtet – und so ergibt sich nach etlichen Iterationsschritten ein beliebig genauer Kreisbogen.

Was die beiden Autoren nicht sehen wollen: Wenn Kreisbögen beliebiger Größe auch ohne Seile konstruiert werden können, dann ist deren Einsatz nirgends zwingend! Damit entfällt die 'grüne Wiese' und damit können Städte

gleichwohl gewachsen sein: Denn nun stört eine Altbesiedlung in keiner Weise mehr das Vermessen neuer Stadtgebiete. Natürlich sind im Hochmittelalter genügend Städte auf freier Fläche vermessen worden, aber bei weitem nicht so viele, wie von Humpert und Schenk unterstellt. Damit erledigt sich auch die Frage von Hanjo Schmidt [184 f.], woher die Menschenmassen kamen, die jene rund 3.000 Städte bewohnt hätten, die nun zwischen 1000 und 1350 allesamt ganz neu entstanden sein sollen. Dieses künstlich erzeugte Problem kann wieder verabschiedet werden.

Schließlich fällt bei Humpert/Schenk auf, dass sie zwar Stadtmauern, Stadttore, Straßen und selbst Abwasserstrecken als sauber konstruiert nachweisen können, nicht jedoch die öffentlichen Bauten. Ausgerechnet Kirchen, heute noch vielerorts die innerstädtischen Wahrzeichen, werden weitgehend ignoriert. Das erscheint völlig unbefriedigend.

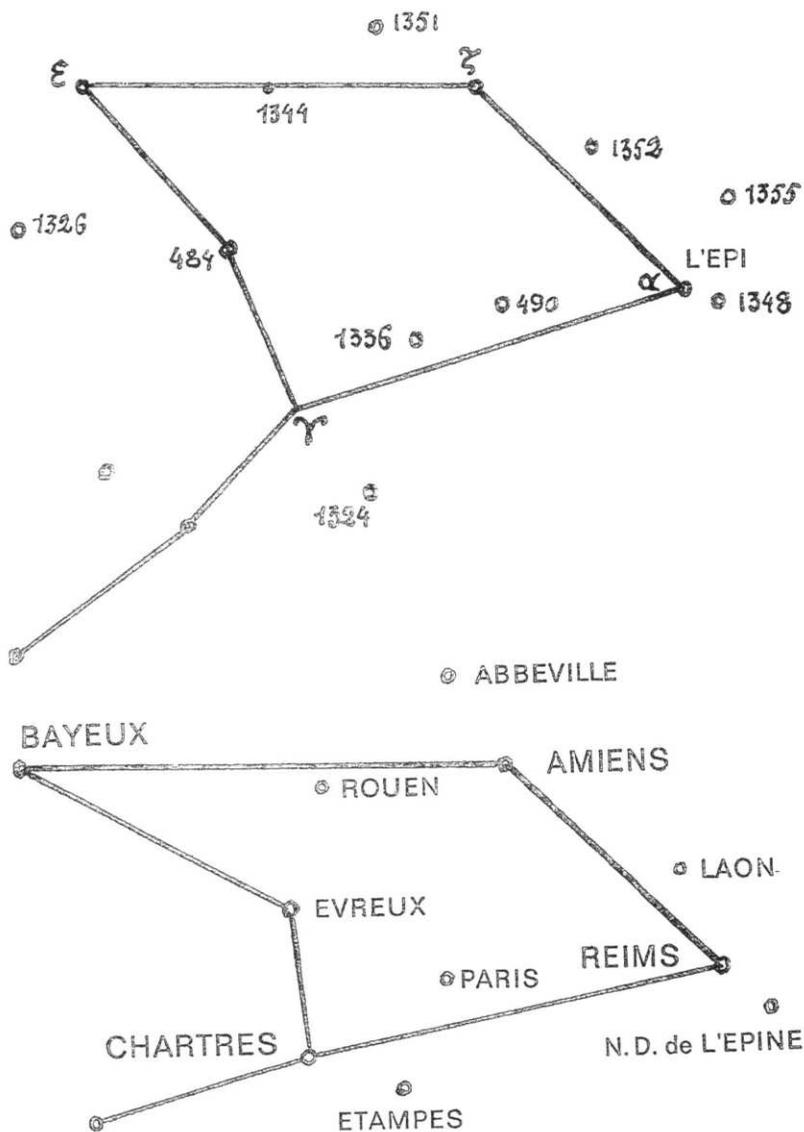
Den umgekehrten Weg gehen die Gebrüder Brätz. Für sie sind gerade die Kirchen die markantesten Punkte einer Stadt; konsequenterweise wollen sie einen Stadtgrundriss von ihnen aus erklären. Hinzu tritt die Vorstellung eines Bildes, das am Beginn der Planung stand – gewissermaßen das Stadtwappen auf dem Boden. (Martin Ungericht hat uns – [2000 in Aachen] – den Ulmer Spatz im Straßengrundriss gezeigt).

Axel Brätz hat in Erfurt ihre gemeinsamen Thesen vorgestellt und anhand des Erfurter Grundrisses dargelegt. Sie erklären damit auch den Kern dieses alten Handelsplatzes sehr wohl als geplant, der für Humpert/Schenk das Musterbeispiel einer ungeplanten Struktur bildet [H/S 41]. Anknüpfungspunkte für die Interpretationen sind Hausnamen, Ortslegenden und vieles andere.

Ob dieses im Kern assoziative Verfahren zwingende Ergebnisse liefern, ob es überhaupt wissenschaftlich genannt werden kann, ist in Erfurt sehr lebhaft diskutiert worden; die Mehrzahl sprach sich dagegen aus. Für viele wirkt das freie Assoziieren, vor allem wenn es in andere Sprachen und Kulturkreise überwechselt, geradezu unseriös.

Axel Brätz ist von mir zu diesem Vortrag eingeladen worden, weil die Schwächen bei Humpert und Schenk offensichtlich und nicht behebbar sind. Wir brauchen also neue Modellvorstellungen, die unser Verständnis für die alten, krummwinkligen und deshalb so anheimelnden Stadtkerne verbessern. Kann die "Urbanoglyphe" mit ihren – bislang allzu – freien Assoziationen hier Ersatz bieten?

Die Brüder Brätz finden auch Sternbilder am Boden. Mir ist dieser Gedanke erstmals bei Louis Charpentier [1972/1986] begegnet, der die Konstellation des Sternbildes Jungfrau durch die Marien-Kathedralen Nordfrankreichs nachgezeichnet sieht [ebd., 26 ff.]. Reims steht dabei für Spica als den hellsten Stern in der Jungfrau. Nahebei soll die Kleinstadt Notre Dame de



Die Konstellation des Sternbildes Jungfrau und die Marienkathedralen Frankreichs [Charpentier 26]

l'Épine eine viel kleinere, aber katedralartig wirkende Marienkirche besitzen, der ein kleinerer Stern entspricht. Ein Besuch dieses kleinen Ortes und seiner großen Kirche überzeugte mich, dass die Überlegungen konzis sind. Vor Charpentier hat schon Maurice Leblanc bemerkt, dass Benediktinerabteien in der Normandie am Boden das Sternbild des Großen Bären nachzeichnen [ebd., 27]. Die Identifizierung der Gizeh-Pyramiden mit den Gürtelsternen des Orion hat diesen Analogie-Gedanken weltweit populär gemacht [Bauval 1984]. Mittlerweile wird im südlichen Westfalen "das erste Weltwunder" propagiert, worauf mich Georg Menting aufmerksam gemacht hat. Wolfgang Thiele und Herbert Knorr [2003] haben mittels 237 alter Kirchorte ein System von 17 Sternbildern und etlichen Einzelsternen nachgezeichnet. Sie haben obendrein aus den Sternkonstellationen retrokalkuliert, dass diese riesige Himmelskarte bereits -2800 angelegt worden sei. Demnach müssten die ältesten Kirche steinzeitliche Kultplätze überdecken.

Mittlerweile könnte einem Angst und Bange werden: Zieht man noch die Arbeiten von Heinz Kaminski [1995] und die im Heft abgedruckten Aufsätze von Peter Amann zu [seit 1997], dann verdichtet sich der Eindruck, dass unsere Altvorderen nichts anderes und nichts wichtigeres zu tun hatten, als den Himmel auf Erden abzubilden und Orientierungssysteme übers Land zu breiten.

Bei aller Vorsicht zeichnen sich hier noch vielfältige Interpretationen ab. Vielleicht gelingt es auch bei den Urbanoglyphen, eine nachprüfbare Methode zu entwickeln.

Literatur

- Bauval, Robert (1984): *Das Geheimnis des Orion*; München
- Brätz, Axel u. Herwig (2002): "Münchner Kindl und Buddenbrooks. Eine Rezension von Humpert/Schenk"; in: *ZS* 14 (1) 187-193
- Charpentier, Louis (1986): *Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres*; Köln (1972)
- Humpert, Klaus / Schenk, Martin (2001): *Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der 'Gewachsenen Stadt'*; Stuttgart
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Kaminski, Heinz (1995): *Von Stonehenge nach Atlantis. Sternenstraßen der Vorzeit*; München
- Schmidt, Hanjo (2002): "Die Gründung mittelalterlicher Städte. Gründungsakt contra kontinuierliches Wachstum. Die Forschungsarbeit von Klaus Humpert und Martin Schenk"; in: *ZS* 14 (1) 178-186
- Thiele, Wolfgang / Knorr, Herbert (2003): *Der Himmel ist unter uns. Die faszinierende Entdeckung des ersten Weltwunders zwischen Rhein und Weser, Lippe, Ruhr und Main*; Bottrop

Nun doch Liebeskontinuität !

Franz Siepe

Gestrich, Andreas / Krause, Jens-Uwe / Mitterauer, Michael (2003): *Geschichte der Familie*, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, 750 S., 34 Abb. u. 42 Schaubilder, Leinen

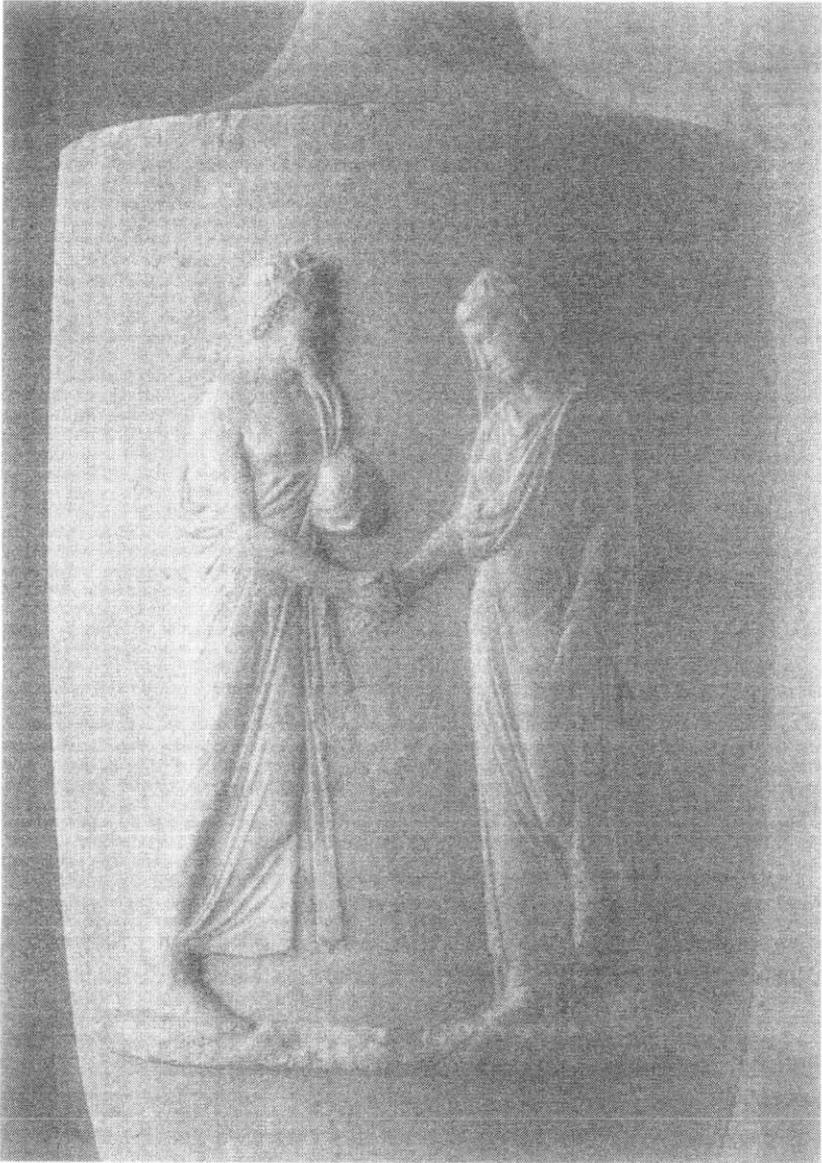
Im Sommer 2003 gab es Getümmel, nachdem der Apostolische Stuhl endgültig reinen Tisch mit der im Volk so genannten Homo-Ehe gemacht und alle Kräfte des Weltkreises – parlamentarische wie außerparlamentarische – zur großen Weigerung auf die Barrikaden gerufen hatte [Sekt. d. Dt. Bischofskonf., passim]. Was hatte man denn vom modernisierungsresistenten Papst Johannes Paul II. und seinem niederbayerischen Großinquisitor Ratzinger erwartet? In Rom hängt man das Ornat eben nicht nach dem Wehen des Zeitgeists; erst recht dann nicht, wenn es um Liebesgeschichten und Heiratsachen geht.

Noch 1999 hatte Andreas Gestrich, rühriger Professor für Neuere Geschichte in Trier und Mitautor des hier anzuzeigenden voluminösen Werks, die Dinge um Liebe und Ehe anders gesehen als heute. Damals hatte er – gemäß der ehe- und familienskeptischen *Communis opinio* – die Ansicht verfochten, die Liebeseheliche sei quasi eine bürgerliche Erfindung und erst „seit der Zeit der Romantik, vor allem seit Friedrich Schlegels 1799 erschienenem Roman 'Lucinde'“ [Gestrich 1999, 32], gang und gäbe geworden.

Vier Jahre später meint Gestrich, so könne man das nicht stehen lassen. Das Vorkommen der Liebeseheliche sei mitnichten auf eine bestimmte historische Epoche zu begrenzen:

„Liebe als emotionales Kriterium der Partnerwahl findet sich sicher nicht erst seit dem ausgehenden 17. [sic] Jahrhundert. [...] Emotionen und materielle Interessen müssen keinen Gegensatz darstellen. Emotionen sind vielmehr eingelagert in vielschichtige Prozesse des sozialen Austausches und der gegenseitigen materiellen und sozialen Abhängigkeit. Ihre sprachliche ‚Codierung‘ ist vielschichtig. Es ist daher ebenso irreführend, die Abwesenheit materieller Interessen anzunehmen, wenn in bürgerlichen ‚Werberitualen‘ des 19. und 20. Jahrhunderts nur von Liebe die Rede ist, wie es falsch wäre, von der Betonung primär materieller Interessen bei der bäuerlichen Partnerwahl der Frühen Neuzeit auf die Abwesenheit emotionaler Beziehungsstrukturen zu schließen.“ [Gestrich u. a. 2003, 487 f.]

Christian Geyer bringt diese Erkenntnis wie folgt auf den Punkt:



Attisches Grabmal (Lekythos) mit Ehepaar, um -375, Gefäßhöhe 74 cm;
Glyptothek, München [Postkarte]

„Der häufig angenommene Wandel von der ‚Vernunftthe‘ zur ‚Liebesehe‘ als historisch dingfest zu machender Paradigmenwechsel hat in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden.“

Nun ist das beileibe keine atemberaubende Trouvaille; hat nicht bereits Leah Otis-Cour [136 ff.] mit Blick auf das Hohe Mittelalter überzeugend nachweisen können, daß das – notabene theologisch forcierte – Eheideal den Affekt der Liebe voraussetzte und geradezu als Heiratsbedingung einschloss? Freilich waren nicht Venus und Adonis, sondern Maria und Josef die Vorbilder.

Und was die Antike anlangt, hätte man nur das 23. Buch der *Odyssee* anzusehen, um bereits im archaischen Griechenland auf eine Gattenliebe zu treffen, die nicht deshalb schon, weil sich Penelope und Odysseus unaffektiert verhalten, als affektlos vorzustellen ist. Gyburg Radke hat das jüngst eindrucksvoll herausgearbeitet.

Zeugnisse für tiefe Liebe zwischen Eheleuten liefert schließlich eine Fülle von Inschriften und bildlichen Darstellungen auf Grabsteinen des Altertums. Nur ist der auf diesem Gebiet sehr einflussreichen feministisch dominierten Forschung daran gelegen, solche Monumente, wenn sie sich denn nicht wegdiskutieren lassen, im Sinne ihrer ehefeindlichen Ideologie umzudeuten, wie ich das andernorts [Siepe 2002, 307] exemplarisch dargelegt habe.

Überhaupt ist Gattenliebe eine ubiquitäre, die Zeiten und die Kulturen übergreifende Erscheinung [Dux 225 ff.], woran die Tatsache, dass auch auf diesem Feld Ideal und Wirklichkeit allzu häufig auseinander fallen, nichts ändert.

Für die Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift dürfte die Frage nach – synchroner und diachroner – Kontinuität des affektiven Moments bei der zweigeschlechtlichen Partnerwahl deshalb von Belang sein, weil sie in enger Berührung mit der Frage nach dem historischen Erklärungswert wie auch den sittlichen Konsequenzen der so genannten Phantomzeitthese steht. Ich verweise diesbezüglich auf meinen Aufsatz „Keine Liebe unter Karl?“ [ZS X (3), 440 ff.], in dem ich demonstrierte, dass die Illig'sche These nicht zuletzt deshalb Beachtung verdient, weil mit ihr die – im Wortsinne unglaubliche – mentalitätsgeschichtliche Behauptung der Abwesenheit von Liebesgefühlen im Frühmittelalter aus der Welt geschafft wäre. Auf diese Weise tragen die Erkenntnisse Illigs zur Aufklärung über eine sozialanthropologische Essentialie bei und verhelfen dem Affekt der Geschlechterliebe zur Würde historischer Kontinuität.

Nehmen wir Illig und den neuen Gestrich nur ernst, so besteht kein Grund zum Zweifel daran, dass Mann und Weib, wenn sie einander herzlich lieben, keiner Mode und keinem Zeitdiktat gehorchen, sondern in einer ungebrochenen, guten, alten und soliden Tradition leben.

Literatur

- Dux, Günter (1992): Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter; Frankfurt a. M.
- Gestrich, Andreas (1999): „Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert“; in: Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 50; München
- Geyer, Christian (2003): „Mein eingelagertes Engelchen“; in: FAZ, 2.7.2003, S. 34
- Hartmann, Elke (2002): Heirat, Hetärentum und Konkubinat im klassischen Athen; Frankfurt a. M.
- Otis-Cour, Leah (2000): Lust und Liebe. Geschichte der Paarbeziehungen im Mittelalter; Frankfurt a. M.
- Radke, Gyburg (2003): „Die Liebe in den Zeiten der Philologie“. Unveröffentlichtes Manuskript; erscheint voraussichtlich in Hermes (2004)
- Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.) (2003): Erwägungen zu den Entwürfen einer rechtlichen Anerkennung der Lebensgemeinschaften zwischen homosexuellen Personen (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 162); Bonn
- Siepe, Franz (1998): „Keine Liebe unter Karl? Ein mentalitäts- und literaturgeschichtlicher Exkurs“; in: ZS X (3) 440-460
- (2002): „Rezension zu Thomas Späth / Beate Wagner-Hasel: ‚Frauenwelten in der Antike‘“; in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik XXX (3/4) 306 f.

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 25

Neues zum Verständnis von Antike und Neuzeit aus Marburg

Franz Siepe

Schmitt, Arbogast (2003), *Die Moderne und Platon*, Verlag J. B. Metzler, Stuttgart, 600 S., geb.

Warum ist dieses Buch im pekuniären Gegenwert zweier ZS-Jahrgänge speziell den Lesern des Interdisziplinären Bulletins vorzustellen? Deshalb, weil es ohne die Kapripen eines fachwissenschaftlichen Jargons und auf beispielhaftem Argumentationsniveau dem Verhältnis von Antike und Moderne nachfragt. Und da es sich ja so verhält, dass die Antike gemäß dem allgemeinen Verständnis chronologisch justament an der kritischen Linie der „dunklen Jahrhunderte“ ihr endgültiges Ende findet, kann es auch für die Verfechter einer revidierten abendländischen Chronologie à la *Zeitensprünge* sicherlich von geistigem Nutzen sein, mit dem Marburger Klassischen Philologen Arbogast Schmitt über die wesentlichen Eigentümlichkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser beiden Zeiträume nachzudenken.

Der Frage nach Kontinuität oder Diskontinuität, vor welche die so genannte Phantomzeitthese unweigerlich stellt, ist sicherlich auch naturwissenschaftlich (astronomisch, komputistisch, dendrochronologisch etc.) beizukommen. Man hat, wenn man gemäß dem Vorschlag Illigs drei – spätantike bzw. frühmittelalterliche – Jahrhunderte eskamotiert, nicht nur negativ die Konsequenz ins Kalkül zu ziehen, dass Karl der Große und seine Zeitgenossen realgeschichtlich nicht existent wären; sondern man würde auch positiv vor der Aufgabe stehen, das Verhältnis von Antike, Mittelalter und Neuzeit inhaltlich anders als bisher zu bestimmen. Denn die Antike würde sich der Moderne erheblich annähern, und frühmittelalterliche Vermittlungsinstanzen würden so nicht mehr vorhanden sein. Hierbei sei der Name „Moderne“ in dem weiten Sinne des hier zu besprechenden Bandes als Gegenbegriff zu „Antike“ und als Synonym von „Neuzeit“ hingenommen.

„Was ist der Grund,“ fragt Schmitt,

„warum [...] in dieser knapp 700 Jahre alten Phase der Neuzeit und Moderne so häufig das Bewußtsein anzutreffen ist, das Neue, ‚Moderne‘ könne nur durch eine entschiedene Abkehr vom Alten, durch seine Destruktion oder Überwindung erreicht werden? Dieser Frage stellt sich das Forschungsprojekt, dessen Hauptresultat in diesem Buch zur Diskussion gestellt werden soll.“ [S. 2f.]

Grundsätzlich hält Schmitt die populäre Rede von Paradigmawechseln [vgl. Anwander, passim] für ein modernes Missverständnis: Während die Moderne sich selbst gleichsam zwanghaft permanent qua „Wenden“, Innovationen und Revolutionen legitimiert – „Zum Bewußtsein der Modernität gehört in jedem Fall das Bewußtsein der Ein- und Erstmaligkeit“ [S. 10] –, geraten ihr tatsächlich vorhandene sachliche Kontinuitäten notwendigerweise aus dem Gesichtsfeld. Jedoch:

„Was von außen als Revolution, Wende, Paradigmenwechsel erscheint, ist von innen gesehen meist nichts als eine Umbesetzung oder Akzentverlagerung unter bestimmten Systemstellen, die das System als ganzes gerade nicht in Frage stellen, sondern seine Beibehaltung voraussetzen oder es sogar sichern wollen.“ [S. 13]

Diese „Akzentverlagerung“ demonstriert der Autor ausgiebig am Beispiel der Antikenrezeption der Renaissance, die ihr Verständnis des griechisch-römischen Altertums aus der – verkürzten – Interpretation der platonisch-aristotelischen Tradition bezog, wie sie vom Nominalismus des Spätmittelalters (Duns Scotus, Wilhelm von Ockham) vorgegeben worden war. Dort, in der nominalistischen Antwort auf den Universalienstreit der Scholastik, liegt laut Schmitt der philosophiegeschichtliche Ursprung der Moderne, insofern das Einzelding und seine Anschauung in der Sinneswahrnehmung zum einzigen Prinzip gültiger Erkenntnis erhoben wurden, und zwar unter Berufung auf einen quasi halbierten, nur empiristisch-sensualistisch begriffenen Aristoteles [vgl. S. 27-32]. In der Folge veränderte sich das Selbstverständnis des Denkens: Es hat nunmehr bloß zu analysieren und zu synthetisieren, was ihm von der Sinnesanschauung dargeboten wird. Anders gesagt, es kann „nur die Aufgabe einer ‚Aufklärung‘ haben, es hat von sich aus keine schöpferische Kraft“ [S. 38]. Und weil weder das scholastische Mittelalter noch die platonisch-aristotelische Philosophie der Antike einen derartig reduzierten Begriff des Denkens hatten, „entsteht der Anschein, als hätten diese Epochen sich überhaupt nicht um eine Aufklärung des Denkens über sich selbst bemüht“. [S. 40]

Freilich richtete sich die Erkenntnistheorie Platons und Aristoteles' nicht in derselben Weise wie die neuzeitlicher Philosophen auf die Reflexion über die Leistungen des Verstandes, weil sie das Denken eben nicht als einen die ursprünglich dunklen Sinnesempfindungen bloß nachträglich aufhellenden Vorgang verstanden. Vielmehr war das Denken für sie eine per se kreative Tätigkeit, die – durch Unterscheidungsakte – bereits bei der Gegenstandswahrnehmung wesentlich mitspielt. Daher lag der für die Moderne konstitutive Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand als epistemologisches Problem eigentlich antik überhaupt nicht vor.

Für wie weitreichend Schmitt die in der Spätscholastik einsetzende „metaphysische Überlastung des Einzeldings“ [S. 34] ansieht, durch die sich die

Moderne/Neuzeit von der Antike abgrenzt, mag die folgende Textstelle verdeutlichen, die zugleich einen Eindruck von dem weitgehenden und gar nicht unbescheidenen programmatischen Anspruch des Marburger Althilologenprojekts unter dem Titel „Neuzeitliches Selbstverständnis und Deutung der Antike“ vermittelt:

„Die frühe Neuzeit war sich der theologischen Implikationen der Absolutsetzung des Einzelnen wohl bewußt. Das Einzelne zur Instanz seiner selbst erklären heißt nichts anderes, als die Welt zur direkten und unmittelbaren Verkörperung Gottes, d.h. einer absoluten Rationalität („Gott würfelt nicht“), zu erklären. Wenn man beachtet, daß erst durch sie Hegels Übertragung der christlichen Trinitätslehre auf die Entwicklungsgeschichte der Welt selbst, und daß erst durch diese Übertragung die Idee einer Verkörperung des absoluten Geistes in den einzelnen Völkern und damit die moderne religiöse Überhöhung des Nationalstaats entstanden ist, hat man ein eminentes Beispiel für das ganze Gewicht, das dieser [nominalistischen] metaphysischen Wende zur Erfahrung zukommt.“ [S. 35]

An dieser Stelle darf ein kleiner Exkurs eingeschoben werden: A. Schmitt beginnt seine Analyse des Selbstverständnisses der Neuzeit in Abgrenzung gegenüber der Antike bewusst mit dem späten Mittelalter [vgl. S. 1]. Da dürften die Leser dieser Zeitschrift hellhörig werden und vielleicht nach der frühmittelalterlichen/frühscholastischen Antikenrezeption und hier speziell nach der Position des Johannes Scotus Erigena/Eriugena († nach 877), eines wichtigen „Vermittler[s] griechischer neuplatonisch-christlicher Überlieferungen“ [Herle/Wagner 159], fragen. Nach Bertrand Russells Philosophiegeschichte wäre Erigena, „the most astonishing person of the ninth century“ [S. 396], eher im 5. oder auch im 15. Jahrhundert zu erwarten als im 9. Jahrhundert.

Illig [367] schlägt vor, diesen erstaunlichen Mann mit seinem (neuplatonischen) Pantheismus [Denzler/Andresen, 59] hochmittelalterlich, also im 12. Jh., zu beheimaten. Dem würde entgegenkommen, dass im 12. Jh. der platonisierende Pariser Theologe Hugo von St. Victor († 1141) Erigena für den „bedeutendste[n] Theologe[n] der lateinischen Christenheit des Mittelalters“ [Schrimpf 10] hielt und den sonderbaren Satz zu Papier brachte:

„Bei den Griechen war Linus der Theologe, bei den Lateinern Varro, **zu unserer Zeit** Johannes Scotus.“ [zit. nach Schrimpf, 10; fettkursive Hvhg., F.S.]

Abgesehen davon, warum und wieso Hugo einen (welchen?) Linus neben dem römischen Universalgelehrten Varro (116-27) für den herausragenden griechischen Theologen ansieht – die Apostrophierung des ca. 300 Jahre älteren Erigena als einen Theologen „unserer Zeit“ gibt gewiss zu denken. Und sicherlich würde überhaupt eine lohnende Aufgabe darin bestehen, sich aus der Perspektive der Chronologiekritik einmal gründlicher mit Erigena zu

befassen, dem „Vater der Scholastik“ und dem „begrifflich schärfste[n] und zugleich phantasiereichste[n], kraftvollste[n] Denker im frühen Mittelalter zwischen Augustinus und Anselm von Canterbury“ [Beierwaltes 7]. Es sei aber ausdrücklich hinzugefügt, dass man sich die Sache auch dabei nicht zu leicht machen darf, weil mit Erigena ja durchaus nicht nur ein isoliertes Individuum, eine „singuläre Gestalt“ [Herle/Wagner 159], zur Debatte stehen würde, sondern zugleich ein immenses Tableau vor allem theologie- und kirchengeschichtlicher Geschehnisse wie beispielsweise der Prädestinationsstreit um Gottschalk den Sachsen (ca. 806 – ca. 868).

Doch zurück zu Arbogast Schmitt, der als akademischer Lehrer auch in dieser voluminösen Publikation den didaktischen Grundsatz „repetitio est mater studiorum“ gründlich beherzigt. Aber es muss ja nicht unbedingt ein Mangel sein, eine Kardinalthese in den unterschiedlichsten Kontexten immer wieder zu unterbreiten. So variiert der Autor dieses Buches mit dem Enthusiasmus des modernitätsskeptischen Humanisten durchgängig den Gedanken, die klassische Antike sei, anders als das gängige Vorurteil es will, mitnichten naiv und reflexionslos gewesen, sondern habe ihre eigene, der abstrakten Ratio der nominalistisch geprägten Neuzeit in vielen Belangen sogar überlegene Rationalität gehabt; überlegen nicht zuletzt deshalb, weil es ihr, der antiken Vernunft, nicht primär um die pure egoistische Selbsterhaltung gegangen sei, sondern um das „gute Leben“ des Individuums wie um das seiner Sozietät.

Die Hauptabsicht des Schmittschen Argumentationsgangs liegt in der Aufklärung über solche Selbstüberschätzungen der Moderne, die aus der Verabsolutierung einer kurzschlüssig konstruierten, beschränkten Immanenz resultieren und deshalb in Aporien münden, aus denen eine Besinnung auf die platonisch-aristotelische Vernunft vielleicht einen Weg weisen könnte. Dabei ist dem Autor und seinen Mitarbeitern des Marburger Forschungsprojekts an den fundamentalen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Themen ebenso gelegen wie an den Grundproblemen von Ästhetik, Ethik, Politik und Ökonomie; und all das unter der Leitfrage, wie und mittels welcher Begründungsfiguren die Moderne auf diesen Feldern sich in Opposition zur Antike als Moderne konstituiert und legitimiert.

Der Band, der seine Herkunft aus dem akademischen Forschungszusammenhang nicht leugnet, bietet fraglos keine nur leichtverdauliche Kost, und der Leser sollte sich nicht genieren, ruhig einmal ein Kapitelchen zu übergehen, wenn ihm die Sache (evtl. „Die methodische Bedeutung des Widerspruchssaxioms und die ‚nichtklassischen‘ Logiken der Gegenwart“) partout nicht liegt. Nichtsdestoweniger wird er wieder einmal dahingehend belehrt werden, dass die Sicht von einem – hier altphilologischen – Elfenbeinturm

aus oftmals weiter, klarer und freier ist als der stiere Blick vom Maulwurfshügel purer Aktualitätsbeflissenheit.

Das trifft in Sonderheit zu auf Schmitts Gedanken zur „Kultur der Gefühle“. Über dieses Thema hält er im Wintersemester 2003/04 an der Philipps-Universität eine Vorlesung, die außergewöhnlichen Zuspruch findet und zu der er im kommentierten Vorlesungsverzeichnis einführend und resümierend schreibt:

„Die ‚Entdeckung‘, daß Gefühle eine eigene Form der Intelligenz haben, wird in vielen neueren philosophischen und psychologischen Gefühlstheorien als eine Wende verstanden, durch die das einseitig am Bewußtsein orientierte, rationalistische Selbstverständnis des Menschen der Moderne abgelöst worden sei. Durch diese Wende wurde für viele auch die antike Philosophie wieder interessant, da es in mehreren Philosophenschulen der Antike ausgeführte Theorien über eine affektive und emotionale Intelligenz gibt. [...] Dabei soll auch deutlich werden, daß nicht alles, was in der Geschichte ‚überwunden‘ wurde, weniger differenziert und weniger einleuchtend ist als diejenigen Positionen, die sich als neu verstehen.“

Angesichts der gegenwärtigen Hausse des Redens über „Gefühle“ und angesichts der katastrophalen Missverständnisse, die aus der Diskriminierung des Mannes herrühren, der angeblich unfähig ist, seine Gefühle „zu zeigen“ (als wären diese herzeigbare Dinge!), dürfte es nunmehr wirklich an der Zeit sein, das Verdinglichte und Fettschafte des „Gefühls“ zu erkennen. Ist es doch mit all seiner outrierten Geltungssucht Produkt derselben Moderne, die erst alles daran gesetzt hat, das Sinnliche und Emotionale aus der höheren Sphäre des Verstandes und der Vernunft zu verbannen, um dann die angestrenzte Wiederausammenfügung des Getrennten unter Etiketten wie „emotionale Intelligenz“ effektiv zu zelebrieren.

Zum Schluss sei angemerkt, dass solche Überlegungen zu Geschichte und Geschichtlichkeit von „Gefühl“, wie Arbogast Schmitt sie in seinem Buch entfaltet, sogar im Hinblick auf die Frage nach Existenz oder Nichtexistenz der drei kritischen frühmittelalterlichen Jahrhunderte weiterführend sein könnten. Hier ließe sich auf meinen Aufsatz „Keine Liebe unter Karl“ [Siepe] verweisen, in dem die Behauptung des Mentalitätshistorikers Peter Dinzelbacher, die Menschen jener Zeit hätten das „Gefühl der Liebe“ [Dinzelbacher 76] gar nicht gekannt, zum Ausgangspunkt meines Plädoyers für die Erklärungsträchtigkeit der Illigschen „Phantomzeitthese“ war (s. S. 623). Schön wäre es, wenn sich in den *Zeitensprüngen* vielleicht auch daran eine kollegial geführte Diskussion entzündete.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2003): „Nachrichten aus der Geschichte der Naturwissenschaften
nebst kritischen Anmerkungen zum Paradigma-Begriff bei Thomas Kuhn“, in: ZS
15 (2) 349-374
- Beierwaltes, Werner (1994): Eriugena; Frankfurt/Main
- Denzler, Georg / Andresen, Carl (⁴1993): Wörterbuch der Kirchengeschichte; Mün-
chen
- Dinzelbacher, Peter (Hg., 1993): Europäische Mentalitätsgeschichte; Stuttgart
- Härle, Wilfried / Wagner, Harald (²1994): Theologenlexikon; München
- Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- Russell, Bertrand (⁷1974): History of Western Philosophy; London
- Schrimpf, Gangolf (1982): Das Werk des Johannes Scottus Eriugena im Rahmen des
Wissenschaftsverständnisses seiner Zeit; Münster
- Siepe, Franz (2003): „Nun doch Liebeskontinuität!“; in: ZS 15 (3) 621-624
- (1998): „Keine Liebe unter Karl? Ein mentalitäts- und literargeschichtlicher Ex-
kurs“, in: ZS 10 (3) 440-460
- Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 25

Wissenschaft als Ideologie- und Kulturkritik

Hans Peter Duerrs Abrechnung mit dem *Prozeß der Zivilisation*

Stefan Diebitz

Nicht allein materiell kann die Geschichte verfälscht werden, durch die Erfindung von Geisterreichen, nie geschlagenen Schlachten oder fiktiven Herrschern, sondern auch ihr innerer Ablauf, ihre Logik, die Aufeinanderfolge und das Auseinander von Ideen oder die Entwicklung psychischer und sozialer Verhaltensmuster lässt sich auf den Kopf stellen. Ein prominentes Beispiel für eine solche Geschichtsverfälschung ist das zweibändige Werk *Über den Prozeß der Zivilisation* von Norbert Elias.

In seinem 1936 erschienenen Buch, das für die Geschichte der Sozialwissenschaften höchst bedeutsam werden sollte, hat der Soziologe zu beschreiben versucht, wie sich die Scham- und Affektstandards unserer Zeit entwickelten, wie nämlich

„die Menschen im Laufe der Zivilisationsbewegung alles das zurückzudrängen versuchten, was sie an sich selbst als ‚tierische Charaktere‘ empfinden“ [alle folgenden Zitate: Elias 1, hier: E. 1,162],

und wie sich auf diese Weise eine „Zivilisationskurve“ [E. 1,250] entwickelte, in welcher „der innere Zwang, der Selbstzwang“, dem sich die Menschen „entsprechend der Integrationsform und dem Verhaltenscode der Gesellschaft“ [E., 1. 254] unterwarfen, immer weiter wuchs und sich in immer differenzierterer Weise entwickelte. Die Zivilisationsbewegung richtete sich „auf eine immer stärkere und vollkommeneren Intimisierung aller körperlichen Funktionen“ [E. 1. 261]. Ursprünglich, so die These von Elias, standen die Menschen dem Körper „unbefangener gegenüber, man kann auch sagen: kindlicher.“ [E. 1. 224]

Diese letzte Bemerkung zeigt deutlich, dass sich die Zivilisationstheorie an der individuellen Entwicklung eines Menschen orientiert, also nach dem Vorbild der Geschichtstheoretiker der Aufklärung die Entwicklungsphasen der Gesellschaft in Analogie zu Kindheit, Jugend und erwachsener Reife eines Einzelmenschen setzt:

„Nach einer Art von ‚soziogenetischem Grundgesetz‘ durchläuft das Individuum während seiner kleinen Geschichte noch einmal etwas von den Prozessen, die seine Gesellschaft während ihrer großen Geschichte durchlaufen hat.“ [E. 1. LXXIV f.]

Nur zu offensichtlich ist dieser Satz in Anlehnung an Haeckels „phylogenetisches Grundgesetz“ formuliert, und es ist eigenartig, dass das wissenschaftliche Publikum diese kryptodarwinistische, mit nichts zu belegende, ja unseren eigenen Erfahrungen strikt widersprechende Theorie widerspruchslos akzeptierte. Entsprechend diesem Grundgesetz aber gingen (und gehen wohl noch) manche oder sogar viele Ethnologen und Soziologen mit Angehörigen so genannter Naturvölker wie mit Kindern um.

Elias fasst das 2. Kapitel seiner Arbeit so zusammen:

„Man erblickt die Menschen bei Tisch; man sieht sie schlafen gehen oder beim feindlichen Zusammenstoß im Kampf. Langsam wandelt sich bei diesen und bei anderen elementaren Verrichtungen die Art, wie der Einzelne sich verhält und empfindet; sie wandelt sich im Sinne einer allmählichen ‚Zivilisation‘ [...]. Sie zeigt zum Beispiel, welche entscheidende Rolle bei diesem Vorgang der ‚Zivilisation‘ eine ganz bestimmte Änderung des Scham- und Peinlichkeitsempfindens spielt.“ [E. I. LXXIII]

Der Ethnologe Hans Peter Duerr hat in fünf materialreichen Bänden, deren letzter im Herbst 2002 erschienen ist, diese Theorie vollständig widerlegt, indem er ihr unter dem Titel *Der Mythos vom Zivilisationsprozeß* Tatsachen entgegenhielt und Elias einer ganzen Fülle von Missverständnissen und Fehlinterpretationen überführte. Eigenartigerweise haben diese Fakten die Anhänger von Elias aber nicht überzeugen können, sondern zu so merkwürdigen Verteidigungssätzen verleitet wie jenem, Elias' Theorie sei „in gewisser Weise gar nicht falsifizierbar“. Ein anderer Journalist schrieb: „Ein Mythos wankt nicht dadurch, daß ihm Tatsachen entgegengehalten werden“ [MZ 4. 363]. Wenn

„alle Fakten, auf die Elias seine Theorie gründe, falsch seien, sei die Zivilisationstheorie ‚nicht widerlegt‘, sondern ‚es fehle ihr nur die empirische Grundlage‘“ [MZ 5. 796],

so lautet das Resümee eines Duerrschen Antipoden in dessen eigenem Referat. Befremdlich, vielleicht sogar skandalös scheint dieser Satz besonders deshalb, weil die Zivilisationstheorie ja nicht etwa, von Hegel oder Schelling inspiriert, die innere Entwicklung des menschlichen Geistes nachzeichnen will, sondern eine von den Fakten ausgehende Theorie zu sein vorspiegelt.

Der katholische Ethnologe Josef Müller hat die Vorstellungen, die der Theorie von Elias zugrundeliegen, schon zuvor auf die Vorherrschaft der Darwinschen Evolutionstheorie zurückgeführt:

„Die Annahme einer unbeschränkten Ausschweifung [des Naturmenschen; S.D.] ist [...] daraus zu erklären, daß die Evolutionstheorie sie begünstigte; Schamgefühl, Keuschheit und Selbstbeherrschung erschienen als die

höchste und letzte Blüte der ethischen Entwicklung, deshalb mußte man erwarten, auf primitiver Entwicklungsstufe gerade das Gegenteil zu finden“ [Müller 79; zur Kritik am Darwinismus noch 37] .

Wer Scham zu dem Ergebnis eines Zivilisationsprozesses erklärt, zu einer Reaktion, die es früher – in der Frühzeit des Menschen ohnehin, aber auch noch im Mittelalter, ja, in der frühen Neuzeit – nur in einer im Vergleich zu heute schwachen, wenig ausgeprägten Form gegeben hat, der muss auch das Weltverhältnis des Menschen anders interpretieren und den Gegensatz zwischen einem öffentlichen und einem privaten Raum einer historisch späten Entwicklung zuordnen:

„Es scheiden sich mit der fortschreitenden Zivilisation immer stärker eine intime oder heimliche Sphäre und eine öffentliche Sphäre, ein heimliches Verhalten und ein öffentliches Verhalten voneinander.“ [E. 1. 262]

Duerr kann im Detail nachweisen, dass dieser Satz falsch ist, und er belegt seine diametral entgegengesetzte Auffassung mit einer schier unglaublichen Fülle von Beispielen, Zitaten und Interpretationen. Kritiker haben angemerkt, dass Elias eigentlich bereits mit Duerrs erstem Band *Nacktheit und Scham* von 1988 widerlegt, und zwar vollständig widerlegt war, aber weder fand sich die Anhängerschaft des berühmten Soziologen bereit, ihre Niederlage anzuerkennen – im Gegenteil, sie ward nicht müde, oft auch unterhalb der Gürtellinie zu polemisieren, und ein spürbar verbitterter Duerr hat in den Nachworten der Bände 2 bis 5 alle diese Angriffe notiert und zum Teil ebenso hart gekontert –, noch zeigte Duerr in seiner schriftstellerischen Arbeit irgendwelche Ermüdungserscheinungen, sondern die Folgebände waren ebenso materialreich wie im Vortrage energisch, oft auch sarkastisch und polemisch, und äußerst unterhaltsam waren sie ohnehin (nicht zuletzt der Thematik wegen, die um die Sexualität kreist und diese in exzessiver und sehr offener, vielleicht manchmal auch unnötig deutlicher Weise zur Sprache bringt).

Das Gesamtverzeichnis der zitierten Literatur umfasst im 5. Band die Seiten 875-1002; schon diese Tatsache deutet an, dass Duerr sein Thema buchstäblich erschöpfend behandelt hat.

Das große Werk von Elias wäre nicht auf eine so große Akzeptanz gestoßen, hätte es nicht präzise dem Zeitgeist entsprochen. Vielleicht tat es sogar mehr als das, insofern es eine über Jahrhunderte währende Entwicklung teils verschleierte, teils verteidigte und sich in jedem Falle zustimmend und bekräftigend in sie eingliederte. Immerhin lagen bereits bei dem Erscheinen seines Werkes Untersuchungen vor (wie etwa jene oben zitierte von Müller), die ausreichend Material für eine vernichtende Kritik des *Prozeß der Zivilisation* bereitstellten.

Seltsam und anstößig ist bereits die Annahme, es gebe so etwas wie einen natürlichen Menschen. Dabei ist es eine der auch von verwandten Wissenschaften wie Soziologie und Ethnologie längst akzeptierten Grundannahmen der philosophischen Anthropologie, „daß es eine vorkulturell faßbare menschliche Natur überhaupt nicht gibt“ [Gehlen 118]. Der Mensch ist „von Natur Kulturwesen“ [Gehlen 231]. „Was ferner nirgends zu beobachten war, das ist Rousseaus und Diderots Naturmensch ohne Staat und Religion“ [Müller 77]. Schon deshalb muss die ganze Argumentation der Elias-Schule ins Leere laufen.

Verschleiert hat die Zivilisationstheorie die Tatsache, dass der primitive Mensch selbstverständlich über Schamstandards verfügt, sogar, auch bei vollständiger Nacktheit und in ertümlichsten und einfachsten Lebensverhältnissen, über Schamstandards und moralische Codices, die die eines Mitteleuropäers an Differenziertheit und Strenge oftmals in den Schatten stellen; und verteidigt hat Elias eine Entwicklung, welche Schamgefühle wie Sittlichkeit überhaupt immer mehr aufweichte und heute gern als „Verklemmtheit“ denunziert – was sie eigentlich nur tun konnte oder kann, weil sie den wirklichen Prozess, der von großer Schamhaftigkeit zur Schamlosigkeit führt, in sein Gegenteil verkehrt, weil sie also von der quasi natürlichen Schamlosigkeit eines angeblichen Naturmenschen ausgeht und gerne zu dieser zurückkehren möchte. Insofern ist *Über den Prozeß der Zivilisation* einerseits ein Exempel für die ideologische Sicht unserer Zeit auf die Geschichte, andererseits die Rezeption des Werkes ein Beispiel für die der selben Ideologie geschuldete Blindheit der Menschen (und besonders der Wissenschaft!) für das Augenfällige.

Dürfte man, sollte sich Duerrs Position durchsetzen, von einem „Paradigmenwechsel“ sprechen? Wohl nicht. Denn es handelt sich gewiss nicht um einen wissenschaftsinternen Vorgang, sondern um die Entzauberung einer ideologischen Verbohrtheit, wobei wir unter Ideologie behelfsweise eine Theorie verstehen wollen, die nicht auf die Wahrheit zielt, sondern der Rechtfertigung einer Praxis dienen soll. Der Angriff auf sie muss also notwendig zu einem Angriff auf die herrschende Moral führen, und so sind auch die Aggressionen der Duerschen Kritiker leichter zu verstehen. Das lässt sich am Beispiel der Prostitution zeigen, die als „ältestes Gewerbe“ zu bezeichnen zu den Phrasen unseres Alltags zählt. Prostitution wird damit als ein nicht fortzudenkender Bestandteil unserer Gesellschaft bezeichnet, aber in Wahrheit ist, wie man seit langem weiß, in den meisten so gen. primitiven Gesellschaften die Prostitution ganz unbekannt, und Promiskuität, anders als das Abziehbild vom sinnenfrohen Wilden uns glauben machen will, die strikte Ausnahme und überhaupt keinesfalls „natürlich“.

Es ist leicht zu sehen, dass unter diesen Umständen – *Über den Prozeß der Zivilisation* ist selbst der reinste Ausdruck der geltenden Moral und deshalb ein opportunistisches, affirmatives Werk – die Anfechtung der Eliasschen Thesen zu der erschreckenden Aggressivität und messerscharfen Polemik führen musste, über die Duerr in den Vor- und Nachworten seiner Bücher so beredt Klage führt. Das kultur- und gesellschaftskritische Potenzial seines Werkes ist enorm und wird in dem Bändchen *Vom Nomaden zur Monade. 10.000 Jahre Menschheitsgeschichte* wenigstens angedeutet, das leider kein geschichtsphilosophisches Resümee enthält, wie es der Titel zu versprechen scheint, sondern nur Interviews und kurze Essays. Duerr ist nicht allein als Wissenschaftler, sondern auch als Moralist ein Außenseiter, was die Bedeutung seines Werkes aber eigentlich nur erhöhen kann. Er beklagt, „dass die allgemein verbindlichen Normen sich zunehmend aufgelöst haben“, und sieht als den herausragenden Vertreter des modernen, narzisstisch veranlagten Menschen den Homosexuellen [Duerr, *Nomade*, 14 f.]. Es dürfte kaum möglich sein, noch mehr gegen alle Regeln eines politischen Disputs, noch mehr gegen die political correctness zu verstoßen, als mit einem solchen Urteil. Oder doch?

Sein kurzer Essay *Die Schrecken der Moderne* [Duerr, *Nomade*, 31-36] über den Islam wurde von der Redaktion des *Spiegel*, für den er geschrieben war, im Gefolge der hysterischen Reaktion auf den bekannten New Yorker Terroranschlag „als unvertretbar abgelehnt“, wohl vor allem deshalb, weil Duerr die moralische Integrität dieser Religion gegenüber den westlichen Ideologien betonte.

Es wäre eine Überlegung wert, ob Duerr, wenn er nicht den künstlich aufgeblasenen Maßstab der konventionellen Chronologie benutzen würde, der schon im Untertitel seines Buches angedeutet wird, seine pessimistische Deutung unserer Situation nicht noch einmal verschärfen müsste. Dieser Maßstab gilt ja auch für die andere Richtung, nämlich dann, wenn der Autor auf der Rückseite des Bändchens die Hoffnung ausspricht, dass die „nächsten Jahrhunderte [...] einen mächtigen Gegenschub bringen“ werden. Aber wenn keine Jahrtausende hinter uns liegen, wie es der Untertitel suggeriert, dann ja vielleicht auch nicht vor uns.

Im Rahmen dieser Zeitschrift ist neben der von Duerr behaupteten gesellschaftlichen Entwicklung in welthistorischer Perspektive noch ein weiterer Aspekt wesentlich, nämlich die (Fehl-)Interpretation von Quellen. Elias und seine Schule sind deshalb so oft in die Irre gegangen, weil immer wieder satirische oder auch pornografisch intendierte Schilderungen oder Zeichnungen als Abbilder der Realität missverstanden wurden oder weil Sozialwissenschaftler und Historiker nicht zu begreifen vermochten, dass Idyllen ebenso

wenig den Alltag spiegelten wie gesellschaftskritische Genrebilder. Die Lektüre aller fünf Bände des *Mythos vom Zivilisationsprozeß* (aber schon Müllers Buch bietet dem Leser zahlreiche Hinweise) gerät so zu einem Kurs in Quellenkritik, in dem man sehr viel lernen kann über Irrtümer, die den Betrachter eines Bildes, den Editor einer Quelle oder einen tagebuchführenden Reisenden gefangen hielten. Und immer wieder ist es atemberaubend zu sehen, wie die Wissenschaft oder auch der Blick eines normalen Europäers das Offensichtliche, das eigentlich nicht zu Übersehende doch übersehen konnte oder wollte, ja dank einer sehr tief wurzelnden Voreingenommenheit missverstehen musste.

Literatur

- Duerr, Hans Peter (1988-2002): *Der Mythos vom Zivilisationsprozess*; Frankfurt am Main:
- Band 1 (1988): *Nacktheit und Scham*
 - Band 2 (1990): *Intimität*
 - Band 3 (1993): *Obszönität und Gewalt*
 - Band 4 (1997): *Der erotische Leib*
 - Band 5 (2002): *Die Tatsachen des Lebens*
- (2002): *Vom Nomaden zur Monade. 10.000 Jahre Menschheitsgeschichte*; Graz · Wien · Köln.
- Elias, Norbert (1969): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweite, um eine Einleitung vermehrte Ausgabe*; Bern · München
- Gehlen, Arnold (1956): *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*; Bonn
- Müller, Josef (1935): *Das sexuelle Leben der Völker*; Paderborn
- Stefan Diebitz, 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49

Jesus und Qumran - das Ende der Markushypothese (Redatierungen des NT II)

Peter Winzeler

Zuerst **die Rückschau:** In Redatierungen I des NT [ZS 4/2002] wurde die Geschichtsschreibung des Lukas mit der Alexandrinschen Ära (A) koordiniert, deren absteigende Zählung auf einer julianischen Umrechnung der Seleukidenära ante Christum natum beruht (ab 1S/-312), lukanisch aber in die Jahre des *Kaisaros Augoustou* ante et post Chr. n. umdisponiert [Lk 2,1] und als Augustäische Ära (A) fortgeschrieben wurde. Die selben Ereignisse, welche die Makkabäer nach dem Hohenpriester Jakim (Alkimus) datieren (153S/160A, julian. 160 vChr), werden von Lukas ins 15. Jahr des Tiberius gelegt (28 nChr). Die Kalenderreform des Jonathan (Stephanus) trug dazu bei, dass eine ganze Jahrwoche des "Leidens Christi" im Dunkeln verschwand (153S/160A = 160S/153A = 35/36 nChr.), die lukanisch nur "40 Tage" der Erscheinungen Christi von Ostern bis Pfingsten umfasste.

So entsteht ein Zeitloch, das 188 julianische Jahre wegrafft, die nach christlicher Zeitrechnung zwischen Qumran und Jesus bestehen sollten, weshalb "jüdische Quellen" des Lebens Jesu gänzlich zu fehlen scheinen [s. Conzelmann/Lindemann §14 Quellenkunde, 2.]. Einzig Barbara Thiering schaut hinter die "historischen Kulissen" [1993, 183] und setzt Qumran und den "Lukaspescher" in die julianische Entstehungszeit des NT, was den Zeitgraben aber nur von der anderen Seite her aufreißt. Der makkabäische Hohepriester Jesus [Jason 139S] träte um 174vChr statt um 164–169A = 40–45n Chr. auf [s. Zeittafel ZS 4/02,643-5]. Von daher blieb die Aufgabe, dieses Zeitloch zu schließen.

Die Vorschau: Der enthauptete *Täufer Johannes* (Jochanan, Onias) war eine der Gründergestalten der Essenergemeinde vom Toten Meer, von Thiering als der "Gerechtigkeitslehrer" Qumrans interpretiert, von dem manche Worte und Hymnen auf den "kommenden Christus" bezogen [Johannesprolog] oder auf Jesus übertragen wurden. Dies lässt der Vergleich johanneischer Reden und des matthäischen Lobpreises der Quelle Q [QMatth 11,25-27] mit der Hymnenrolle Qumrans [1QH] bestätigen [ed. WAC Nr. 3 Loblieder 1QH, par 1Q35, 4Q427-432: 118f]. Wenn der Lehrer sich selbst "ein Quell lebendigen Wassers" nennt, gebraucht Jesus die selben Worte am Brunnen Sichems, wo er mit der Samaritanerin spricht [Joh 4,14]. Dass der abtrünnige Täufling *Jeschu-ha-Nozri* die Nachfolge des Täufers antrat [Joh 4,37f; 5,35-39] wird dadurch beglaubigt, dass er qumran-konform als "Nazoräer" bezeichnet wird (Wurzelspross Davids, *nezër*) [Mt 2,23 mit Js 11,1], obwohl doch der *Nazarener* – nach Markus

– aus Nazareth stamme [Mk 1,24; 16,6]. Die literarischen Beziehungen der Evangelien sind hier äußerst verworren.

Als Jesus in seiner "Vaterstadt" auftrat, hat Markus ihren Namen nicht genannt und den Zimmermann nur als "Sohn der Maria und Bruder von Jakobus und Joses, Judas und Simon" angeführt [Mk 6,1-3 par Mt 13,53-55 red.].¹ Außerdem steht Matthäus im Verdacht eines redaktionellen Eingriffes, wenn er Bruder Joses flugs in einen Bruder "Josef" umwandelt. Hier hat also Matthäus am authentischen Markustext herumgebessert, was man als Markuspriorität bezeichnet. Wohingegen in der Lukasversion Jesus nach Nazara kam, "wo er erzogen (unterwiesen) worden war" und als "Sohn Josefs" schon bekannt ist [Lk 4,16-22]. Er erregt hier Anstoß, weil er die Jesaiarolle [Js 61,1 f] verliert und das *Gnadenjahr* der Sklaven- und Schuldbefreiung auf seine Sendung bezieht.

Derselbe Topos, verbunden mit der "Totenerweckung" und Heilung von "Blinden und Lahmen" begegnet in einem messianischen Qumranfragment [4Q521; WAC Nr. 122], wie in Jesu Antwort auf die Täuferfrage [QMt 11,5/Lk 7,22]. Daraus konnte erschlossen werden, dass Matthäus und Lukas Kenntnis einer Logienquelle "Q" hatten, die mit Qumran in Beziehung steht – wogegen die Qumranrollen, Paulus und die übrigen Schriften des NT die Stadt Nazareth nie erwähnen. Schon hier entsteht die Frage, ob Markus wirklich der erste und beste Zeuge des Lebens des Messias Jesu sei, wie es der Anschauung des 19. Jhs., nicht Albert Schweitzers entsprach. Die Alte Kirche sah vielmehr Matthäus als ersten Jünger, der die Logien Jesu "in hebräischem Idiom" zusammenstellte (laut Papias von Hierapolis und Eusebius). Diese aus Matthäus und Lukas literarkritisch ausgesonderte Logienquelle (Q) lässt – im Gegensatz zu Markus – ein semitisches Griechisch erkennen und wurde lange vor Entdeckung Qumrans mit dem Sigel Q – nur ohne Angabe der Fundhöhle (1Q, 4Q usw.)! – bedacht.

I. Die Brüder Jesu und die Makkabäer

Das markinische Brüderpaar "Jakobus und Joses" entspricht dem Hohenpriestertum des *Jakim* (Alkimus, Herrenbruder Jakobus), der *Joses ben Joeser von Zereda* hatte kreuzigen lassen: einen strengen Thoralehrer Qumrans, den die Rabbinen verehren, da seither "die Trauben aufhörten", der Weinberg Israels „verdorrte" oder *zerrüttet* wurde [s. Stauffer 1957b]. Ein nur fragmentarisch erhaltener Michakommentar [1QC 14, WAC Nr. 9] wird auch in der Spruchquelle (Q) angeführt, dort, wo Jesus den Propheten zitiert und die Zerrüttung des

1) Das Sigel *par* zeigt eine Parallele oder redaktionelle Abhängigkeit an; *parr* verweist summarisch auf synoptische Parallelstellen.

Herrscherhauses des Herodes anklagt [QpLk 12,51-53; red. QMt 10,34f; Mi 7,6], als Pilatus nach Galiläa eindrang [QpLk 13,1]. In diesem Fall liegt ein **Pescher** (p) vor, eine prophetische Gegenwartsdeutung, die nur bei Lukas im originalen Kontext der *Samarareise* erhalten blieb (QpLk). Matthäus hat nur vereinzelt den besseren Wortlaut, nicht den Zusammenhang bewahrt. Während der Lukaspescher von der Erbteilung (*merizein*) handelt [QpLk 12,13-15,49-15], ersetzt Matthäus diese durch ein sinnwidriges zelotisches Schwertwort: Denn Jesus sei nicht gekommen, „Frieden zu *werfen*“ (statt: Feuer), „sondern: das Schwert“ (statt: *diamerismos* = Zerteilung, Zerrüttung) [Red Mt 10,34]. In Flussers Detailanalyse wird klar, dass die Markusausleger auf „alle möglichen Luftschlösser“ gebaut haben, da bei „Matthäus die Verse Lk 12,49-50 vorlagen“ (aus hebräischer Quelle) [s. Flusser 1979,58-80] und der Michapescher nur „in Lk 12,52 eindeutig“ erhalten blieb [ebd., 62].

So hält sich auch die neue Q-Edition [Berger/Nord 1999, 267-298] an die lukanische Anordnung und führt den Wortlaut des Matthäus in den Fußnoten an. Die lukanische Deutung ist mit weiteren Qumranpeschern vergleichbar, besonders dem Habakukpescher Höhle 1 [1QpHab WAC Nr 4], den Paulus zitierte: „Der Gerechte, aus Glaubenstreue wird er leben“ [Röm 1,17; par 1QpHab 2,4; Flusser 1994, 120f]. Thiering meint, das ganze lukanische Werk sei nach der selben „Peschermethode“ [33] verschlüsselt worden, die strengen Regeln gehorcht [492-98]: Es darf nämlich nichts „hinzugefügt“ oder „weggenommen“ [Off 22,18f] bzw. ausgelassen, übersehen oder beiseite gelassen werden. Ich habe darum einen umfänglicheren Lukaspescher vermutet [QpLk o. Fundhöhle!], der sowohl Spruchgut wie Erzählstoff von Jesus und dem Täufer enthielt, insbesondere den Großen Reisebericht, den Markus „wegnimmt“ oder durch eine Exkursion ins Heidenland verdrängt, wobei Matthäus ihm Gefolgschaft leistete (s. unten).

Judas und Simon erinnern an Judas Makkabäus (Verräter des Joses) und den späteren Volkskönig Simon (Thassis), den Anführer der Ekklesia, den der Lukaspescher mit Jonathan Hannas (Stephanus) und Alexander (Jannäus) konnotierte [Apg 4,6]. Die Herodianer waren ein nabatäischer Teil dieses Herrscherhauses (des Aretas), das die „makkabäische“ Linie der Mariamme (Miriam, Gattin des Josef) in allen Winkeln ausmordete [Mt 2; s. Eisenman, passim], so dass die Hoffnungen sich auf einen neuen Messias des Hauses David richten [Lk 1/2]. Doch in der „augustäischen“ Lukasredaktion ging der hasmonäische Kontext verloren, genauso in Standardlehrbüchern und Modepublikationen über Qumran und die Urchristen, welche die NT-Schriften 200 Jahre nach Jonathan (oder 100 Jahre nach Jannäus) einreihen.

Der „historische Jesus“ entschwindet im archäologischen Dunkel zwischen dem Erdbeben Qumrans (-31), der Neubesiedlung (14) und den Frühpaulinen

(ab 47/50), datiert nach Gallio in der Senatsprovinz Achaja [Apg 18,12]. Originalquellen von Jesus seien nicht erhalten, obwohl die Zwölfzahl der Jünger essenischen Ursprungs sei. Denn Markus schreibe aus einer christlich verfälschten Evangelienperspektive nach Ende Qumrans (68), da Paulus kein Interesse am "fleischlichen" Tempeljuden Jesus hatte [2Kor 5,16]. Von daher wurde der Paulusbegleiter Johannes Markus (oder ein Anonymus) von Rudolf Bultmann einer rein fiktiven Biografie des Jesus von Nazareth bezichtigt, die von Matthäus und Lukas ahnungslos mit der *Quelle Q* und anderem Sondergut angereichert worden wäre.

Die Logienquelle des Matthäus (Bischof Matthias 42) sollte nicht auf Jesus zurückreichen, sondern dem "neuen Israel" der zwölf Stämme entspringen, das sich um Jakobus scharte, dem essenischen Judentum und der apokalyptischen Erwartung des "Menschensohnes" Daniels gemäß Stefanus huldigte, die Jesus fälschlich in den Mund gelegt werde [Apg 7,56; Mk 14,62].

Zum Beweis dieser Zwei-Quellen-Doktrin diene die *markinische Geheimnistheorie* um den seine messianische Sendung verhüllenden und also *inkognito* "leidenden" Menschensohn (William Wrede) [Mk 8,31 ff]; denn der Thora-Jude Jesus habe keinen messianischen Anspruch erhoben. Das Christusbekenntnis des Simon Petrus in Galiläa, das in essenischer Tradition ein nachösterliches war [Joh 21/Mk 16,7], werde erst von Markus in ein vorösterliches uminterpretiert [Mk 8,27 ff par Mt 16], der die Ostervision des Petrus in Jesu "Verklärung" auf dem Berg transformiert [Mk 9,2-10 par; alles nach R. Bultmann 1958, § 4.4]. Nichts ist echt an der markinischen Biografie. Die dreimalige Ankündigung des Kreuzesleidens Christi würde logisch auf einem redaktionellen *vaticinium ex eventu* beruhen [Mk 8,31/ 9,30/10, C 33f par], und Albert Schweitzer stand auf verlorenem Posten.

Als Bultmann seine Dekonstruktion des Lebens Jesu vollbracht hatte, gab es kein Zurück mehr von Markus zu außer- oder vorchristlichen Zeugnissen des Nazoräers und also nur dunkle Mutmassungen über dessen Geschick, Botschaft oder rätselhaften Motive, in Jerusalem den gewaltsamen Tod des "Propheten" zu erleiden [QpLk 13,33], oder eines Aufrührers wie Barabbas, den er nie habe sein wollen. Darum statuierte Schweitzer [1913; mit Vorwort 6. Aufl. 1950!], dass auch alle Urmarkushypothesen (von Johannes Weiss u.a.) in die Irre führen werden und das Leben Jesu nur mit Hilfe des Matthäus [QMt 10/11] (nicht des großkirchlichen Lukas) rekonstruiert werden könne.

Genau an dieser Bruchstelle setzte 1950 die Forschung von David Flusser ein, eines orthodoxen Juden und Professors für NT, der an der Auswertung der Qumranrollen beteiligt war und – überraschend – Lukas die *relative Priorität* zuerkannte: gegen die Markuspriorität, aber unter Anerkennung eines hebräischen "Protomathäus", den der akribische Lukas mitbenutzt habe (somit des Lukasbeschers).

II. Widersprüche der Markushypothese und der Quelle Q

Die Irrungen und Wirrungen der Markushypothese wurden von Hans Herbert Stoldt aufgearbeitet [1977]. Eigentlich soll und darf Markus *keine Kenntnis von Q* gehabt haben (mit wenigen Ausnahmen [wie QMk 8,38 par]) und sich am hellenistischen Wunderglauben der römischen Umwelt orientieren, die nach paulinischer Freiheit vom jüdischen Gesetz verlangt, sei doch der Menschensohn "Herr über den Sabbat" [Mk 2,28]. Erst die Seitenreferenten Matthäus und Lukas – verblendet von Q – würden den antijüdischen Reformier in einen Thorajuden verwandeln [Mt 5,17f par QLk 16,18] und die Urgemeinde des Jakobus im essenischen Stil "rejudaisieren" [Stauffer 1959].

Die literarischen Grundschichten des Urchristentums

	Bultmann / Stauffer	Flusser / Berger / (Thiering)
Jesus	unbekannter Jude	abtrünniger Lehrer Qumrans
Erste Schicht	Israel-Gemeinde (Q)	Damaskusrolle (Qumran)
Zweite Schicht	Stephanus-Gemeinde	hellenistische <i>Essener</i>
	Paulusbriefe vor 62	<i>Antiochenische</i> Frühchristen
	<i>Markuspriorität</i>	Matthäus- od. Johannespriorität
Dritte Schicht	Evangelien nach 70	<i>Lukas</i> als Kronzeuge (vor 70)
Vierte Schicht	Frühkatholizismus	Hohe paulinische Theologie?
	Deuteropaulinen	(Römerbrief? Augustin?)

Die linke Spalte verdeutlicht das Konstruktionsprinzip der *Zweiquellentheorie*, die mit dem Segen des Kirchenhistorikers Adolf von Harnack von Wrede und Bultmann begründet und seither als die einzig bewährte Grundlage der historischen Kritik und so auch der Chronologie der NT-Schriften angesehen wurde [so auch Luz 1985, 28-31]. Wer diese Doktrin bezweifelt, die durch eine Fülle redaktionsgeschichtlicher Zusatzhypothesen gestützt wurde, muss in Deutschland (anders England, USA, Israel) mit der Exkommunikation aus der Zunft der bibelkritischen Wissenschaft rechnen. Alle Schichtenbestimmungen erfolgten ohne Rücksicht auf archäologische Evidenzen und – was weit mehr verwundert – auf Qumran, das doch eine hohe Schriftkultur der Umwelt Jesu und erstaunliches Interesse an Lehre, Gestalt und Todesgeschick des Gerechten Lehrers oder Fürsten (*more ha-zedeq*) verriet. Selbst in die umstürzende Neuedition "aller ältesten Schriften des Urchristentums" [Umbandtitel Berger/Nord 1999] wurde keine einzige der "Schriftrollen von Qumran" [WAC 1999] aufgenommen – eine makabre Tributleistung, die nur noch Hohnlachen erregt [s. Eisenman]. Sollten die Jesus-Schriften denn allesamt aus dem Nichts erschaffen oder – wie Carotta kommentiert: aus Rom importiert worden sein?

Beim Lukaspescher besteht eine unmittelbare Beziehung auf die Zentralbibliothek Qumrans, welche in Höhle 1 die für Paulus grundlegende Damaskusrolle enthielt [WAC Nr. 1; vgl. Apg 9], während Höhle 4 das nazoräische Schrifttum über den einen oder die zwei erwarteten Messiasse aus dem Hause Aaron (Priester) und David (König) enthielt [vgl. Hebräerbrief]. Paulus zitiert rätselhafte messianische "Schriften" über Tod, Begräbnis und Auferstehung des Messias [1Kor 15,3f; par Lk 24,45], die sich in Höhle 4 durchaus finden lassen [s. Betz/Riesner 103-120; vgl. Eisenman/Wise], aber nie kanonisiert wurden. Allein in Höhle 7 blieben ausgelagerte häretische und griechische Fragmente erhalten, die auf Markus zurückgehen [7Q 5 = Mk 6,52f?], um die der spanische Jesuit Jose O'Callaghan [1972] und die "kriminaltechnische" Prüfung von Carsten Peter Thiede sich verdient gemacht haben [s. Läßle 1999, 507f; Thiede 2002].

Diese Messiasucher sind kaum am Qumranjuden Jesus, sondern an Beweis und Rettung der Markushypothese interessiert [mit 7Q6 = Mk 4,28 / 7Q7 = Mk 12,7 / 7Q15 = Mk 6,48?]. Doch mit Timotheus, der bisher als frühkatholischer Bischof galt [7Q4 = 1Tim 3,16-4,1?], und Jakobus [7Q8 = Jak 1,23f?], dem das berühmte Sendschreiben *Über einige Werke des Gesetzes* gegen Paulus [Gal 2,16] zugeschrieben wird [Sektierermanifest 4QMMT; WAC Nr. 94], das als lukanisch erfundenes Aposteldekret galt [Apg 15,28 f], bricht das gesamte Gebäude der Bultmannschule in sich zusammen, weil nun all diese Urkunden *schon vor dem Jahre 68* im Gebrauch der Urgemeinde gestanden haben müssten.

Alfred Läßle verzeichnet ein "inneres Erdbeben" des palästinischen Urchristentums, das dem äußeren Erdbeben nicht nachsteht:

"Es wäre wissenschaftlich unverantwortlich (immer vorausgesetzt, die These wäre bewiesen!), einen sicheren Markustext auf 7Q5 als nicht-markinisch zu bezeichnen, um die bisherige Spätdatierung des Markusevangeliums und der anderen Schriften des NT zu retten" [Läßle 509f].

Wenn Johannes-Markus in Kenntnis Qumrans schrieb, als Augenzeugen des Lebens Jesu noch lebten, ist die Markuspriorität nicht mehr zu retten. Albert Schweitzer wird durch höhere Gewalt der Tatsachen rehabilitiert und die Frühdatierung für sämtliche NT-Schriften (Robinson) gewinnt an erstaunlicher Plausibilität.

III. Die renovierte Schichtenfolge des NT

Die WAC-Editoren mussten zugestehen, dass der Mainstream sich um mindestens 100 Jahre verirrt. Die Standard-Deutung (der "große Konsens" von Vatikan, Bultmannschule und Fundamentalisten) musste durch einen "neuen Vorschlag" ersetzt werden [WAC Einl. 44-53], der sich auf die essenische Lob-

Redatierungen des NT im Kontext Qumrans

Berger/Nord Robinson Lüdemann Thiering/Eisenman

Bekehrung des Paulus	36	33	32/38	36/40
<i>Habakukpescher (1QpHab)</i>				36
1Thessalonicher	50	50	41	
<i>MMT (4Q394-8)</i>				32/40-60
<i>Apostellehre/Didache</i>	60/65	40-60		
<i>Logienquelle Q</i>	60/65	40-57 ?		(Lukaspescher)
(Proto-)Matthäus	71	40-60 +		
Markus	vor 70	45-60		
Johannes	68/9	45-65 +		36
Jerusalemkonzil	50	48	47	46
Jakobus	55	47/48		
1Korinther	50/51	49	49/53	
2Thessalonicher	50	50/51		
1Timotheus	75	55		
2Kor, Galater	56	56	51/2	
Titus	80	57		
Phlm, Philipper	56-58/61	58	51/2	61
Römerbrief	56	57	53/4	
Kolossierbrief	60	58		
<i>Barnabasbrief</i>	60	75		
Lukas	65-71	57-60+		
Apostelgeschichte	65-71	57-62+		
2Timotheus	75	58		62
Judas, 2Petrus	75	61/62		
Johannesbriefe	50-55	60-65		
1Petrus	50-55	65		
Offenbarung	68/9	68-70		
<i>1Clemensbrief</i>	75	70		

rede auf König Jonathan" stützt [4Q448], den „Löwen des Zornes" [s. Nahum-Kommentar 4Q169], in dessen Kontext die Rabbinen Jeschu-ha-Nozri seit jeher datieren. Die Rollen Höhle 1 würden also den Einfall der Römer (Kittim) dokumentieren (mit Pompejus, den Carotta als Täufer versteht), wogegen Thiering [92] den „jungen Löwen des Zornes" auf Pilatus (sprich: Alexander Dalas) deutet. Archäologisch entsteht nun ein Schichtenproblem, wenn Bultmanns *zweite Schicht* des Urchristentums,

“zu der auch Paulus gehört, in manchen nicht unwichtigen Auffassungen mit den Schriften von Qumran übereinstimmt” [s. Flusser 1958; 1994, 110], so dass Pauli Bekehrung in den Bannkreis essenischen Denkens der Nazoräersekte gerät. Da auch “hellenistische Juden” Alexandrias und Antiochias sich den Essenern anschlossen, würde der Paulinismus sich “auf Grund einer schon existierenden bedeutenden Vorstufe entwickelt” haben, von der “auch die johanneische Theologie, die Epistel an die Hebräer und der erste Brief des Petrus abstammen” [Flusser 1994, 110f; ähnlich Berger 1994].

Hatte Saulus durch *Chananja* (Ananias ben Onias) die Johannestaufe empfangen, wäre er in die Sektenregel [IQS] und in die Apostellehre des Barnabas eingewiesen worden, bevor er nach dem Apostelkonzil 47 seine Missionstätigkeit entfaltet (um 172SA). Lüdemann hat das Damaskuserlebnis darum auf 32 vorverlegt (156/157SA), wo Saulus den “Neuen Weg” der Nazoräer verfolge [Apg 9,2, Roloff zSt.], vielleicht noch bevor nach Meinung vieler Autoren Jesus gekreuzigt war, denn Pauli “Christusvision” sei um 38 erfolgt [2Kor 12; Lüdemann 168], wenn nicht 40/41 [Thiering 170 f.]. (In der obigen Rückschau wurde gezeigt, dass Lüdemanns Kalenderproblem auf einem Scheinproblem beruht und die Bekehrung bzw. Berufung Pauli nach Stephanus 35/36 datiert werden muss.) Ein dreijähriges Noviziat in der Araba-Wüste Qumrans [Lapide 1993] oder eine persönliche “Mitarbeit” am Habakukpescher (36/37) sind nicht mehr undenkbar [Thiering 162.168]. Solche Konvergenzen sehr unterschiedlicher Autoren kommen einer “kleinen Revolution” in der Theologie des Urchristentums gleich [Flusser 1994, 112], da auch die Qumrangemeinde sich als die “letzte Generation” der Endzeit verstand [1QpHab 2.7; 7.2; Frühpaulinen] und “nichtsdestoweniger eine große Sammlung an Literatur” produzierte [Robinson 337].

Plausibler wird auch Flussers verfeinerte Quellenbenutzungstheorie [1979], die Bultmanns Quellenscheidung nicht gering schätzt, aber ein *hebräisches Urevangelium* in Qumrannähe unterstellt, das 1. Spruchgut (Jesus-Halacha) und 2. Erzählgut (Passah-Haggada) enthielt. Schon Johannes Weiss – gegen Vater Bernhard Weiss – konnte sich nicht zur “Siegesfreudigkeit” verstehen, mit der die “glatte Formel der Zweiquellenstheorie” gehandhabt werde, gebe es doch “Perikopen bei Matthäus, die als Bearbeitung der Markusvorlage nicht zu begreifen sind”, und

“Partien bei Lukas, z.B. in der Leidensgeschichte, die immer wieder fragen lassen, wie er dazu gekommen sein könnte, in so origineller Weise den Markustext zu ‘verbessern’”,
dazu “zahllose Stellen” (an die 200 *minor agreements*),
“in denen Matthäus und Lukas gegen Markus übereinzustimmen sich erlauben” [zit. Stoldt 120].

Von daher verfocht J. Weiss einen von Lukas benutzten Urmarkus, wogegen Schweitzer in Richtung eines Epitomisten Markus tendierte, der nach David Friedrich Strauss nur "ein Satellit des Matthäus" war [Schweitzer 124].

	Griesbach 1783	Zwei-Quellen-Theorie
Frühjohannes ?	Paulusbriefe	vormk. Passahtradition
Evangelist 1	Matthäus (bzw. Protomathäus)	Markus (Redaktor) + Logienquelle QvMk + Sondergut S (Smk)
Evangelist 2	Lukas	Matthäus (Mk + QMt + SMt)
Evangelist 3	Markus (Epitome)	Lukas (UrMk + QLk + SLk)
Evangelist 4	Johannes	Johannesredaktion
Kirchl. Redaktion	Matthäus	Lukanisches Doppelwerk

In der Bultmannschule blieb die Ansicht vorherrschend, dass Lukas über keine selbständige Quelle vom Nazoräer verfügte, als er den *Großen Reisebericht* [Lk 8,51-19,27] in den Markusaufriss einfügte. In Kauf nehmen musste man einen mündlichen Wildwuchs von Q und von seinen Bearbeitungsstadien (QvMk > QvMT > QvLk), die den messianischen 4Q-Fragmenten entsprechen könnten. Im Minimum müsste der Lukaspescher einen Urmarkus mit Q verbunden haben. Weit eleganter war die Griesbach-Hypothese, die Markus (Evangelist 3) als Epitomisten des Matthäus (1) wie des *Lukas* (2) ansah. Griesbach konnte in einem Aufwasch deren *großen und kleinen Übereinstimmungen gegen* Markus erklären, ihre Hebraismen, die Markus eliminiert, wie auch Stellen, wo Markus sich an Lukas anlehnt [Mk1,21-38 par Lk 4,37-43], ihn ausschmückt [s. Mk 2,27; 4,13-29], aber nie den matthäischen Ausschmückungen folgt [wie Mk 4/Mt 13]. Im Ergebnis kann nur ein Protomathäus (1) sowohl Lukas (2) wie Markus (3) vorgelegen haben [s. Flusser 1979,41].

IV. Bultmanns Antiklimax: die hohen Paulinen

Bultmanns Schichtenfolge war mit einem schwerwiegenden Geburtsfehler behaftet. Der historische Jesus ging mitsamt der Urgemeinde Jerusalems im vorchristlichen Tempeljudentum unter (1. Schicht), das die essenische Restitution Israels erwartete, die im Jahre 70 scheitert. Wogegen das paulinische Christentum mit dem "Kerygma" der hellenistischen Gemeinde Antiochias beginnt (2. Schicht), wo echte Paulinen als gleich ihren überragenden Höhepunkt erreichen (inkl. johanneisches Schrifttum) und danach abrupt in den Judaismus der "unechten" zurücksinken (3. Schicht mit Lukas und Deuteropaulinen), wo erst die "frühkatholische" Bischofskirche beginne (4. Pastoralbriefe).

Die Schwierigkeit dieser Antiklimax besteht darin, dass der hohe Paulus so gründlich in Vergessenheit gerät, dass Lukas und die Deuteropaulinen Geburtshilfe leisten müssen, um Paulus für die Kirche hoffähig zu machen. Außerdem kann Lk2 [67-70] eine pharisäische Christenverfolgung „nach 70“ nicht mehr plausibel machen.

Karl Kautsky hatte eine gegenläufige Entwicklung vorgeschlagen, indem er 1. die Essener der Urgemeinde Jerusalems mit den Hellenisten um Stefanus verband, die das Amt des "Aufsehers" (Episkopen) schon kennen, so dass 2. die Pastoralbriefe dieses akkreditieren, 3. die populären Evangelien entstanden und 4. die paulinische Theologie ihre Klimax erreicht. Andere Forscher wie Stauffer [1959] verbanden Qumran mit Jakobus und Q (1. Schicht), sodass *Jeschu-ha-Nozri* in die hasmonäische Gründerzeit Qumrans zurücksinkt. Flusser sieht die Frühpaulinen vom *essenischen Charakter* der "zweiten Schicht" abhängig, sodass die Evangelien (3. Schicht) fatale Ähnlichkeiten mit frühmittelalterlichen Heiligenlegenden (4. Schicht) gewinnen.

V. Der Fröhkatholizismus (Harnack contra Kautsky)

Das Konzept des "Fröhkatholizismus" stammt von Harnack, der das messianische Judentum aus dem NT zu verbannen suchte, dem aber ein sehr befremdlicher missionarischer Sachverhalt zu schaffen machte. Denn im ganzen NT ist nur von "Gemeinschaften" (koinonia) oder "Volksversammlungen" (ekklesia) die Rede, die Gott den Herrn, den *Kyrios* fürchten, von woher die Kirche (Kyriake, Kyroikia) ihren Namen hat, die sich selber aber *niemals* christliche Kirche nennt. In Jerusalem versammelt sich die *Ekklesia* in der Tempelhalle Salomos [Apg 5,11]. Paulus wandte sich an die "gottesfürchtige" Gemeinde in Thessalonich oder Korinth [1Thess 1,1; 1Kor 1,1], die mit der "Bürgerversammlung" der Polis identisch sein kann [trotz Stegemann 229], an "alle Geliebten Gottes", die "berufenen Heiligen" in Rom [Röm 1,7], Brüder, Sklaven und Freigelassenen im Herrn [Gal 1,1; 3,15; 3,28], die wie Abraham als "Freunde Gottes" und Gesegnete im Namen des Messias Jesus gelten [Röm 4; Damaskusrolle 3,1] oder ein Überrest des verstreuten Israels waren [Jak 1,1; 1Petr 1,10; Röm 11,25f].

Nie wird die Sicht einer christlichen Kirche vertreten, die das erwählte Volk ablösen oder ersetzen könne [Röm 9-11] (so lässt sich auch die matthäische Völkermission nicht interpretieren). Die Völkerchristen sind Proselyten, "ferngehalten vom Bürgerrecht (*politeuma*) Israels, fremd den Bündnissen der Verheißung und ohne Gott (*atheoi*) in der Welt", die nur durch Christus "nicht mehr Fremde und Beisassen" heißen, "sondern Mitbürger der Heiligen [Jerusalems!] und Hausgenossen Gottes" [Eph 2,19].

Sie unterliegen dem römischen Eigentumsrecht, aber nehmen teil am gemeinsamen Gütergebrauch (*chreia*), den *Barnabas* nach Leviticus vorsah [Apg 2,42; 4,34-37], und werden *Chrästen* (Nützliche) genannt [Apg 11,26 Sinaiti-

cus], die böswillig zu Wucherern einer "jüdischen Spekulantenmafia" verballhornt werden [wie bei Carotta 145]. "Wenn unter euch aber jemand als *Christianer* leidet" [1Petr 4,16 Sin.], trifft dies nur eine verfolgte Randgruppe, die wegen ihrer schändlichen Tischgemeinschaft mit Juden und Gottlosen zum "roten Tuch" der römischen Gerichtsbarkeit wurde [s. Hamack 424-428 mit: Sueton, Claud 25; Tacitus, Ann. XV.44; Justin, Tertullian, Laktanz].

Es besteht kein Grund, an der sinaitischen Lesart zu zweifeln, deren "spätlateinische Adjektivbildung" (chrestianos/christianus) im klassischen Humanistenlatein Caesars nicht mehr gebildet werden kann [Hamack 425 Anm. 1]. *Im Gegenteil zeichnet sich das Frühchristentum dadurch aus, dass es 1. nur an der heiligen Schrift des griechischen AT orientiert ist und 2. das paulinische Schrifttum noch nicht als kanonisches voraussetzt, sondern die Jesus-Schriften als Kommentar und messianische Auslegung der Schrift, nicht als deren Ersetzung behandelt, was einer hochkirchlichen Fälschung des Codex Sinaiticus (4./5. Jh ?) enge Grenzen setzt.*

Vom antiochenischen "Christentum" spricht Ignatius um 110, was "ein Schelt- oder Spottname" für die Mitbürger der kulturlosen Stadt gewesen sei, deren christliche Denkmäler erst im 5. Jh. datieren [s. Hamack 661, Anm.1]. Der Fälschungsverdacht gegen Ignatius [Dering 92] krankt daran, dass auch seine Hausgenossen aus der Apostellehre des Barnabas nichts annehmen wollen, das sich nicht in alten jüdischen Väterrechten fände (*patrioi nomoi*) [s. Kippenberg 305]. Die Didache, die bis ins Frühmittelalter den Apostel Paulus verdrängte, unterschied sich kaum von den *Zwei Wegen* Qumrans [4Q473: WAC Nr. 114; Flusser 1994, 79-96].

Ein *chrestos* konnte noch ein guter Sklave, milder Herrscher, Aristokrat (Tobiade) oder eine wohlthätige Proselytin (wie Helena) sein [1Makk 6,11; 2Makk 9,19; Mt 11,30; Lk 6,35; Apg 5; Eph 4,32]. Josefus Flavius belegte auch Herodes Agrippa "mit dem Attribut *chrestos*" [Eisenman 773] und kannte Tobiaden, die zu Menelaos (Menahem) hielten, als der "größere Teil des Volkes" zu Jason hielt und eine "große Kluft" zwischen Armen und Reichen, Volk und Führern entstand [JA 12.5.1; par 2Makk 5], die auch Lukas empfand [Lk 16,26; 24, 19-21; Apg 13,1-6]. Wir nähern uns dem Kern des Problems.

VI. Gab es denn zweierlei gekreuzigte Jesusse ?

Schon immer verwunderte das gespaltene Jesusbild der Evangelien, das Bultmanns begründeten Zweifel erregte, ob der "historische Jesus" jemals als authentische Persönlichkeit im Judentum der frühen Kaiserzeit gelebt haben könne, wie Dr. med. et theol. Albert Schweitzer behauptete. Man weiss nicht recht, ob Jesus die Strenge der Thora oder nicht vielmehr die Gesetzesfreiheit verkündigte, als er das "Königtum Gottes" (*basileia tou theou*) in Gleichnis-

sen darlegte oder sich selber als kommenden "Menschensohn" im Jüngsten Gericht ansah. Bald hat er Wunder gewirkt und Dämonen exorziert (was kaum dem Pflichtenheft des politischen Messias entspricht), bald vertrat er nüchterne rabbinische Weisheiten, die vom Wunderglauben des "Messias des Himmels und der Erde" [4Q521] Abstand nehmen.

Auch nach 300 Jahren der emsigen Erforschung verblüfft das Fehlen einer konsistenten Biografie. Niemand weiss, warum Jesus inkognito den Kreuzestod starb und dennoch nachösterlich als *Messias Israels* "gesehen" werden konnte. Eine Ostervision kann dies Letztere niemals begründen, wie Schweitzer sah, da Totenerweckungen oder auch Himmelfahrten (des Elia) keinen Messias beweisen –, außer *indirekt*: wenn der Täufer der "Prophet" (Aarons) war, müsste Jesus der Messias Davids sein [Mk 9,11-13]. So hatte Bultmann das feine Gespür, dass der gekreuzigte *Nazoräer* (nach Lukas) nicht identisch sein könne mit dem auferstandenen Christus (Paulus und Markus). Allerdings fehlte ihm ein wesentliches Bindeglied der zwei Jesusse.

1. *Jesus Barabba, der entronnene Hellenist*: Der markinische Galiläer stellt den "Menschen" über den Sabbat und lehrt die hellenistische Freiheit vom Gesetz [Mk 2,27]. Er erwartet die Nähe des Königtum Gottes, die er dem Volk in Gleichnissen auslegt [Mk 4; Matth 13] und erscheint diesem als Wundermann und Exorzist, der seine Sendung mit göttlichen Heilkräften beglaubigt. Als Johannes enthauptet wird, flieht er ins syrophönizische Ausland, wo er die Heiden bekehrt [Mk 6,31-8,26] und lässt sich in *Caesarea Philippi* auch von Simon Petrus nicht davon abhalten, nach Jerusalem zu eilen, wo er begeistert mit Palmzweigen begrüßt wird, die Zerstörung des Tempels weissagt, ein letztes Gastmahl einnimmt (ohne Opferlamm) und seine schlecht bewaffnete Anhängerschar (mit zwei Schwertern) auf dem Ölberg versammelt, wo er zu ABBA betet, dem himmlischen Vater, damit der sokratische "Kelch" an ihm vorübergehe [Mk 14,36]. Nach der Passion wurde sein Grab leer aufgefunden [Mk 16]; aber der Totgesagte erschien Frauen und Männern, die ihn leiblich kaum wieder erkannten. Dieses "Urdatum" ist *welthistorisch* weit gewisser als das jüdische Vorleben des Gekreuzigten, dessen Verkündigung nur "Voraussetzung" sei der Theologie des NT, "nicht ein Teil dieser selbst" [Bultmann § 1, erster Satz]. Vielleicht ahnte Bultmann, dass qumranische Rückfragen brandgefährlich sein könnten.

2. *Jesus (Josche, Jehoschua), der gekreuzigte Nazoräer*: Johannes zeichnet ein ganz anderes Bild des frommen Tempeljuden und Rabbi, der in der Täuferbewegung in Judäa, Samaria und Galiläa auftritt und mehrmals zu Tempelfesten wallfahrtet [Stauffer 1957a, 17]. Seine galiläische Abkunft ist unsicher, da mit *Nazara* [Lk 4,16] auch Zereda oder ein geheimer Ort der "Prüfungen" in der Wüste gemeint sein könnte, den der Nazoräer öfters aufsucht [Lk 3,20-4,13;

Mk 1,12; 6,31; Joh 11,54]. Gegen alle teuflischen Versuchungen hält der Nazoräer an der Thora fest, die er im geringsten nicht auflösen will [QMt 5,17f; QpLk 16,16f], und sieht sich als den zu Gott *erhöhten* Menschensohn nach Worten Daniels oder Ezechiels, die er auf seine Erniedrigung bezieht. Diese Reden kommen (mit Ausnahme des Stephanus) *“nur im Munde Jesu”* vor [Ed. Schweizer 37], aber ohne Erwartung der Königsherrschaft. Das Unser-Vater-Gebet wendet sich an Gott PATERA, der in vielen Namen (wie Antipater, Qliopadra) begegnet, und enthält nichts, was für Qumranjuden fremd wäre [QpLk 11,2-4; QMt 6,9-15], zumal die drei ersten Seligpreisungen dem Hymnenbuch entstammen [IQH; Flusser 1960]. Nicht magische Wunder sollen Menschen bekehren, sondern die soziale Botschaft des Gnadenjahres [Jes 61,1f/ QpLk 4,18f], denn

“wenn sie nicht auf Mose und die Propheten hören, nützt es ihnen nichts, wenn einer von den Toten auferstünde” [QpLk 16,31].

Auf der Flucht vor dem Landesherrn wandert der Nazoräer durch Samaria, “denn es geht nicht an, dass ein Prophet außerhalb Jerusalems umkomme” [QpLk 13,31]. Aber sein Todesgeschick ist mit dem wegen Aufruhrs verhafteten Jesus *Barabba* verwoben, des zur Kreuzigung vorgesehenen Hohenpriester-sohnes (des Onias/Hannas), der auf Betreiben von Kajphas und Herodes bei Pilatus freigespresst wird [Joh 19; Lk 23]. Das Volk lehnt es ab, den in Purpur gehüllten Volksverräter als “König” zu haben und ruft: “Kreuzige ihn!” Seine letzten Worte könnten von Joses stammen [Stauffer 1957b]: “Wenn es denen, die SEINEN Willen tun, so (übel) ergeht, wie erst (wird es) denen (ergehen), die IHN erzürnen?” [Teh Ps 11,7]. „Denn wenn man dies am grünen Holze tut, was soll am dünnen geschehen” [QpLk 22,19]? Hier hörten “die Trauben auf”; es ist nicht anzunehmen, dass der schuldlos Ermordete unversehrt seinem Grab entstieg.

VII. Zur vereinheitlichten Chronologie

In meiner Synoptischen Schautafel [ZS 4/02, 643ff] wird Jason (Jesus Barabba) erst vier Jahre nach dem Tod Jesu zum Hohenpriester ernannt (164A/39nChr). Der nach Ägypten entflohenen Magier würde ca. 43/44 (bzw. 61/62) den Aufstand des *Ägypters* auf dem Ölberg entfachen, mit dem Paulus (durch Lysias) identifiziert wird [Apg 21,38, mit Thiering 166].

Viele Rabbinen setzen Jeschu-ha-Nozri mit dem (unter Jannäus) nach Ägypten entflohenen Magier gleich. Denn in einer Baraita [bSanhedrin 107b; mit Sota 47a] hatte die sadduzäische Tempeloligarchie die *Rechtmäßigkeit* des Prozesses verteidigt: 40 Tage lang wurde nach Entlastungszeugen gesucht, da Jeschu-ha-Nozri *gesteinigt* werden sollte [Joh 8,59; 10,31; 11,47-53], weil er “Zauberei getrieben, verführt und Israel abwendig gemacht” habe, was sich deutlich auf den Wunderrabbi bezog.

Die Kreuzigung aber war die Folge der Intervention des Pilatus (Alexander Balas), als der Hohe Tempelrat den Todesbeschluss fasste [QpLk 13,1; Joh 11,48]. Der Nazoräer entwich an den "öden Ort" [Joh 11,54], wo er mit der Ver-suchung kämpft [Mk 1,13; QpLk4/Mt4], bis er sich dem Herrscherhaus konfrontiert [QpLk 12,49-53]. Simon Kephaz (wie Kajaphas) hat ihn verleugnet! Jeschu-ha-Nozzi wurde "am Vorabend des Sabbat und am Vorabend des Passah auf-gehängt" [Sota 47a; Joh 12,12ff; 19,31]. Für Paulus, die Pharisäer und Rabbinen war diese Todesart ein fluchwürdiges Verbrechen [Gal 3,13], die Tempelrolle sah sie nur bei "Landes- oder Volksverrat" vor [Conzelmann/L. 171], den nur Jason beging [2Makk 4/5].

Bis auf die Kalenderdifferenzen ließe sich das exakte Todesdatum bestimmen, wenn Johannes den Tempelkalender vom 14. Nisan bewahrte (Vorabend bis Freitagabend, dem Sabbatanbruch), Lukas aber den essenischen Kalender des 15. Nisan (ab Mitternacht vor Anbruch des Sabbattages). Weil Thiering das Doppelspiel nicht durchschaut, ist ihre julianische Chronologie mitsamt der Jesusbiografie nicht stichhaltig (der gekreuzigte Jesus lebe ungeniert ins Jahr 64 fort). Zweifelhaft bleibt nur das leere Grab (worin ein Jüngling sich befand), das doch nun hätte "voll" sein müssen, wenn der Leichnam nicht anderswo verscharrt wurde und also nur der "scheintote" Jesus mit essenischer Heilkunst verarztet wurde [Joh 19,39].

Die essenische Theorie war auch für Friedrich Schleiermacher leichter annehmbar als die Behauptung des Koran, nicht Jesus, Sohn der Maria, sondern ein Doppelgänger habe am Kreuz gehangen. Die christliche Tradition hat beide Jesusse nie streng unterschieden. Paulus überliefert aber einen merkwürdigen Doppelsinn der *Überlieferung* von der *Auslieferung* (paradisis) an die Heiden, die offen lässt, wer am Kreuze starb, und andererseits: wer begraben und auferweckt wurde. Vielleicht werden die Qumranrollen uns näheren Aufschluss bringen [1Kor 15,3f]:

- Der Messias starb ob (hyper, d.h. wegen) unserer Sünden
- nach den Schriften [Jesaia 53,3-12 plus Qumranrollen]
 - Und: Begraben ward er. [wer ?]
 - Und: Auferweckt worden ist er am dritten Tag
 - nach den Schriften [Hosea 6,2; Jona 2,1 plus Qumranrollen]

VIII. Der Lukaspescher nach revidierter Quellentheorie

Wer nach all dieser Belehrung eine Evangeliensynopse zur Hand nimmt, um die Fäden und Viten zweier Jesusse zu entwirren, kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass Matthäus den Q-Stoff in den Markusaufriß einarbeitet, aber innerhalb des Q-Stoffes der lukanischen Anordnung folgt. Doch genau an der Stelle, wo die Samariareise starten sollte ("Geht nicht auf eine Straße

Schautafel zum "Lukaspescher" [QpLk]

	Mt	Mk	Lk	Joh
Johannes der Täufer gef.	4,12	1,14	3,20	4,1?
<i>Versuchung</i>	4,1-11	1,12f	4,1-13	11,8,53
<i>Jesus in Nazara/eda</i>	13,53-58?	6,1-6?	4,16-30	11,54?
Wirken in Galiläa	4-12,14	1,21-3,6	4,31-6,11	
Todesdrohung	12,15	3,6 =	6,11	5,16
Berg-/Feldrede	5-7,28	(Q)	6,20-7,1	4,3.43
Hptm. von Kaphernaum	8,5-13	(Q)	7,1-10	4,46-53
Täuferanfrage	11,2-19	(Q)	7,18-35	5,33
Jesus in Nazareth?	13,53-58	6,1-6	4,16-30	
Aussendung der Zwölf	8/9; 10,7-16	6,7-13	6/9,1-10a	
Tod des Täufers	14,1-12	6,14-29	9,7-9	5,33
Rückzug	14,13	6,31f	9,10b	
Speisung der 5000	14,13-21	6,31-44	9,10b-17	6,1-15
Auslandsreise?	14,13-16,12	6,31-8,27	-	
Petrusbek./Verklärung	16/17	8/9 =	9,18-50	6/21
Samariareise?	10,6 Nein!	-----	9,51-13,31?	7/8, 48
Aussendung	10,7-16	(Q)	9,57- 10,1	
Wehe- und Jubelruf	11,21-27	(Q)	10,13-15.21f	
Todesbeschluss	12,14	3,6	13,31-33	8,40/10,31 11,53
Rückzug in die Öde	12,15-21	3,7/6,31f	10,38-42	11,54
<i>Beelzebub</i> , böse Geister	10,25/ 12,22	3,20-30	11,14-26	
<i>Zeichen des Jona</i>	12,38-42	8,11f?	11,16.29-32	
Gegen Pharisäer	23		11,39-52	
Bekennen	10,26ff;12,32		12,2-12	
Michapescher	10,34-36	10,38	12,13.49-56	
Wehe über Jerusalem	23,37	12/13	13,34f	

der Heiden"), fügt Matthäus an: "und geht nicht in eine Stadt der Samaritaner" [Red. Mt 10,5f gegen QpLk 8,51-54; par Joh 4/Apg 8], was seine redaktionellen Umstellungen hinreichend erklärt. Matthäus ab 42 will die Jason/Jesus-Partei mit der Nazoräer-Partei versöhnen, aber trennt sich von den "Samaritanern" (Essener, Gnostiker, Nazoräer, Ebioniten), wogegen Lukas deren sozialrevolutionäres Vermächtnis verteidigt. Die Schautafel lässt kein wildwachsendes Spruchgut der Logienquelle erkennen (s. oben), sondern eine in sich zusammenhängende lukanische Grundschrift, von der Markus (schroff) und Matthäus (vermittelnd) Abstand nehmen.

1. Johannes-Markus stimmt zwar mit der ältesten Q-Schicht des Johannes und des Lukaspeschers überein, aber wendet sich vom (protomathäischen) Nazoräerevangelium des Thorallehrers und seiner Anhänger ab. Sein Kurzevangelium ist nur am Galiläer Jesus orientiert, wohin der Jüngling die Frauen zurück verweist [Mk 16,7], und presst alles Material in nur eine, die letzte Jerusalemsreise.

2. Matthäus folgt alternierend dem Lukaspescher (gefettet) und Markus (kursiv), indem er den Weg des Nazoräers mit dem Galiläer vermennt. Nach dem Scheitern der galiläischen (und samaritanischen) "Israelmission" und infolge der Ablehnung und Verwerfung durch die Judäer und den ganzen (stimmfähigen) Laos der Tempelgemeinde wendet sich der Auferstandene nur noch an die "Völker" [Red Mt 27,25; 28,19f nach Luz].

3. Der Lukasredaktor benutzt Markus (nicht den griech. Matthäus!), bringt aber den Lukaspescher zur Geltung und gibt als einziger die Vertauschung des gekreuzigten Nazoräers mit Jesus Barabba klar zu erkennen. Die Aussendung der 70 Jünger verläuft erfolgreich, die paulinische Beziehung auf Israel wird in allen Teilen des Doppelwerkes eisern durchgehalten [s. Lk 1/2; Apg 1,6; 3,21; 28,28].

4. Das visionäre Johannesevangelium stammt aus altessenisch-jerusalemischer Lokaltradition, ergänzt Täufer- und Nazoräermaterial, das die Galiläer nicht kennen, und korrigiert Markus/Matthäus, weniger Lukas, dessen Pescherquelle klar gestützt wird.

Abstract: Trotz der formidablen Evangelienkritik Bultmanns saß Albert Schweitzer am längeren Hebel, und die siegreiche Markushypothese des 20. Jhs. (Wrede-Harnack-Bultmann) erlitt infolge höherer Gewalt der Qumranfunde ihren Crash. Die hypothetische Quelle Q hat ausgedient und kann durch messianische Q-Fragmente ersetzt werden. An der Geschichtlichkeit Jesu ist nicht zu zweifeln. Wohl aber entlarvte Bultmanns Quellenscheidung die Diskontinuität vom gekreuzigten Nazoräer (des mutmaßlichen Lukaspeschers) zum paulinisch-markinischen Kerygma des auferstandenen Christus, die nur durch adäquate Schichtenbestimmung und dramatische Chronologierevision des NT zu bereinigen ist.

—

1. Die *Redatierungen I* endeten mit dem saulusverdächtigen Tryphon, der zuletzt aus **Dora** (Dor, Adora) per Schiff nach Orthosia – in Karien? – entflohen (174 SA) [1Makk 15]. Sein Begleiter Athenobius gleicht dem Stoiker Athenodorus Kordylon aus Tharsus (oder einem Dorfe "Kana" [vgl. Joh 2]), der in Rom als Hauslehrer des jüngeren Cato oder auch Octavias wirkte, jedenfalls anstößige Stellen in älteren Werken gerne "wegschneit" [s. Kl. Pauly, Athenodo-

ros]. Seneca zitierte seine Frage: „Soll der Weise Politik treiben?“ [vgl. Römer 13]. Sein Beinamen „Calvus“ erinnert an Heliodor (die galatischen Heloui, Helvi wurden als keltische Calvi/Calvini latinisiert). So bestieg natürlich auch Paulus ein „adramytisches“ Schiff (von Adora), als er mit Statthalter Felix oder dem Cornelier Lukas und Hauptmann (Gajus) Julius der „augustäischen“ Kohorte (Julio speires Sebastes), sowie mit Aristarch (dem Heliozentriker?) nach *Myra von Lykien* entsegelte (der Stadt des Maussolos) [Apg 27,2-5]. Das nächste, ein alexandrinisches Schiff erlitt im gewaltigen „Taifun Euraquilo“ oder Heraklion (anemos typhonikos eurakylon) im Adriatischen Meer Schiffbruch [Apg 27,14-27], als bei der rätselhaften Insel Klauda (Kauda, Korda?) „weder Sonne noch Sterne schienen“ und jede Hoffnung auf Rettung entwand.

2. In Thierings julianischem „Who’s who?“ [499-516] wird *Simon Thassiss*, Bruder des Judas, logisch zum *Galiläer Theudas* (Jünger Thaddäus 9v. bis 44n. Chr.), der als Oberhaupt und „König“ der ägyptischen Therapeuten das Qumran der zweiten Schicht besiedelt habe. Mit Jesus, Sohn Josefs, und Simon Magus sei er als „Jesus Barabba“ um 33 verhaftet, aber vom galiläischen Tetrarchen Herodes (ähnlich Herodes d. Gr.) freigekauft worden. Es scheint, dass Simon Theudas in spätrabbinischer Polemik zum Hurensohn Ben Stada von Lod (Lydda) mutierte, der vom Legionär Pandera – statt dem himmlischen PATERA – abstamme. *Simon Petrus* aber komme aus dem Orden Naphtalie und habe sich als Essener Simon [Lk 6,36; 2 Makk 4] und Anführer der Ekklesia (Simon Boethus) mit Agrippa I. verbündet. So könnte er von römisch-antijüdischer Polemik auch zum Legaten *Petronius* nostrifiziert worden sein, der unter dem „wahnsinnigen“ Caesar Gajus Caligula den Tempel entweiht (39–42). Paulus (geb. 17), als Schüler Hillels und Gamaliels, sei ursprünglich der Hauslehrer der Herodianeröhne (darunter Timotheus!), der sich für die Boethusier einsetze, als Petronius Statthalter war [Thiering 170]. Sein Begleiter Johannes Markus endlich sei der „Lieblingsjünger Jesu“, der Oberste der Heidenproselysten und zugleich Mitverfasser des Johannesevangeliums **36** (!), der mit Agrippa nach Rom reise, als sein Wagenlenker „Euty-chus“ dessen Umsturzpläne verrät [ebd., 160], von Petrus und Agrippa **37** gestürzt werde, sich darum Jakobus anschließe und zuletzt als der „Jüngling“ Euty-chus mit Paulus in Ephesus ausgesöhnt habe [ebd., 507; Apg 20,9].

Diese abenteuerliche Biografie eines wankelmütigen Qumraners lädt zu allerlei augustäischen Spekulationen ein. Euty-chus hieß ja schon der wahr-sagende „Eselstreiber“, dem Octavian nach Actium ein Denkmal gesetzt haben soll, vergleichbar mit *Asinius Pollio*, dem vormarkinischen Urevangelisten Carottas in Rom, der die Söhne von Herodes d. Gr. unterrichtete. Nach seinem Sturz käme er sogar als Mitarbeiter am Lukaspescher oder doch als

Begleiter Pauli im Wir-Bericht des Lukas (Hauptmann Procolus) in Frage. Sollte letztlich das ganze NT auf „Asinius Pollio“ und seiner Apotheose Caesars, des wahren Gottes, und des Kaisers Augustus (Sebastos) beruhen? Oder war der spätlateinische Abguss, den Carotta aus griechischen Abschriften und antichristlichen Polemiken rekonstruiert, doch nur ein spätrömisches Konstrukt aus Markus und Paulus? Am textkritischen Befund der Quelle Q und der gezeigten literarischen Abhängigkeit der Evangelien von Qumran ändert sich dadurch nichts. Auf die julianischen Irrtümer Thierings wurde schon hingewiesen. Das Ende der Markushypothese ist implizit auch der Tod von Carottas antijüdischer Theorie. Wenn Markus erst in der 3. Schicht entstand, wäre eher an *Eutyichius Procolus* zu denken, der Ende der 2. Julianischen Dynastie als lateinischer Grammatiker von „Sicca“ [Sychar Joh 1,6] und als Hauslehrer und angeblicher Proconsul des Kaisers Marcus (!) in die spätrömischen Annalen einging [zu den Namen s. Kl. Pauly]

Literatur

- Berger, Klaus (1994), Theologiegeschichte des Urchristentums, Tübingen · Basel
 Berger, Klaus / Nord, Christiane (1999), Das Neue Testament und frühchristliche Schriften, neu übersetzt und kommentiert, Frankfurt/M · Leipzig
 Betz, Otto / Riesner, Rainer (1993), Jesus. Qumran und der Vatikan. Klarstellungen, Gießen · Basel · Wien
 Carotta, Francesco (1999), War Jesus Caesar? München
 Conzelmann, Hans / Lindemann, A. (¹²1998), Arbeitsbuch zum NT, Tübingen
 Detering, Hermann (1995), Der gefälschte Paulus, Düsseldorf
 Eisenman, Robert (1997), Jacobus, der Bruder von Jesus, München
 Eisenman, Robert / Wise, Michael (1992), Jesus und die Urchristen. Die Qumran-Rollen etc., München
 Flusser, David (1958), „Qumran und das vorpaulinische Christentum“, in: Entdeckungen im NT, Bd. 2, Jesus - Qumran - Urchristentum, Neukirchen 1998, 1-55
 - (1960), „Selig sind die geistlich Armen“, in: Entdeckungen 2, 56-69
 - (1979), „Die literarischen Beziehungen zwischen den synoptischen Evangelien“, in: Entdeckungen 1, Jesusworte und ihre Überlieferung, Neukirchen 1987, 40-67
 - (1994), Das essenische Abenteuer (Jesus, Paulus und Qumran), Winterthur
 Hamack, Adolf v. (1924), Die Mission und Ausbreitung des Christentums, Leipzig (Reprint)
 Kautsky, Karl (1908), Der Ursprung des Christentums, Stuttgart, ¹⁰1920
 Lape, Pinchas (1993), Paulus zwischen Damaskus und Qumran, Gütersloh (GTB 1425)
 Kippenberg, Hans (1991), Die vorderasiatischen Erlösungsreligionen, Frankfurt/M
 Lüpke, Alfred (1999), „Christliches in Höhle 7 ?“, in: WAC 507-513
 Lüdemann, Gerd (2001), Paulus, der Gründer des Christentums, Lüneburg
 Luz, Ulrich (1985), Das Evangelium nach Matthäus (Mt 1-7), EKK 1/1
 Robinson, John A.T. (1985), Wann entstand das Neue Testament? Paderborn · Wup-

pertal

- Roloff, Jürgen (1981), Die Apostelgeschichte NTD Band 5, Göttingen
- Schweitzer, Albert (1913), Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, ²1966, München · Hamburg
- Schweizer, Eduard (1955), Erniedrigung und Erhöhung bei Jesus und seinen Nachfolgern, stark erweiterte 2. Aufl. Zürich 1962
- Stauffer, Ethelbert (1957a), Jesus - Gestalt und Geschichte, Bern
- (1957b), "Der gekreuzigte Thoralehrer", in: ders., Jerusalem - Rom, Bern 128-32
- (1959), "Jesus und die Qumranbewegung", in: Die Botschaft Jesu - damals und heute, Bern 13-17
- Stegemann, Ekkehard W. und Wolfgang (²1997), Urchristliche Sozialgeschichte, Stuttgart · Berlin · Köln
- Stoldt, Hans Herbert (1977), Geschichte und Kritik der Markushypothese, Göttingen
- Thiede, Carsten Peter (2002), Die Messiassucher. Die Schriftrollen vom Toten Meer und die jüdischen Ursprünge des Christentums, Stuttgart
- Thiering, Barbara (1993), Jesus von Qumran, Gütersloh
- WAC = Wise, Michael / Abegg, Martin jr. / Cook, Edward (1996), Die Schriftrollen von Qumran, deutsche Erstausgabe hg. von Alfred Läßle, Augsburg
- Winzeler, Peter (2002), „Lukas und die Seleukidenära (Redatierungen des NT I)“, in: ZS 14 (4) 629-645

PD Dr. Peter Winzeler, CH-2503 Viel, Blumenrain 22

E-mail: petwinzeler@dplanet.ch

„...is there method in't“? Zu zwei Beiträgen in ZS 1/2003

von Martin Henkel

Johannes Neumann [Das Alte Testament - jüdische Literatur aus der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger = N. 47] will ein „neues Paradigma“ zur Erklärung des Alten Testaments vorstellen. Er gibt zwar zu, noch nicht auf jede Frage die perfekte Antwort zu haben, vergleicht sich jedoch ohne falsche Bescheidenheit mit Kopernikus und Darwin. Obwohl Vertreter des alten und des neuen Paradigmas in verschiedenen Welten leben und den Vertretern des alten, die diesem Paradigma ja ihre wissenschaftliche Laufbahn verdanken, der Übergang zum neuen Paradigma besonders schwer fällt, hält es Neumann mit Thomas S. Kuhn für sinnvoll, Argumente auszutauschen, um „Wissenschaftler, die unschlüssig zwischen beiden Lagern stehen, von dem neuen Paradigma zu überzeugen.“

Neumann möchte im vorliegenden Aufsatz beweisen, dass die Genesis von römischer Literatur und Rhetorik abhängig ist. Ich überprüfe einige seiner Argumente. Unter anderem findet er zwei lateinische Wörter in den 1.534 Versen der Genesis.

Das bisher unerklärte Wort *set* in Gen 4, 7 ist, wie Neumann glaubt, das lateinische *sed* (aber), und die Verwendung dieses Wortes setzt die Kenntnis der antiken Rhetorik voraus. Gesetzt, Neumanns Prämissen wären richtig. Der von ihm rekonstruierte Satz hieße dann auf Deutsch: „Wenn du gut handelst, aber aber wenn du nicht gut handelst...“ Den fehlenden Hauptsatz (was geschieht oder geschehen soll, wenn die Bedingung erfüllt ist) zaubert Neumann aus dem Nichts: „(gut so)“ [N. 57]. Dass „aber“ schon im hebräischen Text steht und ein lateinisches *sed* dieses „aber“ verdoppeln würde, hat er nicht gemerkt, weil er kein Hebräisch kann.

Wenn der antike Autor *sed* meinte, warum schriebe er dann *set*? Neumann vermutet also einen Fehler, auf dem er seine abstruse Vermutung aufbaut, eine Konjekturen über einer Konjekturen. So kann man buchstäblich (!) alles beweisen.

Der biblische Autor schreibt aber gar nicht *set*. Das Wort *set* hat Neumann erfunden. Es steht nicht im hebräischen Text. Dort steht ein ganz anderes, zweisilbiges Wort, das für das hebräische Ohr nicht die geringste lautliche Ähnlichkeit mit *sed* hat (*śn – aleph – taw*). Zur Erläuterung: *śn* ist ein im Lateinischen nicht vorhandener Zischlaut, *aleph* ist ein deutlich hörbarer Konsonant. Und das *taw* soll ja ein -d wiedergeben. Es stimmt also nichts überein.

Es gibt eine brauchbare Emendation, die Neumann in der *Biblia Hebraica* und in den Kommentaren hätte finden können. Wenn man einen „Buchstaben-dreher“ annimmt, kann man lesen: „erhebe es“, nämlich dein Gesicht, das lt. Vers 6 gesenkt (gefallen) ist.

Ein weiteres lateinisches Wort findet Neumann in Gen 41, 43: das Wort *abrek*, das im Zusammenhang der Josephsgeschichte natürlich ein ägyptisches Wort sein soll. Nach Neumann aber ist es das lateinische Wort *praeco* = Herold.

„Die Endung ‘o’ fiel weg, und zur besseren Aussprache wurde zu Beginn des Wortes ein Kurzvokal ergänzt. Hieronymus [...] verstand also *abrek* noch als *praeco* = Herold.“ [N. 56]

Warum sollte der Autor, der seine Geschichte im alten Ägypten spielen lässt, durch ein lateinisches Wort die Fiktion durchbrechen? Die Erwähnung eines Herolds macht an der Stelle zudem keinen Sinn.

Die Gleichung ist auch wieder sprachlich unmöglich. Weshalb –b – statt p- (Wechsel zwischen *media* und *tenuis*)? Um solche Kleinigkeiten, die das Wesen philologischer Arbeit ausmachen, kümmert sich Paradigmenschöpfer Neumann nicht. Das –o in *praeco* ist übrigens keine Endung, sondern gehört zum Wortstamm: Es bleibt vor Kasusendungen erhalten. Am Anfang des Wortes steht kein Kurzvokal, sondern (wie am Anfang jedes in Quadratschrift geschriebenen Wortes) ein Konsonant: ‘*abrek*. *Praeco* wurde damals zudem wie **praikō* ausgesprochen. Es gibt also nicht die geringste Übereinstimmung. Auch Hieronymus wusste nicht, was Neumann ihm wissen lässt. Er übersetzt, Aquila folgend, *ut genuflecterent*, wozu es offenbar eine koptische Parallele gibt und was einen passenden Sinn ergibt.

Was zu bewundern bleibt, ist der Mut des Autors, ohne Kenntnis der hebräischen Schrift und Sprache textkritische Probleme zu lösen, die seit 2.000, nein, nach Illig, seit 1.700 Jahren niemand lösen konnte.

Die 7 Tage der Schöpfungsgeschichte sind nach Neumann [N. 60] der römischen Planetenwoche nachgebildet. Leider blamiert sich diese interessante These schon am Montag, an dem nach dem Schema der Mond geschaffen werden müsste, was in Gen 1 aber erst am vierten Tag passiert. Neumann handelt sich mit einem kühnen „usw.“ zum Freitag vor, der mit einer ebenso kühnen Vermutung ins Schema gepresst wird (Landtiere und Menschen werden geschaffen, von Fortpflanzung ist die Rede, also Venus). Der Samstag passt wiederum nicht, denn da hätte Gott das Böse schaffen müssen, weshalb er lieber zu schaffen aufhört und ruht. Es stimmt buchstäblich nichts.

Wenn jemand zwei Dinge einander ähnlich findet, dann ist das sein gutes Recht. Um ein solches subjektives Empfinden zu kommunizieren, muß man die Sachverhalte angeben, in denen man die Übereinstimmung sieht, das *ter-*

tium comparationis. Und selbst wenn man die „Ähnlichkeit“ zweier Phänomene a und b als nicht zufällig erweisen kann, kann a von b, b von a oder können beide von c abhängig sein. Neumann fallen bei verschiedenen Genesis-Stellen irgendwelche Lesefrüchte aus Ovid ein. Das nennt er den „intertextuellen Vergleich mit der zeitgenössischen Literatur“. Er meint, dass die Parallelen mit Händen zu greifen seien. Mein Fehler, dass ich keine oder ganz beliebige und nichtssagende Übereinstimmungen feststelle.

So ist Gott mit seiner Schöpfung zufrieden und Ovid mit der von ihm geschilderten Frau. Eine schlagende Parallele, für Neumann Beweis der Abhängigkeit der Gen von Ovid-Lektüre. Wie Ovid in Amores I 5 den Körper einer jungen Frau „von den Schultern an abwärts dem Leser vor Augen stellt“ [N. 58], so stehe in Gen 1, 1 wörtlich: „der Geist brütete auf dem Wasser“, was erstens nicht in Gen 1, 1 steht, sondern allenfalls in 1, 2, und was zweitens auch da nicht steht, denn das entsprechende Wort ist ungeklärt, heißt aber ganz bestimmt nicht „brüten“, denn das *pi'el* drückt eine iterative Bewegung aus.

„Wie es bei Ovid nach dem Liebesakt heißt ‘ermattet ruhen wir beide’ [...] so heißt es in der Genesis nach der Schöpfung: und Gott ‘ruhte von allen seinen Werken’ [Gen 2, 2].“ [N. 59]

Man möchte in diesem Stil weiterassoziiieren: Da Gott niemanden hat, mit dem er ruhen könnte, ist die Stelle vielleicht doch eher abhängig von dem der Sappho zugeschriebenen Halbvers: *εγω δε μονα κατευω* (“ich aber liege allein”), zumal vorher der Mond und das Sieben(!)gestirn erwähnt werden... Unsinn? Das wollte ich damit zeigen.

Josephus erzählt, dass Kleopatra versucht habe, Herodes zu verführen. Nach Neumann wird diese Episode in der Geschichte vom Besuch der Königin von Saba bei Salomo [1. Kön. 10] geschildert. „Der amouröse Verführungsversuch, dem Herodes widersteht, wird umgewandelt in *moralisch unanstößige* Rätselfragen“, und auch noch einiges andere „hat sich geändert“ [N. 55]: Was nicht in den erwünschten Zusammenhang passt, wird einfach als „Umwandlung“ bezeichnet, ohne dass ein Grund angegeben wird. Da Salomo Hunderte von Frauen und Kebsweibern zugeschrieben werden, geht es der Erzählung im 1. Königsbuch vermutlich nicht um moralische Unanstößigkeit.

Ganz allgemein kann die Gen schon deshalb nach Neumann erst in der herodianischen Zeit entstanden sein, weil erst zu dieser Zeit eine wohlhabende städtische Schicht vorhanden war, „die an hellenistische Literatur gewöhnt und an ihr interessiert ist“ [N. 51]. Klarer kann man den Zirkelschluss nicht bezeichnen: Weil die Genesis hellenistische Literatur ist, kann sie nur hellenistische Literatur sein. Auch setzt das Alte Testament, das eine Streit-

kultur ist (sic! [N. 52]), „Meinungsfreiheit“ voraus. Meinungsfreiheit unter Herodes! Warum nicht gleich Pressefreiheit? Freiheit der Kunst und Wissenschaft? Ich finde im Alten Testament überall Zensur und Unterdrückung nicht-orthodoxer Glaubensformen, Umdeutung und Korrektur, aber nirgendwo „Meinungsfreiheit“.

Karl Günther unterscheidet sich darin von Johannes Neumann, dass er nicht vorgibt, Hebräisch zu können, sondern seine Lesefrüchte nur aus disparater deutschsprachiger Literatur bezieht, wobei ein zweimaliges Zitat aus einer offenbar barocken Übersetzung des sog. 4. Buchs Esra [Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen = G. 31, 37] auffällt, wobei nicht ganz klar ist, welchen Zusammenhang er zwischen dieser apokalyptischen Schrift aus der Zeit nach +70 und dem biblischen Esrabuch herstellen möchte. Günther teilt mit Johannes Neumann die Angewohnheit, subjektiv empfundene Ähnlichkeiten durch Abhängigkeiten und Einflüsse zu erklären. So zitiert er Elbogen: „Hillel als Lehrer erinnert in vielem an Sokrates...“ und fährt fort: „Es gibt noch weitere griechische Einflüsse“, die er nun aus Johann Maiers Buch *Das Judentum* zitiert. Günthers Hauptquelle, Finkelstein/Silberman: *Keine Posaunen vor Jericho* [2002] behauptet, das Deuteronomium weise „Ähnlichkeiten mit der frühgriechischen Kultur auf“. Günther paraphrasiert:

„Mit anderen Worten, das Deuteronomium setzt die Kenntnis griechischer Kultur voraus. Dafür ist es im -7. Jh. eindeutig zu früh. Wir werden in die hellenistische Zeit verwiesen.“ [G. 36]

Wie soll ich das verstehen? In hellenistischer Zeit setzt das Deuteronomium die Kenntnis frühgriechischer Kultur voraus? Habe ich da etwa einen Zeiteinsprung übersehen? Schließt der Hellenismus unmittelbar an die „frühgriechische“ Kultur an? Oder heißt „mit anderen Worten“ „Ich bin anderer Ansicht“?

„Unter dem jüdischen [sic!] Begriff Tora versteht man die ersten 5 Bücher der Bibel, im Christlichen [sic!] auch Pentateuch genannt.“ [G. 30]

Mit diesem Satz schafft sich Günther die Voraussetzungen für seine Spekulationen. *Thora* heißt „Weisung“. Die ersten fünf Bücher der hebräischen Bibel sind die „Bücher der Weisung“. Nur in einer Ellipse kann man im späteren Judentum die fünf Bücher Mose als „die Thora“ bezeichnen. Wenn es folglich heißt, daß die *thora* vergessen wurde, dann heißt das nicht, daß die fünf Bücher verloren gegangen waren, sondern daß die Weisung nicht mehr befolgt wurde. In diesem Sinne kann die *thora* selbstverständlich mehrmals vergessen werden und muss jedes Mal erneuert werden, neu begründet werden. „Esra bringt die Tora“ schreibt Günther in einer Zwischenüberschrift. In

den Büchern Esra und Nehemia ist aber mit dem Begriff *thora* „die Weisung, das Gesetz“ gemeint, nicht aber „die fünf Bücher Mose“. Es heißt nämlich ständig: „die *thora* Gottes“ oder „Jahwes“ oder auch „Buch der *thora* Gottes“.

Günther bringt keinen Beleg für seine Behauptung, in der jüdischen Tradition sei „die Tora“, also der Pentateuch, mehrmals „wiederaufgefunden“ worden. Der einzige Bericht über das Auffinden eines „Buchs der Weisung“ ist der in 2. Kön. 22, der seit ungefähr 170 Jahren mit dem Deuteronomium in Verbindung gebracht wird. Dass bei der Auffindung dieses Buches „die Tinte noch nicht trocken war“, war eine nahe liegende Vermutung. Es dürfte sogar eher so sein, dass der Bericht über die Auffindung des Buches und die anschließende „josianische Reform“, der ja im (nachexilischen) deuteronomistischen Geschichtswerk enthalten ist, selbst eine Fiktion ist, die eine nachexilische Kultzentralisation begründen soll. Alle Schlüsse, die Günther aus dem von ihm erfundenen „mehrmaligen“ Wiederauffinden der Bücher Genesis bis Deuteronomium zieht, sind hinfällig.

Zum Teil rennt Günther weit offene Scheunentore ein. „Das Buch Josua belegt, dass es gleichfalls nicht vor die Zeit Josias datiert werden kann“ [G. 36], was ja auch kein ernst zu nehmender Wissenschaftler tut, da das Buch Josua ebenfalls zum deuteronomistischen Geschichtswerk gerechnet wird. Günther meint etwas anderes: nämlich dass die im Buch Josua geschilderten Ereignisse nicht vor Josia stattgefunden haben können, folglich Rückprojektionen späterer Ereignisse seien. Dass es „keine Posaunen vor Jericho“ gegeben habe, ist nun wirklich ein uralter Hut. Auch dass mindestens einige der Gruppen, die als die zwölf Stämme Israels bezeichnet werden, bereits in Palästina sesshaft waren, als andere Gruppen einsickerten, ist nicht erst im Jahre 2002 durch Finkelstein und Silberman enthüllt worden. Günther weiß nichts von der These der Transhumanz, nichts von der These der Amphiktyonie. Das Buch der Richter erwähnt er nicht, weil es nicht in sein Schema passt.

Typisch für diese 'Art' von Wissenschaft ist, dass aus der Möglichkeit eines Sachverhalts eine Tatsache gemacht wird, wobei die bewährte Regel, *argumenta e silentio* für sich nicht gelten zu lassen, souverän missachtet wird. Dass auf dem Tempelberg in Jerusalem keine Spur des salomonischen Tempels gefunden wurde, ist für Günther „der archäologische Beweis“ für seine triumphierend ausgerufene These: „Der Zweite Tempel ist der Erste Tempel!“ [G. 33]

Es mag sein, dass bisher vieles im Alten Testament in eine zu frühe Zeit datiert wurde. Ich halte allerdings die Fragestellung, wie Günther und Neumann sie formulieren, für verkehrt. Günther schreibt:

„Die Meinungen darüber, wann die Texte der Tora geschrieben worden sind, divergieren...“ [G. 30].

Ähnlich Neumann [N. 61]: „Der Genesisautor...“ Nach allem, was 150 Jahre sorgfältiger text- und literarkritischer Arbeit am Pentateuch ergeben haben, hat es *den* „Genesisautor“ nie gegeben. Die Frage, wann Texte niedergeschrieben worden sind, ist zu trennen von der, wie und wann sie entstanden sind, vor allem dann, wenn es sich um sprachliche Gebilde handelt, die etwa in liturgischen Feiern gesprochen wurden. Solche Gebilde verändern sich natürlich – mündliche Tradition ist keine Garantie für Konservatismus –, sie wachsen um neues Material an, Schichten vermischen und überlagern sich, und irgendwann gibt es dann eine Endfassung, die selbstverständlich das Gepräge ihrer Zeit trägt, darunter aber tradiertes und umgeformtes Material birgt. Wenn Neumann und Günther die – sicher in vielen Details strittig diskutierten – Ergebnisse der Quellenkritik und der Formgeschichte mit Gründen bestreiten, dann sollten sie diese nennen. Aber man sollte nicht so tun, als habe es diese Forschung nicht gegeben.

Übrigens sprachen die Juden in Palästina der Römerzeit aramäisch, nicht hebräisch. Nur die Schriftgelehrten (= Theologen) verstanden Hebräisch; Literatursprache war das Koiné-Griechisch, wie u. a. Philo, Josephus und die Evangelien zeigen. Es hätte also wenig Zweck gehabt, hebräische Literatur auf den Markt zu bringen.

Kurz: Ich habe kein „altes Paradigma“ zu verteidigen. Die alten Texte betreffen mich nicht. Jeder kann sie von mir aus interpretieren, wie er will. *Anything goes*. Wenn man aber freiwillig den wissenschaftlichen Diskurs wählt, ist der Methodenzwang eine Spielregel, der man sich nicht verweigern kann. Sie bedeutet z. B. den Verzicht auf regelloses Assoziieren. Sie bedeutet auch, dass man die Grundlagen der eigenen Schlussfolgerungen offen legt, ergebnisoffen forscht und diskutiert und nicht krampfhaft Belege für eine feststehende Theorie sucht.

Dr. Martin Henkel, 45886 Gelsenkirchen, Regensburger Str. 13
E-mail: Synergetik@aol.com

Wann entstanden Ägyptens große Pyramiden?

Dr. Otto Ernst

Die berühmtesten Bauten Ägyptens sind zweifellos die drei großen Pyramiden von Gizeh, die auch das einzige erhaltene der ehemaligen sieben Weltwunder darstellen. Zugeschrieben werden sie den Pharaonen Cheops, Chefren und Mykerinos, die normalerweise als Herrscher der 4. Dynastie in die Mitte des -3. Jtsds. datiert werden.

Bzgl. der Pyramiden gibt es – neben der grundsätzlichen Frage nach ihrem Zweck – zwei Probleme in **baulicher** Hinsicht: Einmal, wie man die Steine **aufeinander schichtete**, und zum anderen, wie man die Steine in einer Zeit, in der es noch keine Eisen-Werkzeuge gegeben haben soll, **bearbeiten** konnte. Insbesondere gilt das für Hartgesteine wie Granit oder Diorit, die in den drei Pyramiden in zunehmendem Maße verbaut worden sind.

Illig, Heinsohn und andere verlegten deshalb die Pyramiden in das -1. Jtsd., wobei sie sich auch auf Herodot berufen können, aus dessen Büchern über Ägypten derartige abzuleiten ist. So sehr die Argumente bzw. Probleme der Steinbearbeitung für eine derartige Datierung sprechen, spricht in meinen Augen aber genau so zwingend dagegen, dass die obigen Pharaonen auf der Königsliste von Abydos ziemlich am **Anfang** der Liste erscheinen (als Nr. 21, 23 und 24 von insgesamt 76 Pharaonen), weit vor den meisten der sonstigen angeführten Herrscher, vor den Herrschern des Mittleren und insbesondere des Neuen Reiches.

Da die Königslisten von Abydos unter Sethos I. und Ramses II. erstellt wurden, von Herrschern der 19. Dynastie und damit des Neuen Reiches, besteht also das anscheinend unlösbare Problem, dass einerseits die 4. Dynastie nicht in das -1. Jtsd. verlegt werden kann, andererseits der 4. Dynastie noch nicht die Werkzeuge zur Verfügung gestanden haben sollen, in großen Mengen Gestein und dabei insbesondere Hartgestein zu bearbeiten.

Als ein auf den ersten Blick seltsam erscheinender Ausweg sind mitunter die Pyramiden in eine **frühere** Zeit verlegt worden, Jahrtausende **vor** dem Alten Reich. Als Erbauer gelten dann mitunter sogar Außerirdische oder zumindest Angehörige einer vorgeschichtlichen Hochkultur. Hierbei kann man sich sogar auf arabische Überlieferungen stützen, nach denen ein König namens Saurid die Gizeh-Pyramiden bzw. die Cheops-Pyramide schon **vor der Sintflut** errichten ließ, um in ihr Menschheits-Erbe zu bewahren. Ein Traum soll ihm angekündigt haben, dass sich in absehbarer Zeit eine kosmisch bedingte Katastrophe ereignen würde, die natürlich mit großen Zerstörungen auf Erden verbunden sein würde.

Rätselhafte Verwitterungsspuren

Tatsächlich ist in jüngerer Zeit wiederholt behauptet worden, dass manche der bislang der 4. Dynastie *zugeordneten* Bauten erheblich früher entstanden sein sollen, insbesondere der Sphinx. Er und sein Umfeld weist Verwitterungsspuren auf, die nach Ansicht von Geologen durch **Wasser** verursacht worden sind. Derartige Regenfälle sollen aber in Ägypten höchstens einige Jahrtausende *vor* der Zeit niedergegangen sein, die für die 4. Dynastie angenommen wird. Zumindest der Grundkörper des Sphinx müsste dann schon Jahrtausende früher herausgeschlagen worden sein, als man heute annimmt. Schoch schreibt dazu:

“Die Bauwerke von Gizeh weisen zwei Arten der Verwitterung bzw. Erosion auf. Die erste geht auf Sand in dem starken Wüstenwind zurück, der den Kalkstein wie ein Sandstrahler abschmirgelt und ein waagrechtes, manchmal stufenartiges Muster hinterlässt, wenn die weicheren Felsstrata abgetragen werden und die härteren stehen bleiben. Diese Art der Verwitterung ist an allen Bauwerken von Gizeh zu beobachten. Doch es gibt noch eine zweite, ganz andere Art der Erosion, die sich hauptsächlich am Sphinx und der ihn umgebenden Grube findet. Diese Verwitterung schafft eine gewölbte, wellenförmige Oberfläche mit tiefen senkrechten Fissuren oder Kerbungen, die häufig oben breiter sind als unten. Ein solches Muster wird nicht vom Wind, sondern vom Wasser bewirkt.

Und da liegt das Problem. Als der Sphinx nach traditioneller Meinung erbaut worden sein soll, war das Klima Ägyptens ziemlich das Gleiche wie heute: Es war heiß, trocken und windig. Tatsächlich zeigen Gebäude, die verlässlich auf die Zeit zwischen 2600 und 2300 v.Chr. datiert sind, also beinahe zeitgleich mit dem Sphinx entstanden sein sollen, eine Verwitterung durch Wind, aber nicht durch Wasser. Die durch Wasser erzeugten Abtragungen auf dem Sphinx ergeben nur dann einen Sinn, wenn das Bauwerk zu einer Zeit errichtet wurde, als das Klima in Ägypten wesentlich feuchter als heutzutage war. Das war auch der Fall, und zwar am Ende der letzten Eiszeit vor etwa 12000 Jahren, und dauerte (mit abwechselnd relativ feuchteren und trockeneren Perioden) bis in die Zeit zwischen 3000 und 2350 v.Chr. Dann setzten aride Bedingungen ein, die mehr oder weniger die gleichen waren wie heute, und an die Stelle der Wasser-Erosion trat die windbedingte Verwitterung durch Sand.

Zusammen mit dem Seismologen Thomas L. Dobecki habe ich das verwitterte Gestein am Sphinx untersucht und bin zu dem Schluß gelangt, dass der Sphinx ursprünglich irgendwann zwischen 7000 und 5000 v.Chr. aus dem Fels gehauen worden sein muß, Jahrtausende vor der Regierungszeit des Chefred. Gewiss wurde der Kopf des Sphinx später – vermutlich im

alten Reich – so überarbeitet, daß sein Gesicht pharaonisch aussah. Aber zu dieser Zeit war der Sphinx bereits ein sehr, sehr altes Bauwerk” [Schoch 21-22].

Hinweise auf ein früher feuchteres Klima lieferte auch ein anderer Bau, der von Petrie Anfang der achtziger Jahre des 19. Jhs. im Umfeld der Chefred-Pyramide entdeckt wurde und von dem er annahm, dass es sich um eine Unterkunft für die Arbeiter handeln würde, die die Pyramide errichteten. Neuere Untersuchungen von Lehner und Hawass sollen jedoch ergeben haben, dass es keine Siedlung, sondern ein Lager und vielleicht auch Werkstätten beherbergte [Verner 259-260]. Konkret fährt Verner fort:

“Die große Anzahl von Schalen kleiner Weichtiere, die hier gefunden wurden, verrät außerdem, dass die Pyramide während der 4. Dynastie nicht von einer kahlen Wüste umgeben war wie heute, sondern von einer Art Savanne mit der entsprechenden Flora und Fauna.”

Diesen archäologischen Befund kann man natürlich so deuten, dass der Bau ebenfalls aus einer früheren Zeit als der für die 4. Dynastie postulierten stammen muss, also aus einer erheblich früheren Zeit als dem -3. Jtsd. Zumindest wenn es in letzterem wirklich so trocken war, wie man bisher annimmt. Trifft hingegen *Verners* Annahme zu, dass das Klima noch während der 4. Dynastie relativ feucht war, dann könnten die Auswaschungen im Umfeld der Sphinx doch erst aus dem -3. Jtsd. stammen.

Rätselhafte Vorgänger-Bauten

Unter dem Basalt-Pflaster des Totentempels vor der Cheops-Pyramide befindet sich ein Fundament aus Kalksteinblöcken, wobei es sich um das Fundament eines älteren Baues handeln könnte. Unterhalb des Basaltpflasters wurden auch Reste eines Drainage-Grabens, also eines Systems zum Abfluss von Wasser gefunden. Dieses Graben-System wurde mit Kalksteinblöcken aufgefüllt, was nur vor Verlegung des Basalt-Pflasters erfolgt sein kann und auf einen Vorgänger-Bau schließen lässt.

Ein weiterer Drainage-Kanal, der etwa 1,30 m höher liegt, wurde offensichtlich nicht aufgegeben. Beide Systeme dürften zum Ableitung von gelegentlichem Regenwasser gedient haben.

Waagerechte Verwitterungs-Spuren, die also nicht durch Wasser, sondern durch Wind hervorgerufen wurden, sind auch beim so genannten Taltempel des Chefred zu beobachten, und dort sogar in einer verblüffenden Kombination: Hinter den Steinen aus Rosengranit, aus denen der innere Taltempel erbaut wurde, befinden sich Steinblöcke mit Verwitterungs-Spuren, an die manche der Granit-Steine angepasst worden sind. Vermutlich hat sich schon lange Zeit, bevor der eigentliche Taltempel des Chefred erbaut wurde, dort

ebenfalls ein Vorgänger-Bau befunden, in den dann der aus Granit-Steinen errichtete *neue* Tempel eingebaut wurde.

Kammern im Felsplateau

Ein weiteres Problem stellen auch die erst in jüngster Zeit entdeckten und beschriebenen Bauten im Fels-Plateau von Gizeh selbst dar. Hier fand man ein tiefgestaffeltes Kammer-System, das bis zu 30 m unter das Plateau reicht und dem zu entsprechen scheint, was schon Herodot als die *wahre* Begräbnisstätte des Cheops beschrieben hat. Der Einstieg liegt neben bzw. unter dem Aufweg, der den Taltempel mit der Chefren-Pyramide verbindet.

Leider liegt noch keine exakte Beschreibung dieses Kammer-Systems vor; insbesondere ist nicht angegeben, ob die Gesamt-Anlage lediglich aus dem Kalkstein-Massiv herausgeschlagen oder zusätzlich mit anderem Stein-Material ausgekleidet wurde. In kurzen Fernseh-Sendungen wurde lediglich angegeben, dass sich in der mittleren Ebene sechs Kammern befinden würden, in denen man zwei Granit-Sarkophage fand, und dass in der untersten Kammer auf einer künstlichen "Insel", entsprechend der Schilderung Herodots, ein Granit-Sarkophag gefunden wurde. Gedeutet wurde die unterste Kammer von Zahi Hawass, dem Chef-Ägyptologen Ägyptens, als mythologisches Osiris-Grab, und in der mittleren Ebene durchgeführte Bestattungen sollen aus der Zeit um -500 stammen.

Möglicherweise gibt es sogar noch weitere unterirdische Kammern, denn in einem Reiseführer von J.A. West, der schon 1985 in den USA erschien, ist auf S. 189 zu lesen, dass ägyptische Wissenschaftler bei Bohrungen im Bereich vor den Tatzen der Sphinx in 16,5 m Tiefe auf Granit stießen, der in Nordägypten nicht vorkommt, also von einem weiteren künstlichen unterirdischen Bau stammen muss, für den dann u.a. Rosengranit aus Assuan verwendet worden wäre. Oder man stieß bei den Bohrungen durch Zufall auf einen dort befindlichen Granit-Sarkophag.

Weitere Rätsel des Gizeh-Plateaus sind unterirdische *Gänge*, die von dem Sphinx-Bezirk aus zu den beiden großen Pyramiden laufen sollen.

Zurück zu den Pyramiden

Wenn auf dem Gizeh-Plateau Vorgänger-Bauten anzutreffen sind, dann bedeutet das natürlich nicht, dass die Pyramiden selbst nicht von der 4. Dynastie errichtet worden sind; man könnte höchstens daraus schließen, dass die Pyramiden vielleicht deshalb auf dem Plateau erbaut wurden, weil sich dort schon ältere Heiligtümer befunden haben – eine These, auf die z.B. auch Reinhard Prahl in jüngster Zeit hingewiesen hat.

Und erst recht kann man nicht sagen, *wann* letztere erbaut wurden, ob

diese möglicherweise von frühgeschichtlichen oder sogar untergegangenen früheren Kulturen stammen. Ausschließen kann man derartiges jedoch nicht, zumal an etlichen anderen Stellen der Welt Bauten anzutreffen sind, die aus 'grauer Vorzeit' stammen sollen, sich also Hinweise auf frühere Hoch-Kulturen häufen. Die Einfachheit der bisher besprochenen Vorgänger-Bauten macht dies jedoch unwahrscheinlich; es können also durchaus Bauten aus der Anfangszeit der ägyptischen Geschichte gewesen sein, die die 4. Dynastie dann zu den heutigen Bauten erweitert hat. Das Problem der Stein-Bearbeitung, insbesondere der Granitblöcke, und der Aufschichtung der Steine zu den heutigen Pyramiden bleibt dann aber weiterhin bestehen.

Bei den drei Gizeh-Pyramiden ist noch zusätzlich zu beachten, dass man diese nicht isoliert betrachten kann, denn vieles spricht dafür, dass sie Höhepunkt und Endphase einer **Reihe** von Pyramiden-Bauten waren, zu denen man auf jeden Fall auch die Snofru zugeschriebenen Pyramiden von Meidum und Dashur rechnen muss:

In der Meidum-Pyramide ist zum ersten Mal zum Errichten der Grabkammer ein, wenn auch primitives, Krag-Gewölbe verwendet worden. Weiterentwickelte Krag-Gewölbe sind dann bei der so genannten Knick-Pyramide in Dashur zu beobachten, und bei der Roten Pyramide treten schon höchst perfekte Krag-Gewölbe auf, deren Weiterentwicklung dann die Große Galerie der Cheops-Pyramide sein dürfte [vgl. Heinsohn/Illig 78-82, 92]. Und auch der Zugang zur "Grabkammer" ist bei der Roten Pyramide genau so wie bei der Cheops-Pyramide angeordnet: ein relativ niedriger Eingang am Ende einer der Kammer-Seiten.

Archaisierende Säiten

Als eine Lösung des Problem der Steinbearbeitung könnte man aber postulieren, dass eventuell beide (Ägyptologen als auch Technologie-Skeptiker) Recht haben, dass die 4. Dynastie wirklich in der Frühzeit des Alten Ägyptens, also im -3. Jtsd. herrschte, die Pyramiden aber später von **anderen** Pharaonen errichtet wurden.

Wenn man sich fragt, wer diese gewesen sein könnten, dann bietet sich vor allem **eine** Dynastie an, die 26., die der so genannten **Säiten**. Es ist allgemeine Lehrmeinung, dass diese archaisierend baute, ganz bewusst Bauten bzw. die Kunststile des Alten Reiches nachahmte. Viele Statuen des Alten Reiches sind stilistisch von denen der Säitenzeit kaum zu unterscheiden, und es wird auch angenommen, dass die Säiten auch Bauten des Alten Reiches renovierten bzw. für ihre Zwecke verwendeten, z.B. für Grabbauten.

So wurde vor der Cheops-Pyramide, in dem schon erwähnten Pyramiden-Tempel, in der Säitenzeit ein Schachtgrab ausgehoben, wurden weitere Grä-

ber westlich der Sphinx angelegt; so sollen die Säiten einen Gang unter die Stufen-Pyramide des Djoser gegraben und dort Bestattungen vorgenommen haben.

Auch in die Grabkammer der nächsten Stufen-Pyramide, der des Sechemchet, sind die Säiten eingedrungen. Laut Verner [168] wurden dort 62 demotische Papyri aus der Säitenzeit, konkret aus der Regierungszeit Ahmosis' II. (Amasis), gefunden.

Auch die (Neu-)Belegung der mittleren Ebene des erwähnten unterirdischen Grabkammer-Systems entsprechend der Beschreibung Herodots würde zeitlich gut zur Säitenzeit passen. In *Reclams Lexikon des Alten Ägyptens* ist unter dem Stichwort "Saitenzeit" zu finden:

"Die enorme Sorgfalt, mit der saitische Künstler Kunstwerke der früherer Epochen kopierten, läßt sich daran erkennen, dass sie offenbar einige der Paneele in der Stufenpyramide von Sakkara mit dem spätzeitl. Gitternetz überzogen, um die Reliefs möglichst genau zu reproduzieren; dazu schufen sie sogar einen neuen Eingang in die Pyramide, um in die unterirdischen Kammern zu gelangen."

Eduard Meyer schreibt in seiner *Geschichte des Altertums* [V.149] über die Säiten:

"In der Religion greift man zu den ältesten Mustern zurück: die Totenformeln der Pyramidengräber leben wieder auf, der Kult der uralten Könige von Memphis, des Snofru, Cheops, Sahure wird wieder eifrig betrieben."

Es wäre wirklich zu überlegen, ob dieser Kult nicht so weit ging, dass man Vorgänger-Bauten der heutigen Gizeh-Pyramiden und anderer Pyramiden nachbaute bzw. in der heutigen Form restaurierte. Interessant ist vor allem, dass Meyer neben Cheops auch Snofru und Sahure erwähnt, denn das Innere der Roten Pyramide ist – wie schon erwähnt – mit seinen Kraggewölben baugeschichtlich nicht von der **Cheops**-Pyramide zu trennen, und die Erwähnung des **Sahure** ist insofern interessant, dass gerade in diesem Pyramiden-Bezirk besonders rätselhafte Steinbearbeitungen auftauchen: **Kernbohrungen** in Granit-Gestein.

Argumente pro und contra

Um obige Überlegungen konkreter auszuführen: Die drei Gizeh-Pyramiden würden dann in der heutigen Form nicht von der 4. Dynastie stammen, sondern aus der **Säiten**-Zeit. Hierfür kann man eine Reihe von Argumenten anführen, aber auch etliche, und zwar schwerwiegende, **dagegen**:

Zunächst müsste man sich fragen, warum nicht Herodot derartiges berichtet, der ja ganz konkret von Cheops, Chefren und Mykerinos als Bauherren

spricht. Ein mögliches Gegenargument wäre, dass man ihm obige Pharaonen als jene genannt hat, denen die Pyramiden *zugeordnet* sind, und dass er diese Information dann als eine über die Bauherrn missverstanden hat. In seinem Bericht über die Pyramiden befindet sich ja mancher 'Unsinn', etwa dass Texte auf der Außenwand angeben würden, was die Bauarbeiter an Lebensmitteln erhalten hätten, und dass Cheops seine Tochter in ein Freudenhaus geschickt hätte, um das Geld für den Bau seiner Pyramide zusammenzubekommen. Aber gerade dadurch wird Cheops ganz konkret als Bauherr benannt.

Umgekehrt sind die Informationen, die Herodot über das Aufschichten der Steine gibt, nämlich "mit Hebe-Maschinen", eigentlich nur so zu erklären, dass die Baustelle damals noch nicht so lange zurücklag. Es ist kaum anzunehmen, dass man derartiges noch so detailliert wusste, wenn seit der Erbauungszeit bis zu Herodots Besuch über 2.000 Jahre vergangen wären, wie nach der etablierten Datierung angenommen wird. Dasselbe gilt für die schon angeführte Erwähnung der teuren Eisen-Werkzeuge.

Zum zweiten müsste man fragen, wie dann die Neben-Pyramiden und das Gräberfeld im Umfeld der Pyramiden, das eindeutig aus dem Alten Reich stammt, um die angenommenen Neubauten aus der Saitenzeit orientiert sein könnte? Eine mögliche Antwort wäre, dass um den Pyramiden-Vorgänger-Bezirk eine Mauer vorhanden war, so wie das in Sakkara um die Stufen-Pyramide des Djoser der Fall ist und wie es in jüngster Zeit auch für Bauten in Abydos festgestellt wurde.

Tatsächlich sind um die Cheops-Pyramide sogar Reste *zweier* Umfassungsmauern nachgewiesen, von denen die äußere sogar über die südlichen Bootsgruben hinweggeht. Da diese Bootsgruben erst unter Cheops' Nachfolger Djedefre fertiggestellt wurden, könnte diese äußere Mauer frühestens aus dessen Regierungszeit stammen; sie könnte natürlich auch ein Werk aus bedeutend späterer Zeit sein. Auf jeden Fall wurde jedoch der eigentliche Pyramiden-Bereich vom anschließenden Gräberfeld abgegrenzt, und eine solche Abgrenzung könnte theoretisch auch schon bei Vorläufer-Bauten bestanden haben.

Rätsel auch bei Djosers Pyramide

Wenn man annimmt, dass die heutigen Gizeh-Pyramiden erst erheblich später als unter der 4. Dynastie errichtet wurden, dann müsste man in eine solche Neubau- bzw. Renovier-Phase wohl auch die Snofru-Bauten in Dashur einbeziehen, und vermutlich auch, zumindestens teilweise, die Djoser-Bauten in **Sakkara**. Hierdurch würden man dann auch gleich Rätsel lösen, auf die

Heinsohn/Illig [173] ebenfalls schon aufmerksam gemacht haben, insbesondere auf die rätselhafte Verwendung der blaugrünen Keramik-Kacheln in den Gängen und in der Grabkammer des Djoser, die eher in die Saïten- bzw. Perser-Zeit passen würden als in die des Alten Reiches. Wie Dayton [1978, 383] schreibt, entsprechen die Wandkacheln in den unterirdischen Pyramidengängen Fayencen der 26. Dynastie; eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass sie erst in der Saïtenzeit nachträglich dort eingefügt worden wären.

Einen interessanten Hinweis auf Renovierung im Bereich der Stufen-Pyramide in Sakkara gibt auch Mark Lehner in *Geheimnis der Pyramiden* [92] für das "Südgrab":

"Das Mauerwerk des 'Manövrierraumes' enthielt feine Kalksteinblöcke mit Sternenreliefs - *Überreste eines früheren Gewölbes*" [Hvgh. O.E.].

Ein Indiz für eine Renovierung eines früheren Gebäudes bzw. Komplexes könnten in Sakkara auch die Nachahmungen einer früheren Holzbauweise in Stein sein; derartiges tritt ja auch bei der Übersetzung der früheren Tempelbauweise in der – dann möglicherweise zeitgleichen – *frühgriechischen* Kunst auf. Derartiges ist beim Djoser-Komplex z.B. beim Zugangstor zu sehen, wo Holzbalken in Stein nachgebaut wurden. Und über etliche Bauten des "Sed-Fest-Hofes" schreibt Verner [154 ff.], dass es sich in frühdynastischer Zeit dabei ursprünglich um Bauten aus leichtem Pflanzenmaterial: Holz, Schilfrohr und Matten gehandelt hätte. Djoser könnte dann diese und andere Bauten zunächst aus Pflanzenmaterial errichtet haben und erst nach und nach durch Steinbauten ersetzen lassen, oder der Nachbau in Stein erfolgte erst *lange Zeit* nach Djoser, z.B. unter den Saïten.

Wie Heinsohn und Illig in *Wann lebten die Pharaonen?* aufzeigten [165 ff.], entsprechen viele Architektur-Details in Sakkara Formen, die in anderen Kulturkreisen, insbesondere in der frühgriechischen Architektur, erst im -1. Jtsd. zu beobachten sind. All das macht wahrscheinlich, dass manche der bisher Djoser zugeschriebenen und damit ins -3. Jtsd. datierten Bauten erst erheblich später entstanden sind.

Zurück zu den Pyramiden

Geht man davon aus, dass die der 4. Dynastie zugeschriebenen Pyramiden Bauten oder *Neubauten aus späterer Zeit* sind, dann könnte das auch eine Erklärung dafür liefern, warum die Pyramiden der 5. und 6. Dynastie dann wieder ausgesprochen 'mickrig' ausfallen; diese wären dann wirklich die Bauten aus der *früheren* Zeit. Zu dieser Annahme von Primitiv-Bauten aus der Frühzeit passen dann allerdings nicht die *Grabkammern* dieser Pyramiden, denn diese sind wiederum sehr ordentlich und meist aus Granit

gearbeitet. Der gut bearbeitete Granit der Bauten, die im *Umfeld* der Pyramiden errichtet wurden, wie insbesondere im Bereich der Pyramide des Sahure, könnte allerdings problemlos aus späterer Zeit wie der Saïtenzeit stammen. Insbesondere könnte das dann für die in Abusir anzutreffenden Kernbohrungen gelten.

Merkwürdige Grabkammer-Systeme

Ähnliche zwiespältige Fakten bestehen bzgl. der Pyramiden auf dem Gizeh-Plateau: Ein Indiz für einen späteren Neubau oder Erweiterungsbau wäre das bei der Chefren- und der Mykerinos-Pyramide zu beobachtende Grabkammer-System: Bei beiden hat man den Eindruck, dass ursprünglich von einer *kleineren* Pyramide ausgegangen wurde. Diese Alt-Bauten könnten dann bei Neubauten beträchtlich erweitert worden sein. Ein *echter* Neubau müsste dann wohl allerdings die Cheops-Pyramide gewesen sein, denn deren Kammer-System lässt sich absolut nicht mit einem primitiven Vorgänger-Bau in Verbindung bringen. Hier könnte höchstens die im *Felskern befindliche Kammer* aus einem Vorgängerbau stammen, oder der *Gesamtbau* müsste 'aus grauer Vorzeit' stammen, wie mitunter ja auch schon behauptet wurde.

Granit auch in anderen Bauten

Wie schon erwähnt, sind *Granit*-Steine oder -Blöcke nicht nur in den Pyramiden anzutreffen, sondern auch im Tal-Tempel des Komplexes der Chefren-Pyramide. Spricht man der 4. Dynastie die Fähigkeit ab, Granit zu bearbeiten, dann müssen dessen gewaltige Granit-Monolithe ebenfalls aus einer späteren Zeit, eventuell erst aus der Saïten-Zeit stammen. Ein ganz gewichtiges Argument *dagegen* ist allerdings das *Osireion in Abydos*, dessen Inneres ja ebenfalls aus großen Granit-Blöcken wie im Chefren-Tempel gebildet wird. Dieser Bau soll Hinweise auf eine Renovierung durch Sethos I. aufweisen. Wenn das zutrifft, dann müsste der Zentral-Teil mit den großen Granit-Monolithen aus der Zeit *vor* Sethos, also vor der 19. Dynastie stammen [vgl. das Schema bei Heinsohn/Illig 457]. Die andere Erklärung, dass die Saïten einen alten Bau, der zunächst von Sethos I. renoviert wurde, dann noch mal umgebaut und mit den Granit-Pfeilern versehen hätten, dürfte doch sehr unwahrscheinlich sein.

Als Resümee bei der Betrachtung dieser Tempel-Bauten muss man also wohl schließen, dass deren Granit-Säulen aus dem Alten Reich stammen oder sogar aus noch früherer Zeit, genau wie auch die meisten sonstigen Megalith-Bauten auf der Welt, wahrscheinlich in sehr frühen Zeiten errichtet worden sind.

Granit auch für Obelisken

Es ist noch zu ergänzen, dass Granit schon erheblich früher als in der Saitenzeit verarbeitet wurde, unter der 18. und 19. Dynastie sogar zu so eindrucksvollen Werken wie monumentalen Obelisken.

Auch die Obelisken aus dem *Mittleren Reich*, wie sie z.B. von Sesostri I. errichtet wurden, waren schon aus Granit hergestellt. Und Sabni, der unter Pepi II. aus der 6. Dynastie, also am Ende des *Alten Reiches*, in Assuan Gouverneur war, berichtet, dass er zwei große Schiffe für den Transport von Obelisken nach Heliopolis erbauen ließ. Da diese in Assuan hergestellt wurden, dürften auch diese Obelisken aus Granit gewesen sein. Somit beherrschte man in der 6. Dynastie tatsächlich schon die Herstellung von Granit-Monolithen, auch wenn diese Obelisken sicher noch nicht die Größe wie in der 18. und 19. Dynastie erreicht haben dürften.

All diese Einwände gelten allerdings nur unter der Voraussetzung, dass man die etablierte Abfolge der Dynastien und auch deren etablierte Datierung beibehält, was Heinsohn, Illig und andere jedoch nicht tun. Diese verlegen ja gerade wegen der Problematik der Hartgestein-Bearbeitung das Alte Reich ins -1. Jtsd.

Akzeptiert man dieses nicht, dann muss man jedoch annehmen, dass die Technik der Granit-Bearbeitung schon im -3. Jtsd. beherrscht wurde; man kann die Saiten nicht unbedingt heranziehen, um Granitbauten aus dem Alten Reich zu erklären. Auch das von ihnen in den Totentempel der Cheops-Pyramide eingebaute Grab zeigt eindeutig, dass dieser Totentempel und auch die Gesamt-Pyramide schon *vor* den Saiten bestanden haben muss. Und auch die Orientierung der Nebenpyramiden sowie der eindeutig aus dem Alten Reich stammenden sonstigen Gräber auf die Gizeh-Pyramiden, insbesondere auf die Cheops-Pyramide spricht dafür, dass die Pyramiden schon damals standen und nicht erst viel später errichtet worden sind. Derselbe Schluss ist aus den südlichen Bootsgräbern vor der Cheops-Pyramide zu ziehen, da diese schon durch den Cheops-Nachfolger Dedefre fertiggestellt worden sind.

Ein erstes Resümee

Es spricht einiges dafür, dass die Saiten etliche der alten Bauten restauriert, vielleicht manches wie z.B. die Kacheln in den Grabkammern der Djoser-Pyramide hinzugefügt haben. Ein Indiz für eine spätere Errichtung der Bauten um die Djoser-Pyramide oder zumindest eines Teiles davon ist z.B., dass die Häuser im Umfeld des "Festhofes" größtenteils *massiv*, also gar nicht zugänglich sind. Denn wie schon angeführt berichtet Verner, dass solche Kapellen in der Frühzeit aus leichtem Pflanzenmaterial – Holz, Schilfrohr, Matten – errichtet worden seien, ursprünglich also nutz- bzw. begehbar

waren. Dies könnte auch bei Djosers Bauten der Fall gewesen sein. Erst beim Wiederaufbau durch die Säiten könnten sie dann massiv erbaut worden sein, weil die Säiten diese Gedächtnisstätten nur wieder errichten, aber nicht mehr nutzen wollten.

Ein Gegen-Argument gegen die Säiten-Hypothese ist allerdings, dass sich laut Verner am "Haus des Südens" viele Besucher-Graffiti aus der 18. und 19. Dynastie befinden würden; dann müsste zumindest dieses Haus schon lange vor der Säitenzeit bestanden haben. Ich kann allerdings nicht sagen, wie eindeutig die Datierung dieser Graffiti ist.

Insgesamt dürfte sich jedoch die anfangs angeführte Hypothese, dass die Gizeh-Pyramiden erst von den Säiten errichtet wurden, nicht aufrecht erhalten lassen. Es bleibt somit weiterhin ein Rätsel, mit welchen Hilfsmitteln die gewaltigen Steinmengen der Pyramiden zugehauen wurden. Zwar veröffentlichte der Archäologe Stocks in jüngster Zeit Beschreibungen, wie er auch mit Kupfer, Quarzsand und Flint Hartgestein bearbeitet hat. In Einzelfällen mag dies möglich sein, aber es bleibt meiner Ansicht nach doch sehr unwahrscheinlich, aus seinen experimentellen Versuchen abzuleiten, dass die alten Ägypter mit derart primitiven Hilfsmitteln insbesondere die in den Pyramiden verbauten Hartgesteine bearbeitet hätten. Auch das Eintiefen von Hieroglyphen in Hartgestein lässt sich kaum durch den Einsatz derart simpler Werkzeuge erklären.

Vermutlich doch Werkzeuge aus Eisen

Es gibt in meinen Augen jedoch noch eine ganz andere Lösungsmöglichkeit als die von Heinsohn und Illig postulierte, dass nämlich den alten Ägyptern erheblich früher als im -1. Jtsd. (also lange vor Beginn der eigentlichen Eisenzeit) schon Eisenwerkzeuge zur Verfügung gestanden haben.

Einmal gibt und gab es auf der Sinai-Halbinsel Eisenerz, das verarbeitet worden sein könnte, wofür mir allerdings keine archäologischen Belege bekannt sind. Deshalb muss man wohl davon ausgehen, dass das für die Steinbearbeitung erforderliche Eisen nach Ägypten *importiert* wurde, wofür das wahrscheinlichste Gebiet der Vordere Orient und dort vor allem die heutige Türkei wäre. Velikovsky [90] weist noch auf die andere Möglichkeit hin, dass Stahl bzw. Chrom-Eisenerz aus *Rhodesien*, das auch heute noch reiche Vorräte davon besitzt, nach Ägypten gebracht worden sein könnten.

Der Import von Eisenerz – oder wahrscheinlicher Eisen selbst – wäre allerdings nur in einer Zeit möglich gewesen, in der Ägypten entweder so reich war, dass es das Eisen bezahlen konnte oder die Eisen erzeugenden Länder beherrscht hätte. Beides mag zur Glanzzeit des Alten Reich selbst möglich gewesen sein; nach dessen Niedergang jedoch nicht mehr, so dass die Ver-

wendung von Eisen danach wieder praktisch auf Null zurückging. Auch die Erschöpfung von Lagerstätten kann eine Rolle gespielt haben.

Etwas ähnliches geschah im Mittelalter bei den Osmanen, und zwar bei der Kachel-Herstellung: Durch den Bau der großen Sultans-Moscheen des 16. und frühen 17. Jhs., die im Inneren meist mit bunten Keramik-Kacheln verziert wurden, erschöpften sich die Tonerde-Gruben, insbesondere die für das so genannte Bolu-Rot. Als Folge ging die Kachel-Herstellung zurück, die Verwendung von Keramik mit roten Farbtupfern verschwand fast völlig, und in zunehmendem Maße wurde die Ausschmückung mit Kacheln durch *Ausmalung* ersetzt.

Im dtv-Lexikon ist unter dem Stichwort "Eisenzeit" zu finden:

"Die durch ägypt. Funde aus dem 3. Jahrtausend bezeugte Verwendung von **Meteor**-Eisen war für die Entwicklung der Eisentechnik ohne Bedeutung. Die ältesten aus **terrestrischen** Eisen gefertigten Zeremonialgeräte, die in Syrien und Kleinasien gefunden wurden, stammen aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends. Die erstaunlich früh einsetzende Entwicklung der Eisentechnik ist um 2000 v.Chr. durch die rasch aufblühende Bronze-Industrie unterbrochen worden. Erst um 1500 v.Chr. wurde Eisen im Vorderen Orient gelegentlich wieder verarbeitet."

All das liefert für Ägypten ein insgesamt ein nicht unlogisches Gesamtbild: Demnach könnte auf eine erste großtechnische Verwendung von Eisen schließlich dessen Verwendung wieder zurückgegangen sein, weil dieses einfach nicht mehr in ausreichendem Maße zur Verfügung stand. Ursache dafür könnte sowohl eine Erschöpfung von Lager- und Herstellungs-Stätten in den Erzeugungs-Ländern als auch lediglich eine verringerte Eisen-Einfuhr nach Ägypten gewesen sein.

So ist es möglicherweise auch zu erklären, dass in der 5. und 6. Dynastie einerseits die Granit-*Bearbeitung* Fortschritte machte, sogar Kernbohrungen möglich wurden, andererseits nicht mehr große Stein-*Mengen* bearbeitet werden konnten, weshalb Größe und Qualität der errichteten Pyramiden zurückgingen. Nur die Grabkammern dieser Pyramiden wurden noch sorgfältig aus Granit-Blöcken errichtet, alles andere war billigste Qualität und wurde auch mengen- bzw. volumenmäßig reduziert. Zur Gänze können allerdings in den Folgezeiten Eisen- bzw. Stahlwerkzeuge nicht außer Gebrauch gekommen sein, denn ohne diese wären gelegentliche weitere Bauten aus Granit und vor allem die Herstellung der großen Obelisken des Neuen Reiches nicht möglich gewesen.

Verwendete Literatur

- dtv-Lexikon (o.J.): Stichwort "Eisenzeit"; München
- Heinsohn, G. / Illig, H. (1997): Wann lebten die Pharaonen? Mantis-Verlag, Gräfel-
fing
- Meyer, Eduard (o.J.): Geschichte des Altertums, Bd. 5, Phaidon Verlag, Essen
- Prahl, Reinhard (2003a): "Die Cheopspyramide: Die Standortfrage"; in: Mysteria
3000, Nr. 4 (auch in Magazin 2000plus [Nov/Dez. 2003] unter dem Titel: Cheops -
Der Restaurator der großen Pyramide?)
- (2003b): "Pyramiden in Ägypten: Keine Grabmäler?"; in: Synesis (5)
- Reclams Lexikon des Alten Ägyptens (1998): Stichwort "Saitenzeit", Stuttgart
- Schoch, Robert M. (2002): Die Weltreisen der Pyramidenbauer, Verlag Zweitausend-
seins, Frankfurt/M.
- Stocks, Denys (1999): "Stone sarcophagus manufacture in ancient Egypt"; in: Anti-
quity Jg. 73, 918-922
- (2001): "Testing ancient egyptian granite-working methods in Aswan, Upper
Egypt"; in: Antiquity Jg. 75, 89-94
- Velikovsky, Immanuel (1978): Die Seevölker, Umschau Verlag, Frankfurt/M.
- Verner, Miroslav (1998): Die Pyramiden, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg
- West, John Anthony (2000) Die Heiligtümer des Alten Ägyptens, Verlag Zweitausend-
seins, Frankfurt/M.

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str, 23

*Herrn Reinhard Prahl danke ich für eine kritische Durchsicht der Arbeit und
für interessante Hinweise.*

Die Himmelscheibe von Nebra

Gerald Schmidt

Alles begann vor 3.600 Jahren (konventionelle Chronologie) zu Beginn der früheren Bronzezeit in einer von dichten Wäldern bedeckten mitteleuropäischen Schichtstufenlandschaft. Die Änderung der hydrographischen Verhältnisse hat im Laufe der Erdgeschichte dazu geführt, dass sich ein kleiner Fluss namens Unstrut tief in das aus mesozoischem Gestein bestehende Gebiet einschneidet und schon in den felsigen Untergrund vordringt. Die Böden wurden nach der letzten Kaltzeit von äolischen Aufschüttungen überlagert und bildeten nach und nach fruchtbare Schwarzerde. Günstige klimatische Bedingungen sorgten dafür, dass hier etliche von Nordeuropa eindringende Bevölkerungsstämme ihre Wanderung nach Süden stoppten und sesshafte Populationen bildeten. Es waren vor allem Stämme der Kulturgruppe der Schnurkeramik, die das ganze bewohnbare Land mit ihren Niederlassungen übersäten, wie auch das fruchtbare Unstruttal am Fuße des Mittelberges zwischen Wangen bei Nebra und Memleben.

Der Fund

Der Mittelberg selbst rückte im Frühjahr 2002 urplötzlich ins Rampenlicht der Forschung, als in einer Presseveröffentlichung ein sensationeller Grabungsfund mit dieser Vorgeschichte in Verbindung gebracht wurde. Zunächst lautete eine Meldung:

„Der Krimi um die Sonnenscheibe ist fürs erste vorbei. Das Raubgut aus einer illegalen Grabung bei Sangerhausen, das auf abenteuerlichen Wegen in die Hände einer bayerischen Schriftstellerin esoterischer Romane und eines vor Geldgier blinden Studienrates a. D. vom Niederrhein geriet, findet jetzt seinen Weg in die Sammlung des Landesmuseums für Vorgeschichte in Halle...“

Was war geschehen?

Zwei Hobby-Archäologen begaben sich im Juli des Jahres 1999, gut ausgestattet mit moderner Technik, wie z.B. einer Metallsonde und Messtischblättern, auf den ca. 250 m hohen Mittelberg bei Wangen. Ihr Ziel war es, eine längst bekannte bronzezeitliche Wallanlage näher zu untersuchen. Nun ist es sicherlich kein Zufall, wenn man heute auf Entdeckungsreise gehen will, denn die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungs- und Fundorte sind in den öffentlichen Archiven des Landes Sachsen-Anhalt genauestens topographisch katalogisiert und jedermann zugänglich. Es bedarf nicht einmal genauer Ortskenntnisse, um die alten Fundplätze ausfindig zu machen. Die beiden Schatz-

sucher waren denn auch schließlich sehr erfolgreich. Aus einer Erdgrube budelten sie neben zwei kostbaren Bronzeschwertern, zwei Armspiralen, einem Bronzebeil und einem Bronzemeißel eine ca. 30 cm große, mit Gold verzierte Bronzescheibe. Ahnungslos darüber, dass sie einen Fund ans Tageslicht befördert hatten, der zu den „zwanzig bedeutendsten der Menschheit“ gehört, wie es Landesarchäologe Harald Meller ausdrückte, sollte die unbezahlbare Bronzescheibe unter Vermittlung einer deutschen Antiquitäten-Händlerin für magere 700.000,- DM verkauft werden. Nach einer Jagd quer durch Europa gelang es den Mitarbeitern des Landeskriminalamtes in Basel im Rahmen einer fingierten Verkaufsverhandlung, den Sensationsfund der international operierenden Kunstmafia zu entreißen, die Schuldigen festzunehmen und der Bestrafung zuzuführen.

Unmittelbar im Anschluss an die Überführung der Rarität in das Hallesche Museum für Vorgeschichte entbrannte ein Streit darüber, ob das Fundstück in Sachsen-Anhalt tatsächlich am rechten Fleck sei. Noch während der Ermittlungen erklärte der Sprecher des Magdeburger Innenministeriums, dass der Fundort nicht bei Sangerhausen, aber zweifelsfrei in Sachsen-Anhalt liege. Kaum war der genaue Fundort identifiziert, entbrannte der nächste Streit. Diesmal unter den Lokalpolitikern des Landkreises Merseburg-Querfurt und dem Burgenlandkreis, denn die Kreisgrenze verläuft quer durch die Wallanlage auf dem Gipfel des Mittelberges, dem ermittelten Fundort der Sonnenscheibe.

„Es geht um Meter, vielleicht auch nur um Zentimeter. Welchen Ort wird die Weltsensation berühmt machen? Wo werden die Touristen später ihr Geld lassen?“

Mit solchen Spekulationen präsentierten sich die drei Bürgermeister von Nebra, Querfurt und Wangen in den Schlagzeilen der BILD-Zeitung. Angesichts der sich abzeichnenden Auseinandersetzungen zwischen den Kommunalpolitikern oblag es den Archäologen, schnellstens dem Kind einen Namen zu geben. Das Landesamt für Archäologie betitelte den Fund vorerst mit der Bezeichnung „Himmelsscheibe von Nebra“. Damit waren die kleine Gemeinde Wangen und die Stadt Querfurt aus dem Rennen. Doch der Bürgermeister von Querfurt ignorierte das Landesamt für Archäologie und ging eigene Wege, indem er am 13. Dezember 2002 gleich zwei Namen beim Deutschen Patent- und Markenamt in München eintragen ließ. Diese lauteten „Himmelsscheibe von Nebra“ und „Himmelsscheibe Mittelberg Ziegelroda“.

Die Stadt Querfurt ging davon aus, den Namen „Himmelsscheibe von Nebra“ allein zur Vermarktung nutzen zu dürfen. So war es nicht verwunderlich, dass sich über kurz oder lang auch das Land Sachsen-Anhalt in die Auseinandersetzungen zur Vermarktung der Himmelsscheibe einmischte. Anstatt die Angelegenheit im Interesse des Landes zur Chefsache zu machen, schickte

Ministerpräsident Böhmer seine Mannen auf das Landgericht Magdeburg. Hier streiten sie seit dem 28. August 2003 in einem Prozess gegen die Stadt Querfurt um die Löschung der beim Patentamt eingetragenen Marken.

Die Örtlichkeit

Derartiger Krämergeist kann das Positive nicht in den Schatten stellen. Seit Juni bemüht sich der Verein Saale-Unstrut-Tourismus verstärkt um Besucher. Auf Grund des großen Interesses an der Himmelscheibe von Nebra starten immer sonnabends und sonntags um 13:30 Uhr Führungen zum Mittelberg. Die Wanderung dauert etwa zweieinhalb bis drei Stunden. Zufällig stieß ich beim Lesen der Tagespresse auf diesen Hinweis. Daraufhin unternahm ich an einem sonnigen Sonntag im Juli 2003 einen Kurztrip ins Unstruttal. Tatsächlich führten die Hinweistafeln der Hauptstraße in Wangen entlang bis zu einem Sackgassenschild. Dann musste man schon Ortskundige nach dem Weg fragen, so man keine Landkarte in größerem Maßstab mit sich führte. Der Aufstieg erwies sich als so beschwerlich, dass ich nach einer Stunde wieder umkehrte und ins Auto stieg. Unter Missachtung aller Verbotsschilder oder Privatwegbezeichnungen fuhr ich bis ca. 500 m unter den Berggipfel. Dort befanden sich weitere Hinweistafeln. Schließlich erreichte ich die Anlage.

Rot-weiße Signal-Sperrbänder und Bauwagen ließen eher eine Baustelleneinrichtung an der A9 vermuten, aber nicht ein touristisches Ziel mit einem Sensationsfund. Die Archäologen haben ganze Arbeit geleistet. Sie haben gerodet und jeden Zentimeter Boden umgegraben. Inmitten der Anlage steht nun ein kleines bemaltes Gipsobjekt, welches die Himmelscheibe imitiert und den Fundort markiert. Nur die öffentliche Führung fand nicht statt, wie einige interessierte Besucher bedauerten, die bis aus Gütersloh angereist waren, um eine Exkursion ihrer Volkshochschule unter Leitung von Prof. Wolfhard Schlosser für den 9. 11. 2003 vorzubereiten.

Auf dem Mittelberg befindet sich eine Hinweistafel des Landesamtes für Archäologie, auf der die Himmelscheibe wie folgt interpretiert wird.

Die Scheibe

Die um etwa -1600 angefertigte Bronzescheibe zeigt die älteste bekannte symbolhafte Himmelsdarstellung der Menschheitsgeschichte. Die Darstellungen auf der Bronzescheibe setzten bei den Menschen jener Zeit generationenlange Beobachtungen des Sternhimmels voraus, um sie zum Sinnbild einer Kosmologie zu machen.

In aufwendiger handwerklicher Arbeit gefertigt, besitzt die 2,1 kg schwere Scheibe einen Durchmesser von 32 cm. Die Bronze wurde über ein rundes Blech punziert, so dass es wie von einer Verzahnung gehalten wird. Aus

Goldblech (nicht Blattgold !) von einem halben Millimeter Stärke sind 32 kleine, runde Plättchen auf der Bronzescheibe angebracht, die als Sterne zu interpretieren sind. Als gesichert dürfte gelten, dass sieben zusammengestellte Goldscheibchen das „Siebengestirn“ (Plejaden) repräsentieren. Dieser offene Sternhaufen im Sternbild Stier spielte in der Vorzeit eine wichtige Rolle bei der Bestimmung von Aussaat bzw. Erntezeit. Zwei etwa mittig integrierte größere Goldbleche stellen die „Sonne“ und die „Mondsichel“ als astronomische Objekte dar, sind jedoch nicht zweifelsfrei zu deuten. Aus der „Sonne“ ist ein Stück vom Goldblech herausgebrochen. An den Rändern waren ursprünglich zwei goldene Randbögen, von denen nur noch einer erhalten ist, aufgebogen. Sie könnten als östliche und westliche Horizontbögen angesehen werden, die den Lauf der Sonnenaufgangs- und Sonnenuntergangspunkte im Jahreslauf darstellen. Deren Winkel von etwa 82° entspricht dem Sonnenlauf für die frühe Bronzezeit auf der geographischen Breite Sachsen-Anhalts. Ein gefiedertes Goldblech am unteren Rand der Scheibe kann als mythische Himmelsbarke, die an Sonne, Mond und Sternen vorüberzieht, verstanden werden. In diesem Fall stehen die kleinen Kerben für Ruder, die beim Eingravieren mindestens einem der Sterne ausweichen mussten.

So weiß man mittlerweile, dass die Scheibe in mehreren Phasen gefertigt worden ist. „Sonne“ und Sterne wurden als erste angebracht. Es folgten die Horizontbögen, für die drei Sterne entfernt beziehungsweise versetzt worden sind. Schließlich wurde noch die Horizontbarke 'hineingezwängt' [Paul].

Über das Alter der Scheibe geben vorerst nur Parallelfunde aus demselben Hort Auskunft. Demnach wäre der gesamte Fundkomplex in die frühe Bronzezeit vor ca. 3.600 Jahren zu datieren. (Allerdings gibt es mittlerweile auch andere Datierungen [Paul].) Dieses Alter würde zeitlich in etwa der letzten Ausbauphase des Steinkreises von Stonehenge entsprechen, so wie der herkömmlichen Chronologie folgen. Die Forschung jedenfalls geht davon aus, dass in der auf einer südenglischen Hochebene erbauten Kultstätte rituelle Handlungen im Zusammenhang mit Sonnen- und Sternenbeobachtungen stattfanden.

Die Bronzeschwerter lassen sogar weitreichende Beziehungen bis in den östlichen Mittelmeerraum erkennen. Denn ihrer Form nach könnten sie aus dem ungarisch-donauländischen Bereich stammen, während die Art der Verzierungen nähere Parallelen erst in der kretisch-mykenischen Kunst besitzt.

Die Analyse der Metall-Legierungen hat zunächst klargestellt, dass es sich um kein gefälschtes Objekt handelt. Denn das Fehlen natürlicher Radioaktivität gibt der Scheibe mindestens ein Alter von 100 Jahren. Damals waren die Spurenelemente bronzezeitlichen Kupfers noch nicht bekannt, versichert Ernst Pernicka vom Lehrstuhl für Archäometallurgie an der TU Bergakade-

mie Freiberg. Die Blei-Isotopen-Analyse aller Fundstücke weist auf die Ostalpen hin, auf Kupfergruben im heutigen Österreich. Ägypten oder Zypern scheiden als Lieferanten aus, womit gerade die "Himmelsbarke" noch rätselhafter wirkt. Das Gold wiederum stammt wohl aus Siebenbürgen, wie eine Elementanalyse mit Röntgenstrahlung ergab [Lang].

Die Darstellung der Kosmologie nimmt eine Bildwelt vorweg, die erst um -1300 auf nordischen Rasiermessern symbolisierte Schiffe, Wasservögel und Sonnen zeigt. Sie erreichte ihren Höhepunkt etwa um -1000 mit dem so genannten „Sonnenwagen von Trundholm“, einem Pferdegespann, das einen Strahlenkranz zieht und bei dem eine Sonnenscheibe auf einem Steg montiert war. Klafft hier eventuell eine Chronologielücke oder handelt es sich tatsächlich bei der Nebraer Himmelscheibe um die früheste bekannte bildliche Kosmologie-Darstellung?

Interpretationen

Ein agiler Wissenschaftler zieht durch die Lande und hält Vorträge auf Veranstaltungen oder gibt Statements im Fernsehen über die Himmelscheibe ab. Es ist Chefastronom Wolfhard Schlosser von der Universität Bochum, auf den die Darstellungen am Grabungsort zurückgehen. Anfangs favorisierte er die Darstellung als eine kurz bevorstehende Mond- oder Sonnenfinsternis. Denn er sah die „Sonne“ als Vollmond, die „Mondsichel“ als Darstellung des Beginns einer partiellen Mond- oder Sonnenfinsternis. Bei dieser Interpretation hätte man auf dem Mittelberg bei Nebra nicht nur das älteste vorgeschichtliche Observatorium entdeckt, sondern auch einen Hinweis auf die früheste bekannte Mond- oder Sonnenfinsternis. Denn eine Finsternis nahe -1600 wäre auf jeden Fall die früheste Finsternis. Allerdings wirkte diese Interpretation sehr gesucht, genauso gesucht wie die Deutung der kleinen Scheibe als präzises Peilgerät.

Bald darauf sprach Schlosser von einem Kalender des bäuerlichen Jahres. Nunmehr sah er den Eintritt des Vollmondes in die Plejaden, eine Zeit, die der Aussaat Anfang März und der Ernte zur Oktobermitte entspreche [Kühne]. Mittlerweile erscheint diese Deutung als "Bauernkalender" und Beobachtungsinstrument hinfällig, weil der Herstellungsaufwand dafür einfach zu groß gewesen wäre. Vielmehr geht die Forschung von einem Sakralobjekt aus [Lang]. Zwischenzeitlich fand Schlosser auch die folgenden Gedanken von Stephan Mayer interessant, womöglich sogar richtig: Die im Vergleich mit der Scheibe deutlich größere Sichel könnte das Phänomen der "Mondtäuschung" illustrieren (Himmelsobjekte in Horizontnähe wirken größer als solche am Zenit), das schon Claudius Ptolemaios bekannt war. Und es könnte

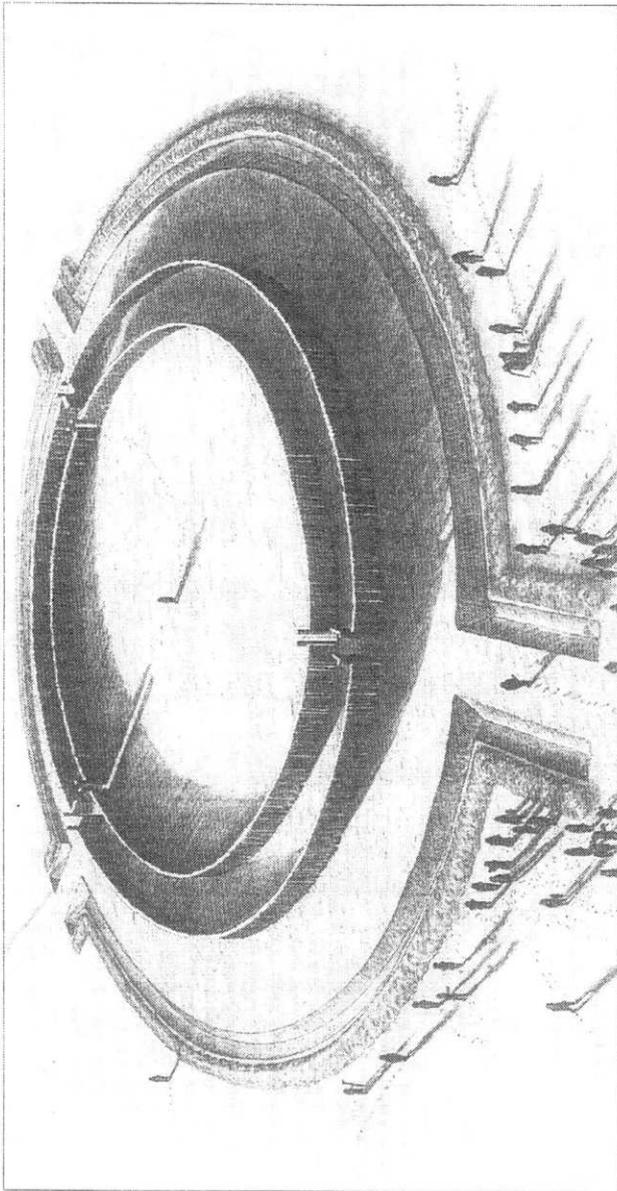
sich um die höchstmögliche Mondhöhe handeln, weil der "Vollmond" nicht im Zentrum angebracht ist [Mayer].

Die nächsten Deutungen werden nicht auf sich warten lassen. Vielleicht sind am 11. Dezember neue Einsichten vorgestellt worden. Denn da sprachen in Bonn Harald Meller als Landesarchäologe von Sachsen-Anhalt, Ernst Pernicka und Wolfhard Schlosser über "den Schlüsselfund für die europäische Vorgeschichte, die Astronomiegeschichte und frühe Religionsgeschichte" [Meller]. Von solchen neuen Einsichten wird es abhängen, wie man sich den Gegenstand in Verwendung oder Verehrung vorzustellen hätte: im Gelände, an einem Priestergewand, auf einem Schild oder auf einem Wagen?

Durch die Kenntnis des genauen Fundplatzes gewinnen die Darstellungen auf der kultbezogenen Scheibe besondere Bedeutung. Auf dem Berg hatten archaische Kulturstämme eine heute kaum noch sichtbare Ringanlage, umgeben von einem Graben, mit einem Durchmesser von ca. 160 m angelegt. Die bisherigen Ausgrabungsergebnisse zeigen, dass der Mittelberg möglicherweise bis in die frühe Eisenzeit um ca. -700 (konvent.) benutzt worden ist. Bei klarem Wetter und gerodeter Peilstrecke bestand eine gute Sichtverbindung zum ca. 80 Kilometer entfernten Brocken, dem markantesten Berg des Harzes. Über seinem Gipfel ging genau am Tag der Sommersonnenwende (21. Juni) die Sonne unter. Ebenso bestand auch eine sehr gute Sichtverbindung zum näher gelegenen Kulpenberg, dem Hauptberg des Kyffhäusergebirges. Hinter ihm ging die Sonne am 1. Mai unter.

Goseck

Für einen kurzen Moment schien es so, als könne man im Land nun wieder zur Tagesordnung übergehen. Da traf im Juli 2003 eine überraschende Meldung von der 'Luftaufklärung' im 'Stab' der Landesarchäologen in Halle ein. Luftbild-Fahnder hatten in der Gemarkung Goseck bei Merseburg eine ungewöhnliche Ringanlage von ca. 80 Metern Durchmesser entdeckt. Das Landesamt reagierte sofort und schickte alle verfügbaren Kräfte nach Goseck. An Ort und Stelle begann man ohne Aufschub mit den Sicherungsgrabungen. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem der größte Teil der Anlage freigelegt war, präsentierten sich den Archäologen der Universität Halle die Überreste eines runden Bauwerkes, welches ursprünglich aus einem Kreisgraben mit Holzpalisaden und drei Toren bestanden hatte, die „Peillinien und himmelskundliche Beziehungen“ zu Sonne und Mond aufweisen. Der Graben hat mit seinem Aushub den Wall geliefert, der wie der Graben an drei Stellen (120°, 240° und 360°) durchbrochen ist. Im Inneren fanden sich zwei konzentrische kleinere Kreis und einige weitere Gräben [Kühne].



Rekonstruktion der Anlage bei Goseck "mit den Schatten der Wintersonnenwende vor 7000 Jahren" [Kühne 8.8.2003; Foto: K. Schauer/LfA Sachsen-Anhalt]

Die darin enthaltenen Keramikscherben lassen den riesigen runden Bau in die Zeit der Stichbandkeramiker konventionell auf etwa -4900/4800 datieren. Die frühen Ackerbauern Europas schufen zwischen Ungarn, Böhmen und Brandenburg über hundert solcher als „Kalenderbauten“ und „Lichtzeigerinstrumente“ gedeuteten Arenen. Die in Goseck freigelegte Anlage dürfte die älteste ihrer Art sein. „Alles deutet darauf hin, dass der neolithische Himmelskult hier seinen Ausgang nahm“, so die Erklärung des Ausgrabungsleiters François Bertemes. Diese mutige Behauptung wird nicht leicht zu bekräftigen sein. Immerhin sollen gut 3.000 Jahre zwischen dem „Sonnenobservatorium und der Sternendarstellung auf der „Himmelscheibe“ liegen. Wenn U. Kühne am 8.8. schreibt:

„Und offensichtlich wurde in dieser Zeit das Wissen über die Himmelsphänomene vermehrt. Auf der Himmelscheibe sind Winter- und Sommer Sonnenwende markiert“

dann mutet das ungewollt ironisch an: Nach Anlage des Sonnenobservatoriums hätten die Menschen binnen 3.000 Jahre gelernt, die Sonnenwenden zu erkennen und zu bestimmen? So hat denn auch Gerd Graßhoff, Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Bern, Einspruch erhoben. So lange keine Indizien gefunden worden sind, die auf astronomische Forschungen hinweisen – ob Skalen oder Winkelmesser – so lange sollte man davon ausgehen, dass es sich bei der Kreisanlage einfach um einen Treffpunkt für soziale und kultische Zusammenkünfte gehandelt haben [Kühne 8.8. 2003]

Quellen in zeitlicher Reihenfolge

6. März 2002: „Sonnenscheibe von Sangerhausen“; in: Mitteldeutsche Zeitung, Sachsen-Anhalt, S. 14
24. Juli 2002: „Sangerhäuser Scheibe“; in: Mitteldeutsche Zeitung, Sachsen-Anhalt, S. 24
19. September 2002: „Das Gezerre um die Sternscheibe“; in: Bild-Zeitung, Ausgabe Halle, S. 3
28. November 2002: Stephan **Mayer** im Kontakt mit Prof. Wolfgang Schlosser: www.psy-mayer.de/links/Mond/Mond-2/Nebra-Himmelscheibe/nebra-Himmelscheibe.htm
18. Juli 2003: „Himmelscheibe von Nebra“; in: Mitteldeutsche Zeitung, Sachsen-Anhalt, S. 2
1. August 2003: Ulrich **Kühne**: „Die Sterndeuter von Nebra. In Sachsen-Anhalt wurde ein 7000 Jahre altes Sonnenobservatorium ausgegraben“; in: Süddeutsche Zeitung
4. August 2003: „Himmelskult in Sachsen-Anhalt“; in: Der Spiegel, Nr. 32, S. 121
7. August 2003: „Aktuelle Nachrichten“ [mit Statement von Wolfgang Schlosser zur Ausgrabung von Goseck]; in: MDR-Fernsehen

8. August 2003: Ulrich **Kühne**: "Der kürzeste Tag. War das älteste Sonnenobservatorium der Welt in Sachsen-Anhalt nur ein Festplatz?"; in: Süddeutsche Zeitung
4. September 2003: „Sternscheibe von Nebra“; in: Mitteldeutsche Zeitung, Sachsen-Anhalt, S. 3
11. September 2003: „artour: Grabräuber in Sachsen-Anhalt“; in: MDR-Fernsehen
7. November 2003: Michael **Lang**: "Gelöste Rätsel von Nebra. Wissenschaftler lesen aus der Himmelsscheibe"; in: Süddeutsche Zeitung
12. November 2003: Günther **Paul**: "Ein Himmel aus den Alpen mit Sternen aus Siebenbürgen"; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung
- Zum 11. Dezember 2003: Ein Statement von Dr. Harald **Meller** zur Veranstaltung am 11.12. in Bonn bei "Geisteswissenschaften im Dialog";
www.gdialog.de/gid8/gid3_8_statements.html
- Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen-Anhalt, Richard-Wagner-Straße 9-10, 06114 Halle, Auf Anschlagtafeln auf dem Mittelberg bei Wangen (2003) bzw. „Die Scheibe im Netz“: www.archlsa.de/sterne.de

Gerald Schmidt, 06855 Roßlau/Elbe, PF. 218

Leserbriefe und Sonstiges

Zu "Freispruch für Asteroiden" [ZS 2/2003, 422]:

Was bei dieser ganzen Diskussion der Boliden aus dem Himmel immer wieder zu kurz kommt, kann nachstehendem Beispiel entnommen werden:

Ein 10 km-Bolide (wie er ja in Yukatan heruntergekommen sein soll) hat den Einfluss auf das Ökosystem Erde wie eine Gewehrkuugel vom Kaliber 10 mm, abgefeuert auf einen Fels- und Sandbrocken von 12 m Durchmesser. Zerstörungen sind daher nur lokal feststellbar und wirken sich auch nur lokal aus. Selbst wenn dieser Bolide ins Wasser plumpsen würde, wären die Auswirkungen bei weitem nicht so schlimm, wie immer wieder dargestellt wird (hat da jemand in einer Physikvorlesung geschlafen?). Die großen (weltweiten) Artensterben, die ja mit solchen Katastrophen immer verbunden werden, müssen andere Ursachen haben.

Walter Dubronner, dubronner@freenet.de

Passend dazu kam die aktuelle Meldung, dass vor 251 Mio. Jahren ein Meteorit das größte Artensterben überhaupt verursacht habe. Damals wurden 90 % des Lebens im Meer und 70 % des Lebens an Land vernichtet. Asish R. Basu (University Rochester) hat an einem eisfreien Gipfel im Zentrum des Transantarktischen Gebirges Mineralkörner geborgen, dazu Einschlüsse angeblich extraterrestrischen Gases und stoßgeschockte Quarzstückchen. Die mutmaßlichen Wirkungen stehen im diametralen Gegensatz zur Winzigkeit der Proben, die bei der Auswertung noch erhebliche Probleme bereitet: Der Einschlag habe die Erdkruste aufgerissen, so dass sich in Sibirien ein riesiges Plateau aus Lavagestein gebildet habe (analog zum indischen Dekkanplateau, das sich bei dem Einschlag vor 65 Mio. Jahren gebildet haben muss).

Jung-Hüttl, Angelika (2003): "Ein Meteorit kommt selten allein"; in: Süddeutsche Zeitung, 22.11.

"Zeitensprünge" der Stadtbibliothek München.

"Barden oder Leierkastenmänner waren in früherer Zeit auch Nachrichtenvermittler. Und weil das so gut zum Motto des Tages der offenen Tür passt, hat die Stadtbibliothek im Gasteig für Samstag von 14 bis 20.30 Uhr 'Ferdinand den Bänkelsänger' engagiert. Zu den vollen Stunden wird er auf die Höhepunkte des Tages aufmerksam machen. Alles, was am Samstag dort passiert, steht unter dem Titel 'Zeitensprünge'."

Süddeutsche Zeitung, 21. 11. 2003

Leserbrief:

Wer hätte das gedacht: Die renommierte Fachzeitschrift "Archäologie in Deutschland" bringt Belege für die Richtigkeit der Illigschen Zeitfälschungstheorie. Zwar zugegebenermaßen nur unfreiwillig und unbeabsichtigt, aber dem Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen tut das keinen Abbruch!

So war z.B. in Heft 1/1999 auf den S. 21 - 23 von der Unmöglichkeit zu lesen, "Sächsisches" und "Fränkisches" bei diversen Funden zu unterscheiden: "Eine scharfe Definition von 'Fränkischem' und 'Sächsischem' gelingt nicht." [21]. Dieses Differenzierungsdilemma gipfelte [22] in der ratlos-verzweifelten Frage: "Gab es überhaupt Sachsen im Westfalen des 6. und 7. Jh., gab es Franken?"

Ähnlich liegt der Fall in Heft 3/2003. Der letzte Beitrag aus der Rubrik "Aktuelles aus der Landesarchäologie" [49] trägt die Überschrift "Franke oder Thüringer" und stellt einen Grabfund von Wüllersleben/Ilm-Kreis (Thüringen) vor. F. Jelitzki schreibt dazu:

"Die Interpretation des Kriegergrabes hinsichtlich Datierung und ethnischer Zuordnung erweist sich als problematisch. Solche Grabbeigaben [Spatha, Pfeilspitzen und Messer; Einfügung M.F.] kommen vom 5. bis ins 8. Jh. [sic!; M.F.] in Männergräbern vor und geben kaum Hinweise auf ethnische Zugehörigkeiten. Für unseren Raum bleibt die Frage: war der Verstorbene ein Franke oder ein Thüringer?"

Die Lösung dieses Dilemmas ist jedenfalls den Lesern dieser Zeitschrift schon seit längerem bekannt.

Monika Falkenrath, 54673 Falkenauel, Nr. 33

Astronomie und Geschichte

"Sterne ... Sterne ... Sterne"

(Schlussworte der Göttlichen Komödie)

Astronomische Fragestellungen ziehen sich durch alle Jahrgänge der *Zeitensprünge* hindurch: Angefangen bei Velikovskys Planetenturbulenzen bis hin zur wiederholten Absage an die irre Hoffnung, Finsternisse könnten Licht in dunkle Zeiten bringen. Dietmar Richter hielt die Entdeckung des Tierkreisphänomens für "eine der größten *historischen* Erkenntnisse" [ZS 2/2001, 323]. Diese Formulierung war mir Anlass einmal zu prüfen, ob der auffällige Gleichklang der beiden Wissenschaftsnamen (Astronomie/Historie) eigentlich rein zufällig ist oder ob "im Anfang" beider vielleicht ein gemeinsamer Begriff war, "das Wort" gewissermaßen (und welches?).

Um aber nicht freihändig ("aufs Geratewohl") zu spekulieren, habe ich die Blüte der deutschen Etymologie, den KLUGE, zu Rate gezogen. Dessen Meinung von der Historie ist hoch [377]:

"entlehnt aus l. *historia*, dieses aus gr. *historia* zu gr. *histor* m. 'der Kundi-

ge, Zeuge'. Dieses wird normalerweise zu ig. *weid- 'Wissen' gestellt. Anders [...] 'Richter, Schiedsrichter' zu gr. *hizein* 'sitzen' [...] Täterbezeichnung **Historiker**".

Astronomie hingegen war nach KLUGE [58] vor Kepler dasselbe wie Astrologie. Der erste Wortteil **Astro-**

"geht auf die Kompositionsform von gr. *astér* 'Stern' (und gr. *ástron* 'Gestirn') zurück [...] Täterbezeichnung: **Astronom**"

und der zweite Wortteil **-nomie** bzw. **-logie**

"dient der Bildung desubstantivischer Personenbezeichnungen [...]"

Ursprung ist gr. *-nomos*, [...] zu gr. *némein* 'zuteilen, bebauen, verwalten'" [590] bzw. "gr. *lógos* 'Vernunft, Rede, Wort'" [524].

Aus diesem direkten Vergleich ergibt sich also kein wirklicher Zusammenhang zwischen den Wissenschaftsbezeichnungen. Der Sprung von gr. *histor* zu ig. *weid erscheint mir freilich völlig unbegründet. (Nebenbei: Sind eigentlich "desubstantivische Personenbezeichnungen" vernünftig? Und wieso sind Täter gleich Zeugen gleich Richter?), aber der KLUGE hat mehr zu bieten – unter dem schlichten Stichwort **Stern** öffnet sich das Fortunahorn der Sprachweisen:

"Aus ig. **hstér*, Genetiv **hstr-os*".

Ich würde – wenn ich 'Täter oder Zeuge oder Richter', also Historiker oder Philologe wäre – nicht zögern und *historia* zu gr. *histor* und zu ig. **hstér*, also **Stern** "stellen" und nicht zu *weid. Und beide Wissenschaften wären dann für mich "im Anfang" demselben verpflichtet gewesen: nämlich "der Erkundung der Sterne". Ich würde also immer überlegen, ob Geschehen, das als irdische Geschichte überliefert wurde, nicht eher Astralmythologie sein könnte. Und ich würde vielleicht nie auf die Idee kommen, dass z.B. die Geschichten des Neuen oder Alten Testaments auf der Erde "geschehen" sein könnten. "Im Anfang" beider Testamente stehen 'stories' von einem oder mehreren Sternen, damit jeder *weid ('Weise' also) Bescheid weiß. Dante hat die Sterne 'ans Ende' gestellt: darum ist sein Hauptwerk aber auch eine "Komödie" und kein "Testament".

Literatur: Kluge, Friedrich (231999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seibold; Berlin · New York

(l., gr. und ig. stehen jeweils für lateinisch, griechisch und indogermanisch).

Herwig Brätz, 18147 Rostock, Jägerweg 3

Homo sapiens und Neandertaler

Gerade noch schien alles klar: Nach genetischen Studien ist der Neandertaler mit dem modernen Menschen nicht näher verwandt als mit anderen Homi-
den. Ein Kieferfund aus dem südwestlichen Rumänien wirft alle derartigen

Ergebnisse wieder über den Haufen:

“Der Knochen habe eindeutig einem frühen modernen Menschen gehört – es sei der älteste Fund eines *Homo sapiens sapiens* in Europa. Doch die Größe, Proportion und Ausrichtung besonders der hintersten Backenzähne erinnert die Forscher an einen Neandertaler.” [cris]

Das wird so gedeutet, dass es die Mischung von Mensch und Neandertaler gegeben habe, auch wenn der Kiefer bei -33000 und der letzte vergleichbare Neandertaler-Weisheitszahn bei -500000 gesehen werden. Neuerlich wird Gunnars Heinsohns Ansatz [Wie alt ist das Menschengeschlecht?] bestätigt.

cris (2003): “Haben sie nun, oder haben sie nicht?”; in: Süddeutsche Zeitung, 23. 9.

Aus **Budapest** ist Gutes und Neues zu berichten. Wie vor einem Jahr gab es eine Pressekonferenz, diesmal um zwei Bücher vorzustellen: das Pyramidenbuch von Franz Löhner und mir (*A Kheopsz Piramis*), vor allem aber von Klaus Weissgerber: *Ungarns wirkliche Frühgeschichte (Magyarok a Kitalált Középkorban. Ujrairt történelem)*. Da der Autor leider nicht an den Ort des Geschehens reisen konnte, sprang der Herausgeber in die Bresche und hielt gleich nach Erfurt an zwei Tagen einen Vortrag über die Phantomzeitthese unter besonderem Bezug auf das frühe Ungarn. Der Ansturm war umwerfend: An den zwei Abenden kamen jeweils 750 Zuhörer, die Signierstunden reichten für den Ansturm nicht aus. Bei Redaktionsschluss dieses Heftes wurde bereits die zweite Auflage von Weissgerbers Buch vorbereitet. Der Aufenthalt war mit weiteren Interviews für Presse, Hörfunk und Fernsehen bestens ausgelastet; eine TV-Sendung wurde live übertragen, die übrigen Beiträge erschienen in den Wochen darauf. Von dieser Medienarbeit kann der Mantis Verlag noch praktisch alles lernen...

Heribert Illig

Ein absolutes Rätsel

Ägypten empfängt feierlich einen Pharaon, doch in Deutschland schaut keiner hin. Eigentlich ist noch nie ein Pharaon zum Nil zurückgekehrt; im äußersten Fall ging einer wie Ramses II. heimlich zu einer gründlichen Pilztherapie nach Paris. Vielleicht war es den deutschen Medien suspekt, dass ein Deutscher die ganze Sache ins Rollen gebracht hat. *Meinhard Hoffmann* hat in einem Provinzmuseum an den Niagara-Fällen eine Mumie entdeckt, die nach seiner Meinung pharaonischen Geblüts war. Den weiteren Gang der Dinge hat er uns geschildert [3/2001; 4/2002]. Vor kurzem hat Peter Lacovara die einstige Niagara-Mumie als sterbliche Hülle von Ramses I. an Ägypten in Gestalt von Zahi Hawass zurückgegeben. Ob die Identifizierung mit diesem Pharaon trägt, wird Meinhard Hoffmann in Bälde mitteilen.

Register für den 15. Jahrgang, 2003

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 242, das zweite bis S. 466. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findest du auf der Home-page, s. Impressum

Amann, Peter: Konnten Druiden Längengrade bestimmen? 70-99

Anwander, Gerhard: Nachrichten aus der Geschichte der Naturwissenschaften nebst kritischen Anmerkungen zum Paradigma-Begriff bei Thomas Kuhn 349-374

- : Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher 518-524

Beaufort, Jan: Die Fälschung des Almagest und ihre Verdrängung durch Franz Krojer 508-515

Becker, Ulrich: "Guter Mond, Du gehst (gar nicht) so stille". Eine Antwort auf Angelika Müller 204-209

Birken, Andreas: Früher oder später. Amerikas Besiedlung. Eine Buchbesprechung 4-6

- : Karolingische Pollen 378-382

- : - [Leserbrief zu Bibelhandschriften] 459-461

- : O Heilige Otilie! Das Elsass zur Karolingerzeit 525-537

Blöss, Christian: Beweist der Kalendersprung die C14-Methode? Eine Replik auf H.-E. Korths Artikel (mit Hans-Ulrich Niemitz) 423-429

- : C14-Crashkurs. Warum wir mit C14-Methode und Dendrochronologie nicht absolutdatieren können (mit Hans-Ulrich Niemitz) 430-458

Brätz, Axel: Geheimnisvolles Erfurt – Eine Stadt als Kunstwerk 601-616

Brätz, Herwig: Astronomie und Geschichte [Leserbrief] 685 f.

Dehn, Georg: Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? (mit Heribert Illig und Martin Klamt) 343-348

Diebitz, Stefan: Wissenschaft als Ideologie- und Kulturkritik. Hans Peter Duerrs Abrechnung mit dem *Prozeß der Zivilisation* 631-636

Dubronner, Walter: Sommerhölde, Kürnbach. Keine megalithische Anlage, sondern Steinbruch ! 67-69

- : - [Leserbrief zu Asteroiden] 684

Ernst, Otto: Chufu-Kartusche wohl doch gefälscht. Ein Nachtrag zur 'Nacht der Pyramiden' 7-12 (mit Jürgen Zimmermann)

- : Wann entstanden Ägyptens große Pyramiden? 662-674

Falkenrath, Monika: - [Leserbrief zur fränkischen Archäologie] 685

- Franz, Ulrich: Die Plünderungen der irakischen Museen und Grabungsstätten sind kein "Versagen", sondern Absicht der Alliierten. Über die Vernichtung unseres kulturellen Gedächtnisses durch Raubgrabungen, Kunstraub und Kunsthandel 303-336
- : Neokatastrophismus. Beispiel für einen unbemerkten Paradigmenwechsel in der Archäologie 411-421
 - : Nachtrag zu meinem Leserbrief "K(r)ämpfe um Troia" 465 f.
 - Fritzsche, Fabian: Paderborner Phantomzeit, die zweite 375-377
 - Goethe, Johann Wolfgang von: (Von der Erdgestaltung) 476 f.
 - Günther, Karl: Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen 30-45
 - : - [Nachtrag zum vorangehenden Artikel] 459
 - Haug, Walter: Gegendarstellung zu dem Artikel "Sommerhælde, Kürnbach" 337-339
 - Heinsohn, Gunnar: Die Streichung der polnischen 'Karolinger': Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter 137-149
 - : Bücherliste 1994-2003 469 f.
 - : Krojer und die Auschwitzleugnung 516 f.
 - : Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke 540-555
 - Henkel, Martin: "...is there method in 't'?" Zu zwei Beiträgen 656-661
 - Hölzl, Josef: Warum gibt es in der Toskana keine Dörfer? 100-104
 - Illig, Heribert: Split und die Rätsel Altkroatiens 161-190
 - : Karls-Miszellen. Schweigen ums Frühmittelalter und seine Blüten 222-230
 - : Nachruf auf Ivan Illich 232 f.
 - : - [Anmerkung zu A. Müller und Luxenberg] 237
 - : - [Anmerkung zu Gleisharfen] 238
 - : Probleme konventioneller Datierungsprobleme (mit Franz Siepe) 244-251
 - : Walter Haugs Buch über Megalithbauten 341 f.
 - : Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? (mit Georg Dehn und Martin Klamt) 343-348
 - : Dickhäuter und Schweigegeld. Phantomzeitdebatte ? 396-405
 - : Katastrophen – zu allen Zeiten. Eine erweiterte Rezension [Jankrift] 406-410
 - : Freispruch für Asteroiden 422
 - : Thüringen im Zentrum. Jahrestreffen in Erfurt 471-475
 - : Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese. Das Scheitern der Archäoastronomie 478-507
 - : Roter Mörtel in Aachens Pfalzkapelle 538
 - : Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems 556-569

- : Humpert/Schenk – Brätz/Brätz. Eine Abwägung 617-620
- Klamt, Martin: Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? (mit Georg Dehn und Heribert Illig) 343-348
- Kögel, Gerd: Was steht wirklich im Koran? Wie steht er zum Christentum? Die Thesen des Islamgelehrten Luxenberg 191-203
- Korth, Hans-Erdmann: Gerbert von Aurillac † 12. Mai 1003 209-221
- Lewin, Karl-Heinz: - [Leserbrief zu Runen und K. Fischer] 240 f.
- Mantis, Egidius: Die Post zockt ab 242
- Marx, Christoph: - [Leserbrief zu LGR] 239 f.
- Müller, Angelika Z.: - [Leserbrief zu Luxenberg] 235 f.
- : Leserbrief zu Kögel und Illig 452 f.
- : Leserbrief zu Ulrich Becker: "Guter Mond..." 463-465
- Neukum, Dietmar: - [Leserbrief zu Islamfragen] 234 f.
- Neumann, Johannes: Das Alte Testament - jüdische Literatur aus der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger 46-66
- Niemitz, Hans-Ulrich: Beweist der Kalendersprung die C14-Methode? Eine Replik auf H.-E. Korth (mit Christian Blöss) 423-429
- : C14-Crashkurs. Warum wir mit C14-Methode und Dendrochronologie nicht absolutdatieren können (mit Christian Blöss) 430-458
- Radke, Ralf: Sargon Sanherib und Esarhaddon 13-22
- : Alles reiner Zufall? Replik auf Zeller 23-29
- Richter, Dietmar: - [Leserbrief zu Dubronner] 340
- Schmidt, Gerald: Neues vom Magdeburger Domhügel oder Wo wurde Kaiser Otto I. begraben? 383-395
- : Die Himmelscheibe von Nebra 675-683
- Siepe, Franz: Probleme konventioneller Datierungsprobleme (mit Heribert Illig) 244-251
- : Nun doch Liebeskontinuität! (Rezension Andreas Gestrich) 621-624
- : Neues zum Verständnis von Antike und Neuzeit in Marburg (Rezension Arbogast Schmitt) 625-630
- Tamerl, Alfred: Antikes und Karolingisches in Tirol 105-136
- : - [Leserbrief zu Landkarten, Celtis und Peutinger] 238 f.
- Weissgerber, Klaus: Noch einmal: Aitony und der Goldschatz von Nagyszentmiklós (Hungarica II) 150-160
- : Zur äthiopischen Frühgeschichte I. Traditionen, Belege und Probleme (Aethiopica I) 570-600
- Winzeler, Peter: Alles ganz anders: David und Maschuilova von Arzaova (Abirrungen II) 282-302
- : Jesus und Qumran – das Ende der Markushypothese (Redatierungen des NT II) 637-655
- Zeller, Manfred: Alles immer jünger? (Teil 2) 252-281

Zimmermann, Jürgen: Chufu-Kartusche wohl doch gefälscht. Ein Nachtrag zur 'Nacht der Pyramiden' 7-12 (mit Otto Ernst)

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen und Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter "1. Aufsätze"

- Aachen 396, 564
 Pfalzkapelle 398, 497, 535, 538
Abul Abbas (Elefant) 396
Abydos 670
Achämeniden 261
Ägypten 24, 248, 262, 411, 687
 Altes Reich 473, 662
 Fatimidenzeit 556
 Mittleres Reich 671
 Neues Reich 662
 Ptolemäer 253, 289
 Spätzeit 252, 662
Äthiopien 570
Aghlabiden 546
Ajtony 150
Aksum, Reich von 570
Al-Battani 512
Alemannen 378, 530
Ali, Schwiegers. Mohammeds 557
Almagest 484, 506
 Proto-A. 509
Althoff, Gerd 395
Amalfi 547
Amarna 252, 296, 473
Ambrosius, Hl. 564
Amerika 4, 413
Amman 558
Amsterdam 499
Antarktis 684
Antichrist 218, 466
Araber 234, 542, 560, 574
Archäoastronomie 478, 508
Archäologie 413, passim
Armille 494
Arnulf von Metz 228
Árpád 158
Arzawa 283
As-Sufi 511
Assur-Dan I. 278
Assyrien 13, 264, 493
Asteroiden 422, 473, 684
Astrolab 493
Astronomie 402, 478, 508, 685
Athanasius 588
Atmosphäre 448
Augustus 480
Auschwitzkeule 480, 516
Aziru 17
Babylon 18, 491
Bagdad 303
Baillie, Mike 497
Bartnicki, Andrzej 576
Bastian, Ulrich 504
Bataver 500
Bayern 222, 485
Beaufort, Jan 488, 556
Becker, Heinrich 471
Becker, Ulrich 463
Beda Venerabilis 540
Belchen-Blauen-System 71
Berber 560

- Beutler, Christian 226
Bibel 30, 46, 257, 459, 637, 656
 Handschriften 459
 Bietack, Manfred 249
 Bilqis, Königin 578
 Birken, Andreas 471, 556
 Blöss, Christian 499
 Bonifatius, Hl. 601
 Brätz, Axel 472, 617
 Brätz, Herwig 617
 Bronzezeit 267, 675
 Brühl, Carlrichard 533
 Brutus 478
 Budapest 687
 Büscher, Detlev 562
 Bultmann, Rudolf Karl 641
 Bundeslade 581
 Byzanz 375, 497, 544, 566
- Cairn 67, 337, 341
 Catània 546
 Chalzedon, Konzil von 588
 Charidschiten 557
 Cheops 7, 473, 664
 Kartusche 7
 Chephren 664
 Chija 40
 Chlodwig II. 521
 Chlodwig von Soissons 534
 Chlothar II. 533
 Christentum 540, 559
 Chronologie abs./rel. 244, 252
 CIAS 257
 Clovis-Kultur 4
Codex Aureus 522
 Constantius, Kaiser 588
 Córdoba 545
 Corvey 472
 Cusanus, Nikolaus 111
 C14-Methode 423, 430, 472
- Dagobert I. 521
 Dalmatien s. Kroatien
 Damnatio memoriae 401, 478
 Dareios I. 261
 Darwin, Charles 632
 David 282, 578
De administrando imperii 561
 Dechend, Herta von 486
 Dendrochronologie 423, 430, 472, 497
 Deschner, Karlheinz 238
Deuteronomium 35
 Deutsche Aksum-Expedition 589
 Dillehay, Thomas 4
 Diokletian 161
 Dionysius, Hl. 521
 Dionysius Areopagita 521
 Djoser 668
 Dorfstruktur 100
 Dotationsgut 519
 Dubronner, Walter 337, 340
 Duerr, Hans Peter 631
 Dux (Dukat) 530
- Edgith, Frau Ottos I. 386
 Einhard 499, 522
 Einstein, Albert 481
 Eisbohrkerne 269
 Eisenzeit 267, 672
 Eiszeit 477
 Elias, Norbert 631
 Elsass 471, 525
 Ephesos 558
 Eratosthenes 473
 Erdumfang/smessung 97, 473, 584
 Erfurt 471, 601
 Eri(u)gena, Johannes Scotus 627
 Erl, Mithrasstein 117
 Ernst, Ewald 472
 Escher, Reinhard 570
 Esra 31, 659

- Eticho, Herzog 525
 Eulenspiegel 603
 Exodus 41
- Fälschungen 496, 509
 Falsifikation 355
 Fatima (Tochter Mohammeds) 556
 Fatimiden 471, 543, 556
 Faußner, Constantin 496, 518
 Filioque 563
 Fischer, Konrad 150, 240
 Flechtwerk 165, 400
 Flucht nach Ägypten 128
 Flusser, David 640
 Fomenko, Anatolij 497
 Franken 533, 685
 Frauengut 519
 Fresken, Südtiroler 123
 Fried, Johannes 497
 Friedell, Egon 403, 409
 Friedrich I. Barbarossa 528
 Frühchristentum 637
 Archäologie 112
 Frumentios 587
 Frutolfs *Weltchronik* 523
 Fundleere 481
 Fustat (Alt-Kairo) 550, 563
- Gambrinus 228
 Gau(struktur) 532
 Gebirgsbildung 473, 476, 481
 Ge'ez 574
 Gelidonya, Wrack von 266
 Genesis 56, 656
 Geniza von Alt-Kairo 550
 Gerbert von Aurillac 209
Gesta Oddonis 523
 Gestrich, Andreas 621
 Gill, Richardson 412
 Giotto 123
 Gleisharfen 238
- Goethe, Johann Wolfgang von 473, 481
 Goitein, S.D. 550
 Golfkrieg 303
 Goseck, Kreis von 680
 Graefe, Erhart 11
 Gravitationswaage 473
 Gregor I., Papst 549
 Gregor V. 214
 Gregor VII. 518
 Gregor von Tours 488
 Großplastik 226, 399, 522
 karolingische
 Großtier-Exitus 5
 Günther, Karl 659
- Habsburg 536
 Haile Selassi 575
 Halleyscher Komet 487
 Halm, Heinz 559
 Hamburg 229, 403
 Harnack, Adolf von 641
 Hartsteinbearbeitung 662
 Haug, Walter 67, 341
 Hawass, Zahi 9, 665
 Heidenmauer 529
 Hl. Geist 564
 Heinrich I. 536
 Heinrich II. 564
 Heinsohn, Gunnar 238, 243, 468, 469, 471, 494, 563, 578, 662
 Hellenismus 33, 50
 Heraklius I. 561
 Herodes 46, 291, 578, 639, 658
 Herodot 13, 255, 289, 573, 667
 Herrmann, Dieter B. 343, 485
 Herzogtum 528
 Hesbon, Stratigraphie 299
 Hethiter 264, 283
 Hexe von Endor 61
 Hidschra 206, 559

- Hillel, Rabbi 39
 Himmelsscheibe Nebra 472, 675
 Hipparch 489
 Historie 685
 Höppel, Reinhard 400
 Hoffmann, Meinhard 687
 Hohenburg 525
 Homer 573, 623
 Homo sapiens sapiens 686
Hortus Deliciarum 528
 Hrotsvith von Gandersheim 522
 Humpert, Klaus 602, 617
 Hunger, Hermann 249, 487
 Huris 199
 Hydatius, Bischof 485
- Ibn as-Salah 513
 Ibn Choradbeh 551
 Ibn Hawqal 544
 Illich, Ivan 232
 Illig, Heribert 25, 118, 234, 235,
 462, 471, 508, 570, 623, 629, 662
 Imam 557
 Impakte 422
 Ingenuin, Bischof 108
 Interdisziplinarität 418
 Investiturstreit 518
 Irmengard, Hl. 230
 Islam 191, 234, 556
 Ismaeliten 557
 Israel, Archäologie 33, 49
 Julianische Tageszählung 483
- Jacobi, Heinz 502
 Jahr des Elefanten 559, 584
 Jahrestreffen 468, 471
 Jan-Illig, Berislava 474
 Jankrift, Kay Peter 406
 Janssen-Winkeln, Carl 254
 Jemen 591
 Jerusalem, Tempel 32, 578, 660
- Jesus 461, 472, 565, 637
 Geburt 343
 Johannes Diaconus 540
 Josafat 296
 Josia 34, 50
 Judentum 53, 610
 sizilianisches 550
 Judith, Königin 594
 Jupiter 343, 495
- Kairo 550, 556
 Kairuan 563
 Kalbiten 543
 Kalifentum 557
 Kalenderrechnung 481
 Kalenderreform 480
 Kalibrierkurve 425, 438
 Kambyses 489
 Karl d. Gr. 118, 168, 223, 226, 228,
 396, 500, 516, 522, 525, 564, 601
 -lüge 501
 -preis 230, 524
 -wein 226
- Karolinger 114, 378, 402, 487, 564
 Katastrophenjahr 239, 497
 Katastrophismus 204, 239, 406,
 411, 422, 463
 Kautsky, Karl 646
Kebra Negast 576
 Keilschrifttafeln 490
 Kelten 70
 -schanzen s. Messhof
- Kepler, Johannes 480
 Kerner, Max 398
 Klaves, Heribert 472, 538
 Kleopatra VII. 53, 579, 658
 Klier, Walter 467
 Knin 169
 Knorr, Herbert 620
 Kobitschanow, Juri 570
 Kögel, Gerd 462

- Königin von Saba 48, 573, 658
 Königslisten 662
 Königsurkunden 496, 518
 Konjunktion, Große 344
 Konrad I. 536
 Konstantin V. Kopronymos 187
 Konstantin VII. Porphyrogenetos
 510, 560
 Kopernikus, Nikolaus 357
 Koran 192, 462, 557, 578
 Ur- 193
 Korfmann, Manfred 465
 Korth, Hans-Erdmann 423, 472
 Kosmas Indikopleustes 584
 Kroatien 161, 186
 Kroeber, Burckard 487
 Krojer, Franz 401, 478, 508, 516
 Kühne, Ulrich 503
 Kürnbach, Sommerhälde 67, 337,
 341
 Kuhn, Thomas S. 46, 349, 416
 Kunitzsch, Paul 509
 Kunsthandel, illegaler 320
 Kusch 574
 Kyros I. 262
- Lange, Claudio 466
 László, Gyula 150
 Lech I. 138
 Le Goff, Jacques 223
 LGR 239, 406
 Libby, Willard F. 437
Liber Pontificalis 540
 Lichtmesshof s. Messhof
 Liebe 621, 629
 Ludovici, Babette 389
 Lüling, Günter 191, 236, 462, 559
 Lukan 62
 Lukaspescher 637
 Luther, Martin 615
 Luxenberg, Christoph 191, 235, 462
- Mackey, Damien 14, 252
 Magdeburg 383
 Mahdi 557
 Maintz, Helmut 538
 Makeda, Königin 579
 Makkabäer 38, 459
 Malatya 264
 Mals 132
 Mannack, Thomas 244
 Mantel-Niečko, Joanna 596
 Markus-Hypothese 641
 Marx, Christoph 406, 463, 473, 480
 Maschuilova v. Arzaova 282
 Massoreten 460
 Maya 411
 Mayer, Stephan 679
 McGuire Gibson 316
 Megalithikum 67
 Mekka 568
 Menelik I. 575
 Menting, Georg 620
 Meridian-Bestimmung 82
 Merkur 473
 Mescha 282
 Mesopotamien 271, 303
 Messhof 70
 Meteoriten 473
 Meyer, Eduard 293
 Mieszko I. 137
 Mikolasch, Peter 474
 Mitanni 289
 Mohammed 235, 462, 557
 Mond 204, 463
 Monophysiten 588
 Moral 635
 Müller, Angelika 204, 238
 Müller, Iso 120
 Müller, Josef 632
 Müller-Karpe, Michael 331
 Müstair, Kloster 118, 398
 Mutung 340

- Nagyszentmiklós, Schatz von 150
 Naruszewicz, Adam 137, 524
 Neandertaler 686
 Nebra 472, 675
 Nebukadnezar 489
 Neokatastrophismus 411
 Neptunismus 476
 Neugebauer, Otto 572
 Neumann, Johannes 472, 578, 656
 Newton, Isaac 485
 Newton, Richard Robert 489
 Nicäa, Konzil von 206, 480, 561
Nicaeno-Constantinopolitanum 564
 Niemitz, Hans-Ulrich 472, 499
 Nin, Bistum 166
 Nordafrika 560
 Normannen 543
- Odilienberg 82, 525
 Ötzi 466
 Ostrakismus 263
 Otte, Andreas 474
 Otilie, Hl. 525
 Ottmarsheim 535
 Otto I. 383, 523, 532
 Otto II. 549
 Otto III. 212, 522, 566
 Otto von Freising, Bischof 518
 Ovid 56, 658
- Pactus Legis Salicae* 533
 Paderborn 375
 Palästina 270, 292
 Palermo 543
 Papstliste 216
 Papyri 495
 Paradigmenwechsel 350, 626
 Patterson, James 238
 Paulus 644
 Paulus Diaconus 108
 Pellech, Christine 338
- Periodensetzung 565
Periplus maris Erythraei 583
 Pernicka, Ernst 678
 Persien 234, 261
 Pescher 639
 Peutingen, Konrad 238
 Pfettrach 498
 Phantomzeit 100, 105, 137, 150,
 161, 209, 222, 226, 343, 375,
 378, 383, 396, 423, 497, 518,
 525, 538, 540, 556, 570, 621,
 629, 687
 Fortsetzungen der ~Debatte 231,
 405, 539
 Philister 271, 292
 Photias, Patriarch 584
 Pirckheimer, Caritas 522
 Pirckheimer, Willibald 239
 Planetenwoche 60, 657
 Plejaden 678
 Plutonismus 476
 Pöppe, Christoph 504
 Polen 137
 Pollen 378, 466
 Polling 400
 Popper, Karl 352, 404
 Prähistorie 4
 Präzession 478, 508
 Prahl, Reinhard 674
 Priestergenealogien 254
 Prinz, Friedrich 222
 Privilegium Ottonianum 522
 Psusennes (I.) 253
 Ptolemäer 253, 289
 Ptolemaios, Claudius 484, 508, 583
 Pyramiden 662
 'keltische' 337
- Qarmaten 558
 Qumran 637

- Radke, Ralf 252, 473
 Ramses I. 687
 Ramses II. 249, 252, 662, 687
 Ramses III. 271, 290
 Rationalismus 403
 Regensburg 617
 St. Emmeram 521
 Regna (regnum) 533
 Reichel, Lee 471
 Reiter, Johann 504
 Revolutionen, wissenschaftliche 360
 Rheingraben 71
 Rill, Bernd 545
 Römer 500, 534
 Röntgenstrahlung 354
 Rösch, Manfred 378
 Rohl, David 252
 Rumsfeld, Donald 230, 328
 Runenschrift 150, 240
 Rusafa 560

 Sabäisch 585
 Sachsen 533, 685
 Saddam Hussein 238, 303
 Säben, Bistum 106
 Saint-Odile s. Odilienberg
 Saiten 666
 Salamya 559
 Salome 130
 Salomo 48, 573, 658
 Sanherib 13
 San Vincenzo al Volturno 549
 Sargon 14, 257
 Sargoniden 279, 473
 Sassaniden 206, 234, 465
 Saturn 61, 343
 Saul 61
 Scaliger, Joseph Justus 483
 Schamgefühl 634
 Schenk, Martin 602, 617
 Schieffer, Rudolf 222, 399

 Schiffsabbildungen, arabische 547
 Schiiten 557
 Schleiermacher, Friedrich 459, 650
 Schlözer, August Ludwig 142, 224, 524
 Schlosser, Wolfhard 488, 677
 Schmidt, Gerald 472
 Schmidt, Hanjo 618
 Schmidt, Thomas 495, 508
 Schmitt, Arbogast 625
 Schoch, Robert 663
 Scholastik 626
 Schütz, Martin 504
 Schwaben, Herzogtum 532
 Schwanitz, Dietrich 350
 Schweitzer, Albert 647
 SCIEM2000 249, 252
 Sechemchet 667
 "666" 218
 Seligenstadt 522
 Sergius IV., Papst 566
 Sethos I. 662
 Siebenschläfer 558
 Siepe, Franz 228
 Sigibert der Alte 534
 Silvester II., Papst 209, 564
 Sintflut 477, 662
 Sittler, Lucien 532
 Sizilien 471, 540
 Slawen 166
 Sol invictus 347
 Sonnenfinsternisse 485, 679
 Sosigenes 484
 Spätantike 161, 533, 625
 Sphinx 663
 Spica (in der Jungfrau) 479
 Split 161
 Springsfeld, Kerstin 225
 Stablo 518
 Stadtplanung 101, 602, 617
 Stamm (Volksteil) 532

- Stegmüller, Wolfgang 349
 Steiger, Otto 243, 468
 Sternbilder am Boden 615, 618
 Sternenfels, Zwerchhölde 67, 342
 Stern von Bethlehem 486
 Sterntafeln, babylonische 491
 Stocks, Denis 672
 Stonehenge 241
 Suger, Abt 518
 Sunniten 557
 Sydow, Wilhelm 105
 Syrakus 543
 Syro-Aramäisch 196, 234
- Tamerl, Alfred 522
 Tanis 253
 Taormina 543
Tarika negest 590
 Tassilo III. 400
 Taufers 118
 Tel Migne 273
 Theoderich d. Gr. 534
 Thiele, Wolfgang 620
 Thiering, Barbara 637
 Thora 30, 46, 659
 Tiglatpileser I. 276
 Tirol 105
 Topper, Ilya Ullrich 570
 Topper, Uwe 558
 Toskana 100
 Trajan 495
 Trinität 564
 Troia 465
- Ulansey, David 486
 Ungarn 150, 570, 687
 Unterstöger, Hermann 224
 Uranus 481
 Urbanoglyphen 471, 602, 618
- Vasenmalerei 244
 Velikovskij, Immanuel 23, 250, 252,
 480, 672
 Venantius Fortunatus 521
 Venus 464
 Vermessung, antike 70
 Verner, Miroslav 664
 Villach 408
Vita Karoli Magni 522
 Völker, Thomas 252
- Wade, Jonathan 254
 Waid 606
 Waldmann, Helmut 564
 Weidner, Ernst Friedrich 491
 Weinfurter, Stefan 505
 Weissgerber, Klaus 559, 687
 Weser 472
 Wessobrunn 400
 Wibald von Stablo 518
 Widukind von Corvey 523
 Wildung, Dietrich 246
 Wirsching, Armin 473
 Wissenschaftstheorie 349
 Wormser Konkordat 518
- Xerxes I. 262
- Zadar, Sv. Donat 180
 Zeitrechnung, christliche 220, 343,
 637
 Zeitsprung 556, 684
 Zeller, Manfred 23, 291, 559, 592
 Zivilisation 631
 Zwillingenzeitalter 493
 Zwischenzeit, Dritte 252
 Zypern 270
 Zysman, Milton 472

Mantis Verlag (Abonnenten-Preise *inklusive* deutschem Porto)

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte.

Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken

325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, für Abonnenten 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner (2003): Der Bau der Cheopspyramide

nach der Rampenzeit

270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (2003): Wann lebten die Pharaonen?

Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt

503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abonnenten 24,- €

Gunnar Heinsohn (2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit

158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abonnenten 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes.

Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte

170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abonnenten 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit.

Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in zwei Bänden

958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 49,80 €, für Abonnenten 45,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung.

Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen

240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, für Abonnenten 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung

327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abonnenten 18,- €

Gunnar Heinsohn (1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich

276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 16,- €

Gunnar Heinsohn (1997): Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abonnenten 10,- €

Heribert Illig (1996): Hat Karl der Große je gelebt?

405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt

in archaischen Gesellschaften

131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abonnenten 11,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 15, Heft 3, Dezember 2003

- 467 Editorial: Drei Lustra
469 Bücher von Gunnar Heinsohn 1994 - 2003
471 Heribert Illig: Jahrestreffen zu Erfurt
476 Johann W. v. Goethe: (Von der Erdgestaltung)
478 Das Scheitern der Archäoastronomie. Drei Antworten:
478 Heribert Illig: Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese
508 Jan Beaufort: Die Fälschung des *Almagest* und ihre Verdrängung durch Franz Krojer
516 Gunnar Heinsohn: Krojer und die Auschwitzleugnung
518 Gerhard Anwander: Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher
525 Andreas Birken: O Heilige Otilie! Das Elsass zur Karolingerzeit
537 H. Illig: Roter Mörtel in Aachens Pfalzkapelle
540 Gunnar Heinsohn: Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke
556 Heribert Illig: Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems
570 Klaus Weissgerber: Zur äthiopischen Frühgeschichte I. Traditionen, Belege und Probleme (*Aethiopica* I)
601 Axel Brätz: Geheimnisvolles Erfurt - eine Stadt als Kunstwerk
617 H. Illig: Humpert/Schenk – Brätz/Brätz. Eine Abwägung
621 Franz Siepe: Nun doch Liebeskontinuität ! (Rezension)
625 Franz Siepe: Neues zum Verständnis von Antike und Neuzeit aus Marburg (Rezension)
631 Stefan Diebitz: Wissenschaft als Ideologie- und Kulturkritik. Hans Peter Duerrs Abrechnung mit dem *Prozeß der Zivilisation* (Rezension)
637 Peter Winzeler: Jesus und Qumran - das Ende der Markushypothese (Redatierungen des NT II)
656 Martin Henkel: „...is there method in“? Zu zwei Beiträgen
662 Otto Ernst: Wann entstanden Ägyptens große Pyramiden
675 Gerald Schmidt: Die Himmelscheibe von Nebra
539 Fortsetzung der Mittelalter-Debatte
684 Leserbriefe und Sonstiges
688 Register für den 15. Jahrgang
699 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233